Aus den Frühlingstagen

des

deutschen Vaterlandes.

Eine schlesische Geschichte

von

G. v. R.=T.
Verf. der „Kinderherberge“, „Heideblumen“ rc.

Motto:
„Von Deutschland kann man in Wahrheit sagen: als es erwachte, erwachte es zur Gerechtigkeit.“
Thomas Carlyle.

Augsburg.
Verlag von Richard Preyß.
1885.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Die neue Heimat.

Der längste Junitag des Jahres 1810 neigte sich seinem Ende zu und der Johannisabend brach an, als ein kleines Fuhrwerk, — ein Plauenwagen — in der Richtung von Zobten her, sich den Thoren Breslaus näherte. Es mochte von weit her kommen, denn die kräftigen Braunen gingen einen kurzen müden Trab und waren, wie der Wagen und der jugendliche Kutscher, mit Staub bedeckt.

Die aufgeknöpfte Plaue ließ in den Wagen hineinblicken. Auf einem in Riemen hängenden Ledersitz gewahrte man zwei Frauengestalten: Mutter und Tochter, dies konnte man deutlich erkennen an den in des Mädchens Antlitz lieblich verjüngten Zügen des edlen Frauengesichts. Beide trugen Trauerkleider, denn, ach! um die letzte Sonnenwende, zur Weihnachtszeit, war er gestorben, der beste Mann, der liebreichste Vater, der treueste Seelsorger, tief betrauert, nicht nur von den Seinen, sondern auch vom ganzen Kirchspiel Rothendorf.

Ein übliches Halbjahr hatte die Witwe noch das Pfarrhaus bewohnen, die Einkünfte beziehen dürfen; nun war auch dies zu Ende. —

Schon die letzten Tage, seit ihre Habseligkeiten gepackt und einem Fuhrmann anvertraut wurden, hatte sie mit ihrer Tochter nicht mehr im Pfarrhaus, sondern im Schloß des Freiherrn von Theßmar, mit dessen Familie sie warme

Freundschaft verband, genächtigt; heute aber waren beide in der frühen Morgenstunde noch einmal schnell durch den eigenen, traulichen Garten gegangen und hatten Immergrün und Rosen und Jasmin gepflückt für das liebe Grab, das mit Kirche und Friedhof dem Garten ganz nahe lag. Zum letztenmal hatten sie die Sonne über dem „Zobten“ aufsteigen, zum letztenmal die dunklen Wälder der „hohen Eule“, die lachenden Gefilde am Abhange im Morgengold gesehen, dann mußten sie zum Schloß zurück eilen. —

Schulzen Hoffmanns Gespann, das er aus alter Freundschaft geliehen, mit Anton, seinem 18jährigen Sohne, als kundigem Leiter der Pferde, stand schon vor der Thüre; doch das Schloß selbst lag noch in's Schweigen der Nacht gehüllt. Bei der frühen Stunde des Aufbruchs hatten Mutter und Tochter am Abend vorher von seinen Bewohnern Abschied genommen und blickten nun mit Wehmut auf die geschlossenen Fenster, hinter denen sie manche frohe und manche ernste Stunde verlebt hatten. Da öffnete sich ein Fenster im obern Stock; eine zarte Gestalt im weißen Nachtgewand bog sich vor, ein lockiger Mädchenkopf schaute heraus und eine freundliche Stimme rief: „Frau Pastor, Marianne, lebt wohl, lebt wohl!“ Thränen erstickten die Stimme, und während die Reisenden den Wagen bestiegen und ihr „Ade, Ella, Gott sei mit Dir,“ hinaufklang, setzten die Pferde sich schon in Bewegung. Als sie an der großen Linde in der Mitte des Dorfes vorbeikamen, da hatte noch ein wunderlicher Vogel aus dem Gezweig gerufen: „Halt Anton, halt“, und ein frischer Knabe, schnell auf's Hinterrad tretend und den Kopf unter die Plaue steckend, ihnen zwei mächtige Blumensträuße mit den Worten gereicht: „von Ella und mir für Gottfried und Euch,“ dann, die Mütze schwenkend, war er

wieder im Laube verschwunden, und wer konnte es wissen, ob die Tropfen auf den Blumen Tau oder Thränen waren? —

Nicht ohne Beschwerde war die Reise vor sich gegangen. Schweidnitz, als Festung mit französischer Besatzung, mußte vermieden, das Lager, das die Unterdrücker bei Leuthen aufgeschlagen hatten, umfahren werden, — jetzt lag Breslau vor ihnen, Breslau mit seinen dunkelen Häuserreihen, mit seinen festen Mauern, mit seinen vielen Türmen; und eben klangen die Domglocken durch die Abendstille wie ein tiefes, ernstes Willkommen. —

Das Mädchen hob die Plaue zur Rechten, die sie, der Stadt nahend, schon herabgelassen hatte, noch einmal. „Mutter," rief sie freudig, „ich glaube auf dem Zobten zünden sie die Johannisfeuer an," und sie schaute sehnsüchtig rückwärts. Doch nicht lange, da ließ sie die Leinwand wieder hinab und wandte den Kopf. Die Stadt lag vor ihr, die neue Heimat. Auch sie war nicht dunkel und kalt für ihr mutiges Herz. Weilte doch der Bruder dort, der einzige, der geliebte, der Gefährte ihrer Kinderjahre, ihr Jünglingsideal. Monate lang hatte sie ihn nicht gesehen und nun sollte sie ihn so bald umarmen!

Der Plauenwagen rollte über die Thorbrücke. Ein Soldat trat vor und musterte die Insassen. Mit zitternden Händen entfaltete die Witwe ihren im Schloß empfangenen Geleitsbrief. Der Soldat trug ihn in die Wachtstube. Nach einer Weile brachte der diensthuende Offizier ihn selbst zurück. „Eine gute Rekommandation," sagte er freundlich; dann rief er dem Kutscher zu: „kann passieren," und die Reisenden fuhren, erleichterten Herzens, durch die engen, schon in Dämmerung gehüllten Straßen.

Endlich hielt der Wagen auf dem „Sand" vor einem

weißen, einstöckigen, ziemlich freistehenden Hause, nahe dem Dome, nicht fern der Oder, und Mutter und Tochter erspäheten mit Freuden ein Licht im oberen Giebelfenster. Ja, auch im Hausflur war es hell — und jetzt ward die Plaue zurückgeschlagen, ein kräftiger Arm hob die Mutter aus dem Wagen, Marianne sprang nach, und eine wohlbekannte Stimme sagte bewegt: „Willkommen Mutter, geliebte Mutter! Gott grüß Dich Schwester."

Bald standen sie im kleinen, sandbestreuten Hausflur, und Marianne wollte noch einmal die Arme um den Bruder schlingen; doch er machte sich freundlich los. „Willst Du uns vorausleuchten, Joseph?" redete er einen Jüngling an, der mit flackerndem Kienspahn im Hausflur stand; „ich will die Mutter führen." Und so, auf den Sohn gestützt, von der Tochter gefolgt, betrat die Witwe die neue Heimat. —

Das Haus gehörte der Frau Bergmann, eines Zinngießers ehrbare Witib, die von Haus aus ein Rothendorfer Kind war, denn ihr Vater hatte dort lange den Verwaltersposten bekleidet und der jetzige Amtmann war ihr Bruder. Bei ihr hatte Gottfried Ohnhausen, der Rothendorfer Pastorssohn, schon über Jahr und Tag gewohnt und jetzt für Mutter und Schwester gemietet. Er hatte für sie eingerichtet so gut es ging. Die alten Sachen standen am neuen Platz; die Erbstücke grüßten wie Freunde aus vergangener Zeit, die Bilder schienen ein „Willkommen" zu lächeln; — doch Marianne eilte an's Fenster. „Gottfried," rief sie lebhaft und faßte des Bruders Hand, „ich sehe ihn, noch im Dämmerschein sehe ich meinen alten, lieben Zobten; wie hell brennt das Johannisfeuer darauf, und dort zur Seite auf den „Keltschen Bergen," auf dem „Gehangenen Reiter," ja selbst auf der „Hohen Eule" haben sie Lichter

angezündet — o, es wird mir nicht bange werden, wenn ich da hinausschauen kann, wo unsere Heimat liegt!" —

Gottfried war zur Schwester getreten. Obwohl nur ein Jahr älter als sie, überragte er um Hauptes länge ihre schlanke Gestalt. Er war ein Jüngling, wie deutsche Dichter ihn beschreiben: hoch und kräftig gewachsen, mit tiefblauen Augen und blondem Haar, das die freie Stirn und das frische Antlitz in dicken Locken umwallte. Sein breiter, zurückgeschlagener Hemdkragen, sein kurzes Wams ließen den gelehrten Schüler erkennen, und es war ihm eine Ehre, Schüler des Maria-Magdalenaeums zu sein, unter des berühmten Manso trefflicher Leitung.

Ein solcher Schüler war auch sein Freund, der die Reisenden mit empfangen hatte und jetzt zögernd an der Thür stand. Sein Gesicht war von dunkler Färbung, dunkel waren auch seine Augen und sein Haar. Nicht an einen deutschen Jüngling, wohl aber an David „den bräunlichen Knaben" konnte man denken bei seinem Anblick und „David" war auch sein Spitzname unter den Schülern.

„Mutter," sagte Gottfried und führte den Fremden zu ihr: „dies ist Joseph Raguel, mein Freund, dies, Joseph, meine Mutter, dies Marianne, meine Schwester."

Beide reichten ihm freundlich die Hand, die Mutter nötigte ihn zum sitzen, und Gottfried erzählte eifrig, wie Joseph mehr Verdienst habe am Einrichten der Wohnung als er; wie er ihm in Allem hilfreich gewesen sei, wie er die Bilder mit aufgehangen, dem „Spinett" einen guten Platz gesucht, für die Topfgewächse die Sonnenseite gewählt habe.

Marianne stand indes ein wenig fern den Anderen und betrachtete ihre lieben Pflanzen; ja, die Nelken und

Monatsrosen hatten noch Knospen, der Goldlack blühte, das Reseda duftete und ihr Myrtenstock stand im frischen Grün. Sie hatte den Kopf darüber geneigt; das reiche, blonde Haar war im Genick zu einem griechischen Knoten geschlungen, wie die Königin Luise ihn trug mit einer Perlenschnur im Haar. — Marianne trug keine Perlen — Perlen bedeuten ja Thränen — ihr Kleid war schlicht und ihren Zügen mangelte regelmäßige Schönheit, aber über ihrer ganzen Erscheinung lag der Hauch frischer Jugend, der Schmelz edler Weiblichkeit, und aus ihren Augen blickte ein tiefes, inniges Gemüt.

Sie blieb nicht lange bei den Blumen stehen. „Wo ist der Herd, daß ich das Abendessen bereite?" frug sie schnell, und bald flackerte ein lustiges Feuer in der anstoßenden Sommerküche. Der Bruder half ihr decken, und als die dampfende Suppe, Brot und Butter und die heimatlichen Beeren, welche die Fahrt überdauert hatten, auf dem Tische standen, teilte Joseph mit ihnen das einfache Mahl. Dann bot er ihnen gute Nacht, den Freund den Seinen überlassend; doch als er langsam durch die matt erhellten Straßen dem Hause seines reichen Verwandten, des Kaufherrn Jakobssohn, auf der Karlstraße zuschritt, kehrten seine Gedanken wieder und wieder in den traulichen Kreis zurück, den er nur ungern verließ.

Nicht lange nachdem er fort war trat Frau Bergmann, die Hauswirtin, welche die Johannisandacht bisher im Dome gefesselt hatte, freundlichst knixend bei ihren lieben Mietern ein. Sie hatte eben schon Anton weidlich ausgefragt und wollte nun noch vieles hören aus der alten lieben Heimat, in der auch ihre Jugend verflossen war. Es gab genug zu erzählen, aber wenig Frohes! — Die Kriegssteuern, die Einquartierung, die veränderten ländlichen

Verhältnisse lasteten schwer auf Herrschaften und Unterthanen. Zwar, wo die beiden gut zu einander standen, wie in Rothendorf dies der Fall war, geschah der Riß nicht plötzlich und wurde durch die gegenseitige Liebe gemildert; aber wo schon im Stillen Feindschaft und Erbitterung gor, brach sie offen los, und mancher benachbarte Gutsherr wußte nicht, wie er die schöne Ernte, die auf den Feldern stand und deren er so sehr bedurfte, einbringen sollte, da seine freigewordenen Leibeigenen ihm die Dienste versagten. —

Von Frau Bergmanns Bruder, von der Wirtschaft, der er vorstand, besonders vom Schlosse selbst und seinen Bewohnern gab es indes auch viel gutes zu sagen. Anton hatte schon erzählt, wie herrlich Junker Konrad mit den andern Jungens Soldaten spielte, wie sie sich übten im Kriegführen, wie sie die Keltschenberge gegen das Nachbardorf verteidigt hatten und wie selbst Herr Oswald, der stattliche Lieutenant, es nicht verschmäht hatte, sie neulich zu mustern und zu exercieren. Dann hatte er auch berichtet von den kleinen Fräulein, besonders aber von Fräulein Gabriele, der Nichte der gnädigen Frau, dem erwachsenen Schloßfräulein; wie sie letzten Winter in die Spinnstuben kam und mit den Mädchen schöne Lieder sang, wie sie die Wohlthaten der gnädigen Frau, ihrer Tante, auch in die ärmsten Hütten trüge und überall so gern gesehen sei.

„Fräulein Ella ist im Hause fest gewachsen wie's eigene Kind," sagte Frau Bergmann bedeutsam. „Es geht ja auch schon in's siebente Jahr seit ihre schöne Mutter, unserer Gnädigen Schwester, das Zeitliche segnete und der Vater ('s war ein stattlicher schmucker Herr, nur gar zur ernst) sein Tochterle nach Rothendorf

brachte, während er den älteren Sohn sich selber behielt. — Ich war gerade in Rothendorf zum Besuch, die Kirschen blühten und die Kühe bekamen 's erste Grünfutter, mein Vater selig lebte noch — ich werd's mein Lebtag nicht vergessen. 's war zu ein großer Jammer und ich konnt mir's gut vorstellen, daß der arme Herr bald nachfolgen würde."

„Er war aber ein frommer und gottesfürchtiger Mann," fiel Frau Ohnhausen ein, „der sich keinem ungebärdigen Schmerz hingab und, soviel ich weiß, verursachte ein schneller, nächtlicher Ritt, auf dem er einem Freunde zu Hilfe eilte, seinen frühen Tod. Es war, vor nun vier Jahren, als der Jammer unsers Vaterlandes erst anfing."

„Mag schon sein, mag schon sein, aber's Herz war ihm doch gebrochen; ich kann's den Leuten ansehn; wenn sie so ein wunderbares Licht im Auge haben, da ist ihnen keine lange Erdenwallfahrt beschieden. S'ist nur ein Glück, daß seine Kinder in Rothendorf eine Heimat fanden. Fräulein Gabriele, seit sie erwachsen und von den Ursulinerinnen fort ist, soll ja wie's eigene Kind gehalten werden. — Ich glaub' immer, — wenn auch der heilige Vater Dispens geben müßte, der nahen Verwandtschaft wegen, hohe Herrschaften kriegen das leicht — sagte schon mein Mann selig — ich glaub' immer, unser junger Herr Oswald führt noch mal Fräulein Ella heim."

„Das glaube ich nicht," entgegnete Marianne schnell, dann aber brach sie das Gespräch ab, als fürchte sie mehr zu sagen und setzte sich zu Gottfried, der während Frau Bergmanns langem Besuch seinen Homer zur Hand genommen hatte.

Ihre Gedanken eilten zurück zum Anfang dieses Tages, zum Abschied von Rothendorf, dessen nicht am wenigsten

schwerer Teil die Trennung von Gabriele, ihrer geliebtesten Freundin, war. — Schon in den Ferienzeiten, wenn Gabriele von den Ursulinerinnen nach Rothendorf kam, hatten sie Spiel und Arbeit geteilt; in den letzten drei Jahren aber war kaum ein Tag vergangen, an dem sie sich nicht sahen. Auch daß Gabriele, nach ihrem westfälischen Vater, katholisch erzogen wurde und Marianne des evangelischen Pastors Töchterlein war, hatte die innige Liebe und Freundschaft nicht gestört. Herrschte doch ein milder Sinn gegenseitiger Duldung in diesen Tagen der gemeinsamen Not und war doch Gabriele durch ihre geliebte Mutter der evangelischen Kirchenabteilung nicht fremd, Marianne durch die irenischen Anschauungen ihres trefflichen Vaters gelehrt, die Einheit fest zu halten im Glauben an den Einen HErrn. So hielt ein Band inniger Gemeinschaft sie beide fest umschlungen. und Mariannens Augen füllten sich mit Thränen, als sie jetzt des letzten Morgengrußes vom Fenster gedachte. —

Die gesprächige Wirtin hatte sich knixend empfohlen und Mutter und Kinder waren wieder allein.

Noch einmal hatten sie die neue Behausung, bestehend aus einer großen und zwei kleinen Giebelstuben nebst Küche und Kammer, genau besehen und dankten Gott für das Obdach in der Fremde, wenn auch, zumal die Mutter, noch mit bangem Herzen. Ihre Mitgift, die sie, das edel geborene Fräulein, einst vom Vater empfangen hatte, war es, die es ermöglichte, solches Obdach zu finden, mit den Kindern zu leben und des Sohnes Studium nicht aufzugeben.

Für Gottfried aber war die Fremde nicht Fremde mehr. Seit über einem Jahre gehörte er zu den eifrigsten und reifsten Schülern des Maria-Magdalenaeums, und mit einem Kreise hochstrebender Jünglinge suchte er sein Leben

allem Edlen und Guten zu weihen. Mit mehreren seiner Mitschüler verband ihn engere Freundschaft, am wärmsten aber mit „David“ „dem bräunlichen Knaben“ — um deswillen er selbst in der Schule „Jonathan“ hieß — und doch war David ein Jude!

Aus einer spanischen Familie stammend, die vor Jahren nach Holland gezogen war, wurde der junge Raguel seit dem frühen Tode seiner Eltern in Breslau erzogen, wo sein einziger naher Verwandter, seiner Mutter Oheim, wohnte. Durch ungewöhnliche Begabung ausgezeichnet hatte er sich schnell emporgearbeitet und stand im Begriff die Schule mit der Hochschule zu vertauschen.

Seine Mitschüler achteten seinen Fleiß, konnten sein Talent nicht leugnen, dennoch blieb er für sie der „Judenknecht,“ der verachtete Fremdling, der es schwer hatte, seine Stellung unter ihnen zu behaupten.

Als nun Gottfried Ohnhausen, wohl unterrichtet von seinem frommen und gelehrten Vater, nicht nur in den Klassikern der Alten, sondern auch im „Buche der Bücher,“ zur Schule kam und, schnell des Fremdlings Lage erkennend, sich seiner warm und schützend annahm, da öffnete Joseph ihm sein ganzes Herz und alle Glut der Liebe, die es barg, war fortan für ihn, den einzigen Freund. Wie segnete er den Tag, da er ihm diese Liebe mit der That beweisen konnte. Ein Unfall, der Gottfried beim Baden traf, als er, des Schwimmens noch nicht völlig mächtig, in Folge heftigen Fußkrampfes zu sinken begann, machte Raguel zu seinem Retter, und noch fester ward das Band, das beide umschlang.

Früher schon hatte Gottfried den Seinen davon erzählt; auch jetzt, in der späten Abendstunde, war er darauf zu sprechen gekommen.

„Als ich aus der todesähnlichen Betäubung erwachte,“ sagte er „und sah diese schönen, ernsten Augen so traurig über mir, — da senkte sich ihre Liebeswärme wie belebend in mein Herz; — ich werde es nie vergessen, wie er da bei mir kniete, mein Joseph, und hielt meine Hand in der seinen und antwortete meinem ersten fragenden Wort mit einem Strom von Freudenthränen! — Ich wünschte, ich könnte ihm auch etwas recht Großes zu Liebe thun! Ich wollte, ich könnte mit meinen Worten das himmlische Leben in seiner Seele anfachen, wie er mein irdisches erhalten hat. — Ihr müßt mir für ihn beten, treulich beten helfen,“ fügte er innig hinzu, im Vertrauen auf das Wort des HErrn: „Wenn zwei Eins werden, um was sie bitten, das soll ihnen gegeben werden.“

„Viele Tropfen höhlen auch einen Stein,“ sagte die Mutter mehr für sich, als zu Gottfried gewandt; dann aber fuhr sie fort:

„War denn keiner Deiner andern Freunde bei Dir? Konnte nur gerade dieser Dir helfen, fast wie der Samariter dem unter die Mörder Gefallenen?“

„O Mutter, verschließe Dein Herz nicht gegen ihn,“ bat der Sohn. „Mahnte nicht der liebe Vater oft, wir sollten die Juden nicht verachten? und erinnerte daran, daß obwohl sie um ihrer schweren Schuld willen schwere Strafe litten, doch Gottes Verheißungen auf ihnen ruhten? Er sagte einmal, daß wir Christen durch schlechtes Beispiel und Lieblosigkeit viel an ihnen sündigten und daß er es gar nicht begreifen könne, wie man ein Volk hassen könne, dem der Apostel Johannes, die Jungfrau Maria, ja unser hochgelobter HErr selber angehört habe.“

Er hielt inne und als die Mutter nichts erwiderte, fuhr er fort:

„Du solltest nur meinen Joseph kennen; er ist wirklich ein Nathanael, ein rechtschaffener Israelit in dem kein Falsch ist. Und wenn Du ihn wirst auf seiner Geige spielen hören, dann gewinnst Du ihn sicher lieb. — Marianne, Du mußt ihn zuweilen auf dem Klavier begleiten; würde es Dir nicht Freude machen?“

Marianne nickte. Sie hatte sich nicht in die Unterredung gemischt, sondern wieder still an's Fenster gesetzt. Die Johannisfeuer waren erloschen, aber der tiefblaue Nachthimmel hatte seine Millionen Lichter angezündet und mitten in der Sternenstraße stand die nördliche Krone.

Gottfried trat zu der Schwester. Er sah, wie ihre Augen feucht schimmerten, wie sie die Hände gefaltet hatte.

„Voriges Jahr am Johannisabend,“ begann sie leise, „da fuhr ich mit dem Vater heim von Gnadenfrei. Ach, wir hatten solch reichen Tag verlebt in dem stillen, gesegneten Ort, bei dem lieben alten Herrn von Theßmar, dem Großonkel unserer Rothendorfer Schloßkinder, — auf der Rückfahrt sprach der Vater mit mir von den schönen Liedern des Bischofs Albertini, die der alte Herr vorgelesen hatte; zuletzt sang er mit mir: „Wir fahren hinunter den leuchtenden Spiegel des goldenen Stromes, als hätten wir Flügel.“ — O, es war so schön! — Weißt Du, Gottfried,“ fuhr sie lebhafter fort, „wenn wir nicht so gern mit Dir sein wollten, ich glaube, die Mutter hätte sich jetzt in der Brüdergemeinde angesiedelt. Auch der Vater sagte oft: Der HErr habe dort das Leben behütet und das Liebesfeuer erhalten, als es ringsum im Lande fast erstorben schien.“

„Der Vater hatte gewiß recht,“ erwiderte Gottfried, „aber vergiß auch nicht, daß er selbst sich nicht dorthin zurückzog, daß er unermüdlich gearbeitet hat in seinem ihm anvertrauten Amte, bis der HErr ihn heimrief, bei Ihm

zu ruhen. Und Marianne — auch auf uns wartet Arbeit. Es ist jetzt keine Zeit zum Ausruhen, zum Zurückziehen in die Stille. — Das Vaterland wird Thaten von uns fordern, und Gott wird uns die Kraft dazu verleihen."

Marianne sah ihn fragend an. „Denkst Du," fuhr er bewegt fort, „daß wir immer Fesseln tragen werden? Daß der stolze Eroberer unsern König immer demütigen soll? — Nein und tausendmal nein! — Wenn auch Schill's Erhebung nicht zur Befreiung geführt hat, sein Blut wird nicht umsonst geflossen sein. Viele edle Männer arbeiten im Stillen mit aller Macht. Des hochherzigen Ministers von Stein kühne Pläne und Entwürfe wird der Tyrann nicht bannen mit dem Bann, den er nach ihm geschleudert hat. Der Tugendbund sammelt die edlen Kräfte im Lande, im Verborgenen erstarkt der Mut, die Kraft — der Corse wird noch vor der deutschen Jugend zittern!"

„Aber was sollen wir Frauen thun? Wir, die wir nicht mit in's Feld ziehen und kämpfen können?"

— „O, ihr werdet genug zu thun haben mit der Pflege der Verwundeten, mit der Sorge für die zurückgelassenen Frauen und Kinder! — Ihr müßt bei den Männern die Begeisterung stärken durch Eure opferwillige Liebe. Und vor allem müßt Ihr für uns beten. Das Gebet ist eine große Macht. Denke an die heiligen Geschichten des alten Testaments, wo der HErr den Sieg gab auf's Gebet. Wenn unser Volk sich zu Ihm wendet mit ganzem Ernst, so wird Er uns gewiß den Sieg verleihen." „Marianne," fuhr er nach einer Pause ruhiger fort — „Du hast mir noch nicht gesagt, ob Du Dich mit mir verbinden willst für meinen Joseph zu beten? Der Glaube ist auch ein Sieg des HErrn, der erbeten sein will."

Er hielt der Schwester seine Hand hin; sie legte die ihre hinein, fest und still, zu heiligem Bunde. — Die Ruhe der Nacht war über Erde und Himmel gebreitet. — Sie schauten hinab in die dunkle Stadt und hinauf nach den lichten Sternen. Wie viel Not mochte da unten sein, wie viel Leid, dafür man beten konnte? Aber wie groß ist droben das Erbarmen Dessen, der mit Vateraugen darauf niederschaut, der das Seufzen hört, die Thränen sieht, des Hüters Israels, der nicht schläft noch schlummert! — Da klang durch die stillen Straßen der Wächterruf: „Ihr Männer und Frauen laßt Euch sagen, die Glocke, die hat 11 geschlagen. Bewahrt das Feuer und das Licht, daß der Stadt kein Schad' geschieht. Lobet Gott den HErrn."

Sie lauschten andächtig. Die Mutter aber rief die Kinder und las den Abendsegen, dann stimmte sie leise an, und Sohn und Tochter sangen mit:

Ich bin Gottes, Gott ist mein,
Wer ist der uns scheide?
Dringt das liebe Kreuz herein
Mit dem bittern Leide,
Laß eindringen, kommt es doch
Von geliebten Händen.
Bald ja bricht und weicht das Joch,
Wenn es Gott will wenden.

Gottes Kinder säen zwar
Traurig und mit Thränen.
Aber endlich kommt das Jahr
Wonach sie sich sehnen;
Endlich kommt die Erntezeit,
Da sie Garben machen,
Da wird all' ihr Gram und Leid
Lauter Freud' und Lachen.

Ei, so faß o Christenherz
Alle Deine Schmerzen,
Wirf sie fröhlich himmelwärts;
Laß des Trostes Kerzen
Dich bescheinen mehr und mehr,
Gib dem großen Namen
Deines Gottes Preis und Ehr,
Er wird helfen. Amen.

Zwei Tage später rüstete sich Anton zur Heimfahrt. Seine Pferde waren ausgeruht, er selbst hatte sich in Breslau weidlich umgeschaut; nun sollte er wieder nach Hause gehen.

Mannigfach waren die Grüße, Bestellungen und Paketel, die Frau Bergmann für den Bruder und alle Bekannte mitgab und auch Marianne hatte Aufträge und Bitten. Mit hochgeröteten Wangen und Thränen im Auge stand sie vor der Thür am wohlbekannten Fuhrwerk, klopfte den Sattel=Braunen auf den glatten Hals und bat den Anton ihre Grüße in der lieben Heimat zu bestellen.

„Nicht wahr, Du vergißt auch nicht, unser Grab zu begießen, Anton? Hast Du nicht Zeit, so thuts das Marierosel oder die Hanlore. Grüße sie vielmals und Deine Eltern und alle Geschwister, besonders Deine Groß=mutter, meine liebe, liebe Pate. Ach könnte sie uns doch einmal besuchen!" Zuletzt gab sie ihm einen Brief. „Nicht wahr, den trägst Du bald aufs Schloß und gibst ihn selbst ab mit tausend Grüßen?"

Anton versprach Alles; sie schüttelte ihm herzlich die Hand und ging langsam ins Haus zurück.

Der Brief aber, den Marianne ihm so warm an's Herz legte, trug die Ueberschrift:

„An das edle Fräulein Gabriele von Willingbrodt,
im Schloß zu Rothendorf"

und lautete also:

„Meine Engels-Gabriele!

Wir sind am Johannisabend gesund in Breslau angekommen, und morgen früh macht sich der Anton auf die Heimreise; der Glückliche! — Grüße soll er mitnehmen und diese Zeilen. — Auf der Herreise habe ich mich nicht viel umgeschaut. Ich war zu traurig. — Nun sind wir hier schon ziemlich eingerichtet. — Wir haben helle Stuben, einen freien Blick aus den Fenstern und eine freundliche Wirtin an der guten Frau Bergmann, die Dir ja wohl bekannt ist, in ihrer gesprächigen, breiten Art, mit den vielen Einschaltungen und Zwischensätzen in ihren Reden? — Das Schönste ist, daß wir mit Gottfried zusammen sind! Er hat Alles so gut für uns geordnet, sich selbst nur eine kleine Dachkammer behalten, die er seine „Klause" nennt. Er wird immer selbstloser, immer mehr unserem lieben Vater ähnlich, der geliebte Bruder! Der teuern Mutter ist das Herz noch schwer, das sehe ich, wenn sie mir's auch nicht zeigen will. „Junge Bäume lassen sich besser verpflanzen als alte und wurzeln schneller ein;" sagte sie gestern, als Gottfried und ich Pläne machten, was wir zusammen lesen und thun wollten. O, es wird so schön sein! Doch vor Allem wollen wir für unsere geliebte Mutter leben. Es ist mir eine Lust, für sie zu arbeiten. Wir halten kein Mädchen, Frau Bergmanns Scheuerfrau verrichtet unsere grobe Arbeit. Wie soll mich's freuen, wenn es der Mutter und Gottfried schmeckt. Du weißt, ich koche überhaupt gern. Wir essen um zwölf Uhr, da bleibt dann am Nachmittag noch viel Zeit zu anderen Dingen. Schwer fällt mir's, daß ich

Eier, Obst und Gemüse kaufen soll — es ist Alles teuer und daheim, in unserm Garten wachsen Beeren, Salat, Schoten und Mohrrüben jetzt umsonst. Und wer wird sich noch über meine Hühner freuen? Ich wünschte, es wäre ein Pastor in Vaters Amt gekommen mit vielen lieben Kindern; die hätten dann über unseren Hof und Garten gejubelt und freundlich meiner gedacht! Der alte Hagestolz aus der Hauptstadt und seine noch ältere Wirtin werden es schwerlich sehr achten! — Doch ich will nicht immer an zu Hause denken. Das macht das Herz schwer und ich möchte recht fröhlich sein, der Mutter zu Liebe, und recht dankbar für Alles, was Gott uns gibt. Wie oft hat es der teure Vater gesagt, daß wir jeden Tag aus Seiner Hand nehmen, nicht sorgen und uns nicht fürchten sollen, weil der beste Freund bei uns ist, der gütigste, liebreichste, der ein HErr ist über Himmel und Erde.

Heute früh habe ich im Dom beten können; es war so feierlich darin. Gottfried wollte mir das Maria-Magdalenaeum zeigen, ich begleitete ihn auf dem Schulwege; aber es war noch zu früh, die Lehrstunden konnten noch nicht beginnen; da machten wir den Umweg über die Dominsel und traten durch die offene Thür in das ehrwürdige alte Gebäude. Hinter einem Pfeiler knieten wir nieder. Viele Leute lagen hin und her auf den Knien. Ein Priester hielt Messe an einem Seitenaltar. Es waren einige wenige Kommunikanten darum versammelt und durch die Stille hörten wir die wenigen deutschen Worte: „HErr, ich bin nicht wert, daß Du unter mein Dach eingehst, aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund." Als wir aufstanden, wandte sich der Priester und sein: „Dominus vobiscum" klang zu uns herüber. Es war mir wie ein Segensgruß.

Die vielen Kirchen hier, die Domherren, Mönche und Nonnen, die altertümlichen Häuser und die Läden, mit blinkenden heiligen Geräten, versetzen mich wie in eine andere Welt. Du hast Recht, daß Breslau keine ganz deutsche Stadt ist, vielmehr die Grenze bildet zwischen germanischer und slavischer Art. Andererseits glaube ich manchmal im Mittelalter zu sein und muß an die altdeutschen Gemälde der Boissereeschen Sammlung im Schloß oder an die wundervollen Geschichten von La Motte Fouqué zurück denken, die wir vor zwei Jahren im Winter lasen. Weißt Du noch, wie die rührende Erzählung von der armen Undine Dich bewegte? Und wie Konrad mit Ritter Theobald kämpfen wollte auf Tod und Leben? Der liebe Junge, er wird wohl einmal mit ganz anderen Feinden kämpfen müssen. Gottfried sagt — doch nein, ich will nicht schreiben, was er sagt — von Deinem Bruder will ich Dir noch erzählen. Er kam gleich am ersten Tage, um uns zu begrüßen und von Dir zu hören. Du weißt, ich sah ihn nicht, seit er in Regensburg bei Bischof Sailer war und den frommen Novalis besuchte. — Er sieht etwas schmal aus, auch verändert ihn das blaue Päffchen, das er zu dem längeren Rocke trägt und die kleine Tonsur läßt ihn älter erscheinen. Aber seine milden, sanften Augen blickten so freundlich wie immer und waren uns ganz heimatlich. Er scheint sehr eifrig zu studieren. Die liebe Mutter frug, ob er auch spazieren ginge. Er lächelte und sagte: „selten." Da hat ihn mein Mütterchen gescholten, als wäre er noch der kleine Justin; sie vergaß es wohl, daß sie zu einem angehenden Herrn Pfarrer sprach; mir wurde fast bange, — aber er nahm es sehr freundlich auf und versprach sich zu bessern. Er hat sogar mit Gottfried verabredet, daß er ihn täglich zu

einem Spaziergang abholen soll. Das freut Gottfried sehr und noch mehr freut es ihn, daß Dein Bruder mit ihm die Kirchenväter lesen will. Mit seinem Freund Joseph treibt er hebräisch. Ich necke ihn wohl über seine Gelehrsamkeit, finde es aber schön, so fleißig zu sein.

Auch die Frau des Amtsrat Rinkendorf, der früher die Güter des Herzogs von Braunschweig gepachtet hatte, kam sehr gütig uns besuchen und fragen, ob sie uns in etwas raten und helfen könnte. Sie brachte ihr ältestes Töchterchen mit, ein liebliches Mägdlein von etwa dreizehn Jahren, das gleich mit mir Freundschaft schließen wollte. Es sind noch mehr Kinder, ein Sohn besucht das Gymnasium, doch der älteste, mit Gottfried befreundete, ist in weiter Ferne. Ich darf nicht schreiben warum, man muß in Briefen jetzt sehr vorsichtig sein. Der Vater hat schon viel Leid erfahren in dieser schweren Zeit. Die Güter des Herzogs sind kürzlich vom König eingezogen worden — der Amtsrat lebt seitdem in Breslau und hat es gern, wenn Gottfried, als Freund des fernen Sohnes, in sein Haus kommt. —

Joseph Raguel, Du weißt, der unserem Gottfried das Leben rettete, lernten wir schon bei unserer Ankunft kennen. Gestern Abend kam er nun mit seiner Geige zu uns. Ach, Gabriele, — Du hättest ihn sollen spielen hören! Und Konrad, wie würde der sich gefreut haben! Er hätte ihn auf seinem Cello ganz anders begleiten können, als ich auf unserm Spinett. Zuletzt spielte er ein Lied in weichen, tiefen Mollakkorden. Es klang so traurig. — Die liebe Mutter sagt: Melancholie sei der Grundton solcher edler, suchender Seelen, die nicht den vollen Frieden haben. Das klingt auch traurig, nicht wahr? Ich hatte es gestern fast vergessen, daß Raguel ein Jude

ist. Aber wie kann auch ein solcher, wie kann irgend Jemand, der nicht den HErrn JEsum als seinen Heiland und Erlöser kennt, Frieden haben und glücklich sein?

Eine Bitte habe ich noch, meine süße Gabriele: willst Du immer am Sonnabend auf unser liebes Grab einen Kranz legen oder legen lassen? So ist's dann für den Sonntag, den Auferstehungsmorgen, geschmückt! —

Deine schönen Blumensträuße duften noch. Vielen Dank auch an Konrad, der sie uns brachte.

Es ist spät und Anton will morgen sehr früh aufbrechen, da mahnt die liebe Mutter an's zu Bette gehen. Sie und Gottfried grüßen von Herzen. —

Leb' wohl, mein Liebling, meine einzige Gabriele.

Schreibe bald

Deiner

Marianne Ohnhausen.

Breslau, den 26. Juni 1810."

Zweites Kapitel.

Die Trauerkunde.

Ein Monat war vergangen seit Frau Ohnhausens Ankunft in Breslau und Mutter und Tochter, die echten Landkinder, hatten sich mehr und mehr eingelebt in der alten Stadt.

Für Marianne war das frische, poetische Leben mit dem geliebten Bruder, der ihr Anteil gab an Allem, was er that und dachte, ein Quell unerschöpflicher Freude

und die Mutter genoß es dankbar, ihr Liebstes auf Erden, ihre Kinder, um sich zu haben. Dazu hatten sich noch etliche freundschaftliche Beziehungen aufgethan.

In jener ernsten, schweren Zeit fanden die edlen Menschen sich schneller als sonst und schlossen die Guten sich fester zusammen. Die gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Verschiedenheiten traten zurück vor dem Streben, alles Lautre, Wahre zu sammeln zur Rettung des Vaterlandes.

So verknüpfte auch ein herzliches Freundschaftsband schon nach wenig Wochen Frau Ohnhausen und ihre Kinder, außer mit Gottfrieds Freunden, noch mit einigen anderen Familien.

Da war der Amtsrat Rinkendorf, ein biederer, fester Mann, der wohl düster drein schaute seit sein ältester Sohn mit dem heißblütigen, tapferen Welfenherzog gezogen und das kühne Unternehmen gescheitert war, welcher aber doch bereit stand, Alles dem Vaterlande zu opfern, — mit seiner gutherzigen Frau, die durch ihr freundliches Entgegenkommen Frau Ohnhausens Herz gewonnen, und seinen heranwachsenden jüngern Kindern.

Dann Frau von Drosting, mit der Familie Willingbrodt verwandt, eine sanfte Witwe, deren Mann bei Jena gefallen war, die trotzdem ihre Söhne für den König erziehen wollte und bald deren Einberufung in's Kadettenkorps entgegensah.

Endlich Doktor Cornelius, der Ordinarius der Prima und geliebteste Lehrer, ein genialer, begabter Mann, der die Jünglinge gern zu ernstem Streben um sich versammelte, mit seiner gemütvollen Frau, die ihre Freude daran hatte, wenn es den Schülern heimisch in ihrem Hause war.

Ein heißer, wolkenloser Julitag lockte diese Freunde, denen noch Justin von Willingbrodt sich angeschlossen

hatte, zu einem längst verabredeten Spaziergang in den an der Oder sich hinziehenden Eichwald und wohl versehen mit Büchern, Arbeit und Vesperbrot, brachen sie auf den Nachmittag im Freien zu verleben.

Marianne hatte mit Veronika Rinkendorf einen Handkorb gepackt, der alles mögliche enthielt: Brot, Butter, kleine runde schlesische Streußelkuchen, selbst Kaffee, — ja Kaffee, wenn man das Gemisch von Korn, Gerste und Mohrrüben, dem einige Mokkabohnen beigesellt waren, so nennen konnte, denn wirklicher Kaffee und Zucker fehlte seit der Kontinentalsperre in jedem sparsamen Haushalt.

Wie frisch wehte die Luft, als die kühlen Oderfluten mit einem Kahn durchschnitten wurden, wie ließ der schattige Weg im hohen Eichenwald die jungen Herzen höher schlagen! — An einem besonders schönen Platz, unter einem mächtigen Blätterdach, auf weichem Moosteppich ließ man sich nieder. Die Knaben sammelten Holz und holten Wasser aus einem nahen Quell, die jungen Mädchen packten den Korb aus und zündeten Feuer an, mit lustigem Pinken zwischen Stahl und Stein, um den Kaffee zu kochen. Die Frauen holten ihre Arbeit hervor, die Männer ihre Bücher. Jeder hatte eins mitgenommen, so war es verabredet. Gottfried zog Klopstocks Oden hervor, Justin von Willingbrodt Brentanos Gedichte, Heinrich Rinkendorf des Knaben Wunderhorn. Doktor Cornelius hatte das Nibelungenlied mitgebracht und der Amtsrat Rinkendorf einige Nummern der Heidelberger Zeitung für Einsiedler. — Ueber diese entspann sich sogleich ein Gespräch.

„Bitte, Herr Amtsrat, erlauben Sie mal das Titelblatt," sagte Doktor Cornelius lachend, „ist wirklich der alte Voß verstimmt, weil er meint, der deutsche Michel darauf wäre ihm ähnlich?" „Man sagt so," entgegnete

der Gefragte ernst. „Aber, wie dem auch sei, den Heidelberger Bestrebungen, der Romantik überhaupt, ist er durchaus entgegen.“

„Wie unbegreiflich!“ sagte Justin, — „wer sollte sich nicht für Arnim, für Brentano, für Görres begeistern?“

„Und für die beiden Schlegels, die Stolbergs und Novalis“, — stimmte Gottfried bei.

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide! Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig,“ sagt Schiller und hat damit eine seiner vielen Wahrheiten ausgesprochen, nahm Rinkendorf das Wort. „Die Heidelberger Bestrebungen lassen sich indes von verschiedenen Seiten ansehen; was mich betrifft, fehlt mir der Hoffnungsschwung, um mit den Romantikern aufzufliegen.“

„Aber der Jugend wollen wir das Recht lassen zu schwärmen, auch im Lande der Romantik;“ bat Cornelius, „sie mag träumen im wundervollen Märchen- und Sagenland, sie mag heimisch werden unter den deutschen Männern und Frauen, unter den Schwabenkaisern und alten Recken; kann sie doch in all dem urdeutschen Wesen wieder Kraft gewinnen zu deutscher Art und deutschen Thaten.“

„Die Gegenwart ist freilich öde und traurig genug,“ entgegnete der Andere, „und wer die ganze rauhe Wirklichkeit gekostet hat, wird fremd im Land der Poesie. — Wunderbar ist es auch, daß unsere Dichter und Idealisten gar nicht in die nähere Vergangenheit, in die glorreiche Zeit des großen Friedrich und seiner Helden zurückgreifen. Nein, alles flüchtet ins Mittelalter, wie ins gelobte Land.“

„Und war es nicht eine köstliche Zeit als unsere Dome gebaut wurden, als noch wie aus einem Herzen und aus

einem Munde die Anbetung, das Lob Gottes himmelan stieg, als Gottesfurcht, Tapferkeit und Treue der Ruhm unseres Volkes war?" begann Justin, indem eine feine Röte sein sonst bleiches Gesicht überzog.

„Gewiß," entgegnete Cornelius, „und es ist dankenswert, daß uns viel Gutes daraus wieder nahe gebracht wird. — Da ist ja eben unser „Einsiedler" und er wandte das Blatt herum, „der ein Tröster sein will in trauriger Zeit," und uns viel Vortreffliches bringt, obwohl er manches Ernste unter neckischem Namen verbirgt. Wer sollte sich nicht freuen, wenn die hehren Gestalten des Nibelungenliedes, des Königs Rother, der Hohenstaufen vor unsern Blicken aufsteigen! Wenn sich unserem schlechtgewöhnten Auge die Denkmäler deutscher Kunst zeigen, wenn reine Klänge der Poesie im Wunderhorn, in den Minneliedern an unser Ohr schlagen! Ich habe Schlegels Sammlung der letzteren mit Freuden begrüßt. Und wie dank' ich es den Gebrüdern Grimm, daß sie nicht nur die Poesie des deutschen Volksmärchens uns erschließen, sondern auch die Schönheit und den Reichtum unserer Muttersprache wieder zu Ehren bringen."

„Ich stimme Ihnen in Vielem bei," begann Rinkendorf aufs neue: „aber ich muß es doch aufrecht erhalten, daß unsere romantische Schule von Uebertreibungen nicht frei ist. Vor allem mag ich die spielerische Art nicht leiden, an der Viele teilnehmen. Ist es nicht lächerlich, wenn junge Mädchen sich wie Burgfräulein kleiden, geschnitzte Betpulte, Kruzifixe und silberbeschlagene, samtene Gebetbücher mit Heiligen-Bildern haben — und sind doch ehrliche Bürgerstöchter und Protestanten!"

„Warum sollen unsere protestantischen Brüder und Schwestern denn keine Betpulte und Kruzifixe haben?"

frug Justin etwas schüchtern, „beugen sie doch auch ihre Kniee vor dem Heiland der Welt.“

„Weil sie diese Dinge nur der Mode wegen gebrauchen wollen und ihre Bedeutung kaum verstehen,“ antwortete Rinkendorf abweisend. — Doch Doktor Cornelius sagte schnell und augenscheinlich bemüht, dem Gespräche eine heitere Wendung zu geben:

„Willst Du was schicklich ist und schön erfahren, so frage nur bei edlen Frauen an,“ schreibt unser Altmeister Göthe, „wollen wir nicht seinen Rat befolgen und unsere Frauen fragen? Ich fange bei Fräulein Veronika, als unserer Jüngsten an,“ und er stellte sich lächelnd vor sie hin.

„O ich habe es mir schon so wunderschön gedacht, ein geschnitztes Betpult zu haben,“ erwiderte sie und ihre sanften, graublauen Augen bekamen ein ungewöhnlich belebtes Aussehen, „ich hinge mir dann ein Kruzifix von Ebenholz darüber und stellte meine Blumentöpfe rechts und links.“ Sie hielt inne und blickte etwas erschrocken auf ihres Vaters ernstes Gesicht, halblaut und mit gesenktem Kopfe fügte sie noch hinzu, „auch ein silberbeschlagenes Gebetbuch, in blauen Samet gebunden, wäre mein Entzücken.“

„Und Fräulein Marianne?“ frug der Doktor weiter.

„Mir will es scheinen, als dürfe man heilige Dinge nie zur Zierde gebrauchen, als müßten die äußeren Dinge in uns Wahrheit sein, wenn wir sie nicht entweihen wollen.“

„Ich kann nicht mitsprechen,“ versicherte Frau von Drosting, „in unserm Kleve-Bergschen Ländchen sind dergleichen Symbole zu ungewohnte Sachen.“

„Auch in der Brüdergemeinde sind sie dies,“ fuhr Frau Ohnhausen fort, an welche jetzt die Reihe kam; „doch, wenn ich's ehrlich sagen soll — ihre Betsäle sind mir gar

zu reinlich kahl und leer, und ich freue mich des Schmuckes, den hier die alten Kirchen, auch die evangelischen, noch haben. Daheim in unserer lieben Rothendorfer Kirche gibt es einen geschmückten Altar mit Kruzifix, Lichtern und Blumen darauf und die Festbekleidung ist von rotem Samet mit Silber gestickt; daran habe ich mich immer erbaut. Auch bin ich es von Jugend auf gewöhnt, wie Luther es im kleinen Katechismus lehrt, mich Morgens und Abends mit dem heiligen Kreuzeszeichen zu segnen; aber freilich, das darf alles nur mit Ehrfurcht gebraucht werden und nicht zum Spiel."

Die Frau Amtsrätin aber sagte:

„Ich liebe Symbole und Zeichen und alle äußeren Dinge, die schön sind und uns an edle Dinge erinnern, und lasse Schmuck und Zier mir gern gefallen."

„Ja, wo es hin gehört," fiel lebhaft die Frau Doktor ein, „sonst lieber unschön und kahl als unwahr! Denn nicht wahr? treu und innerlich und schlicht und recht, das ist deutsche, das ist Christen Art!"

Cornelius nickte. „So hätten wir ein Resümee," sagte er: „äußere Dinge gut und schön, wenn sie von innen herausgewachsen sind und das bedeuten, was sie darstellen. Anders wird es unsere kleine Veronika auch nicht meinen?" Alle stimmten bei, Veronika mit einer Thräne im Auge. Sie verstehen mich nicht, dachte sie schmollend, als ob ich nur von äußerer Zier gesprochen und nicht die Dinge auch innerlich lieb hätte; — aber sie schwieg. —

Die Unterhaltung blieb jetzt allgemeiner. Der Kaffee wurde in kleinen Schalen herumgereicht, die Streußelkuchen mundeten trefflich, und Veronika vergaß ihren Unmut, als sie ihrer geliebten Marianne beim Servieren zur Hand ging.

„Haben Sie es auch gehört, Herr Doktor, daß die Frankfurter Viadrina mit dem hiesigen Jesuiten-Kollegium verbunden und aus beiden eine paritätische Hochschule gemacht werden soll?“ frug Gottfried.

„Ja, und es würde mich von Herzen freuen, wenn es schon nächste Ostern, wie verlautet, zur Ausführung käme. Sie selbst und ihr „David“ sollten die Ersten sein, die dann aus meiner Prima übersiedelten. Der junge Raguel ist eigentlich jetzt schon über sie hinaus.“

„Er möchte aber gern noch viel von Ihnen lernen,“ erwiderte Gottfried erfreut; „er frug mich erst gestern, ob Sie die Homer- und Sophokles-Abende zum Herbst nicht wieder in Ihrem Hause einrichten würden?“

„Sehr gern! Ich dachte auch schon an Shakespeare, den Tieck und Schlegel jetzt so trefflich übersetzt haben, — wenn unsere Jugend bis dahin nicht Größeres und Besseres zu thun bekommt.“

„Hoffen Sie noch immer auf ein Brechen unserer Ketten?“ frug Rinkendorf fast finster; „ich thue es nicht, seitdem all' die schönen Hoffnungen des vergangenen Jahres zu Wasser geworden sind.“ —

„Aber, lieber Mann, Du mußt nicht gar zu schwarz sehen,“ fiel seine Frau bittend ein und legte ihre Hand auf seinen Arm, „seit unser Max mit dem Herzog ging und mit seiner kühnen Schar und sie nichts ausrichteten, hast Du allen Mut verloren.“ „Den Mut nicht, aber die Hoffnung,“ sagte Rinkendorf ernst. „Ich denke immer,“ fuhr sie mehr zu den anderen, besonders Frau Ohnhausen gewandt, fort: „es ist doch ein solch großes Glück, daß die Tapfern, auch unser Max und der Herzog, nun in Sicherheit sind. Wir Frauen können uns ja für's Vaterland nicht so begeistern wie die Männer und ver-

stehen nicht ihre großen Pläne, nicht wahr? Ich weiß nicht, seit unser Max uns auf vielen Umwegen die Nachricht schickte, daß sie sich nach England einschifften und dann von dort aus schrieb, daß er in Sicherheit sei, ist mir ein Stein vom Herzen!" — „Es ist freilich etwas anders ihn dort zu wissen, als sich vorzustellen, wie er sich in des Herzogs Gefolge mit dem Schwerte in der Hand durch Westfalen durchschlug dem Meere zu," sagte der Vater, „aber der Befreiung des Vaterlandes ist dadurch nicht gedient. Und wer weiß wann und ob wir ihn wiedersehen!" Er schwieg, dann fuhr er düster fort: „Unsers Herzogs und des Freiherrn v. Dörnbergs Schilderhebungen sind umsonst gewesen; Schill ist gefallen, Andreas Hofer erschossen, — und nun — noch ehe sein treues Blut erkaltet ist, — hat Kaiser Franz seine eigene Tochter dem Corsen vermählt. Muß man da nicht mit unserer Königin ausrufen:

„Österreich singt sein Schwanenlied!
Ade Germania!"

„Ach unsre teure Königin," fiel Frau Cornelius lebhaft ein, „man sagt, sie sei leidend, ob das wahr ist?"

„Ob es wahr ist, daß sie körperlich leidend ist," erwiderte Rinkendorf, „weiß ich nicht; aber das glaube ich, daß ihr das Herz gebrochen ist über der Schmach ihres Vaterlandes; damals schon, als sie in Tilsit den stolzen Bonaparte um Schonung für Preußen bat und er sie mit höflichen Worten abspeiste."

„Dennoch erzählt man, daß sie gerade dort ihrem Gemahl ein starker Trost gewesen sei," sagte Frau Ohnhausen, „und war es nicht auch damals, als der König unter den Särgen seiner Vorfahren sich den Wahlspruch erkor: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott?"

„Ja, und wer wollte sagen, daß unser hohes Königspaar sich nicht bewährt hätte in dieser schweren Zeit," fuhr Rinkendorf fort, „aber wie gebeugt war es bei dem festlichen Einzug in Berlin vorige Weihnachten! Ich war dort, wegen der Güter meines armen Herzogs, die der König jetzt konfisziert hat, um sie zu erhalten — und sah den Einzug. Es war am 23. Dezember. — Die Stadt Berlin hatte der Königin einen Wagen geschenkt — doch sie saß weinend darin. Wie traurig blickte der König von seinem Roß hernieder. Die beiden ältesten Prinzen, die Generäle folgten ihm. Wie bleich sah Scharnhorst aus! — Viele Männer aus den verlorenen Provinzen waren nach Berlin geeilt, um den König und die Königin noch einmal zu sehen." —

„Auch meine Landsleute?" rief Frau von Drosting. „Wie muß ihnen das Herz bluten, seit dem liebreichen, traurigen Abschied des geliebten Königs, an dem sie immer so treu gehangen haben!"

„Kein Auge blieb trocken," erzählte Rinkendorf weiter, „auch Ernst Moritz Arndt und Gustav Jahn, die echten deutschen Männer, sah ich unter dem Volke stehen." —

„Wie schwer mag unserem König dieser Einzug gewesen sein! Wie oft sind sonst des großen Friedrich Kuriere mit den Viktoria schmetternden Postillonen eingeritten," sagte Cornelius.

„Ob wohl dort noch einmal Siegesstaffetten klingen werden?" sprach Justin.

„O gewiß," entgegnete Gottfried warm. „Gott wird unser Preußenvolk und unser Königshaus nicht umsonst so tief gedemütigt haben. Es wird noch erstehen, wie der Phönix aus der Asche!" „Bewahrt Euch den frohen Glauben," sprach Rinkendorf ernst, — „vielleicht wird er

einst zur Wahrheit, — aber wir Alten, wir können nicht so fröhlich hoffen! Napoleon haßt Preußen, den König, sein ganzes Haus. — Er soll strenge Rechenschaft von unserer Regierung gefordert haben über die Rüstungen und kriegerischen Bewegungen des vergangenen Jahres, und als der König, zur Deckung der Staatsschuld, Juwelen und sein goldenes Tafelgeschirr verkaufte, ausgerufen haben: „Welch' erbärmliche Mittel, wenn man unnütze Lager hält, Pferde ankauft und zwecklose Ausgaben für das Heer macht. Wozu ein Heer? Preußen hat Frieden!" Rinkendorf knirschte mit den Zähnen. „Wozu ein Heer?" wiederholte er bitter.

„Da weiß es der kriegskundige Oberst von Boyn freilich besser," nahm der Doktor lebhaft das Wort. „Er hat dem Könige den Entwurf seiner neuen Wehr-Verfassung mit dem poetischen Schluß überreicht:

„Wehrhaft sei im ganzen Lande
Jeder Mann mit seinem Schwert,
Denn es ziemet jedem Stande
Zu verteid'gen Thron und Herd."

„Das mahnt an den Wahlspruch der Römer: pro aris et focis," sagte Heinrich Rinkendorf.

„Gewiß," sagte Justin, „und auch wir müssen unsere Altäre verteidigen. Ist doch von Frankreich ein Strom der Sittenlosigkeit und des Unglaubens dahergebraust, seit dem alles nivellierenden Revolutionsjahr von 1789! Mein Vater hat das oft gesagt und gemahnt, einen Damm dagegen aufzuwerfen."

„Ja ein Panier der Wahrheit zu gut — ein Banner der Gerechtigkeit, gegen die Lüge und Ungerechtigkeit, das hat auch mein Vater gesagt," stimmte Gottfried bei, „und gewiß, wenn unser Volk erst das Schwert ergreift, wenn

unser König es zu den Waffen ruft, wird es ein Krieg sein, darin wir für unsere heiligsten Güter kämpfen und Leib und Leben einsetzen werden."

Die Unterhaltung hatte einen zu ernsten Gang genommen. Die lyrischen Klänge aus Klopstocks Oden und des Knaben Wunderhorn wollten nicht mehr dazu passen; auch ging die Sonne fast zur Rüste. — Bücher und Arbeit wurden zusammengepackt; die angehenden Kadetten schwenkten lustig den leeren Korb und die Jugend sang auf dem Heimweg, durch den vom Abendgold rötlich gefärbten Eichwald, Schenkendorf's schönes Lied:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit Deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.

Willst Du nie Dich zeigen
Der bethörten Welt?
Führest Deinen Reigen
Hoch am Sternenzelt."

Als die Spaziergänger der Stadt sich näherten, hörten sie Glockenklang von allen Türmen. War das nur das Abendgeläut? Ach nein, es mußte anderm Scheiden gelten als dem lichten Sommertag, der sich zum Ende neigte! Auf den Straßen liefen eilig die Menschen dahin, alles drängte nach der Albrechtsstraße, zum großen Postgebäude. Ja, die Berliner Post war angekommen; hoch auf dem Kabriolett stehend hielt der Post-Direktor ein Blatt in der Hand, seine Hände zitterten, seine Stimme bebte und laut schluchzend vernahm das Volk die Trauerkunde:

„Die geliebte Landesmutter,
die fromme, schöne Königin,
sie ist nicht mehr!" —

Rinkendorf drückte den Hut tief in die Stirn und führte seine weinende Frau mit den Kindern nach Hause. Doktor Cornelius und Justin suchten im Postgebäude noch nähere Nachrichten zu sammeln. Die Brüder Drosting wollten ihnen nach, doch die Mutter zog sie hinweg, das Herz that ihr zu weh zum reden. —

Auch Frau Ohnhausen ging mit ihren Kindern heim.

Oben, im kleinen Giebelstübchen, sank sie matt auf den Lehnstuhl nieder und ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen.

„Mein König, mein armer, armer König!" sagte sie wieder und wieder. — Sie wußte es, wie einem verwitweten Herzen zu Mute ist, sie verstand es, was Johann Hermann einst sang:

„Die best' ist doch getraute Treu,
Der muß ich jetzt entraten."

Marianne stand neben der Mutter, ernst und still, wie es ihre Weise war in großem Schmerz. Dann beugte sie sich zur Mutter nieder und barg das Gesicht an ihrer Brust.

Gottfried war an's Fenster getreten. Seine Gedanken folgten der entschlafenen Königin. — So war sie nicht mehr im Lande der Schmerzen, im Thal der Thränen, — wurde sie nicht jetzt schon getröstet? Mußte sie nicht Frieden, seligen Frieden schmecken, dem Streit der Welt entnommen? Aber der König, der einsame König! Wie sollte er sein Leid tragen, so ganz allein? — O gewiß, klang es in Gottfrieds Herzen, gewiß läßt auch ihn Gott nur darum so tiefen Schmerz erfahren, um ihn dann desto mehr zu trösten und zu erquicken! — Den Himmel hatte Gewölk überzogen, leichtes, lichtes, denn der Vollmond stand dahinter. Jetzt brach er durch und stand hell und

glänzend zwischen den weißen Silberschleiern, die er eben zerrissen hatte.

Ueber der Erde aber lag die stille Nacht und über dem Lande tiefe, tiefe Trauer.

Drittes Kapitel.

David und Jonathan.

Der Spätsommer ging zu Ende und die längeren Herbstabende versammelten wieder eine Anzahl strebsamer Jünglinge im Hause des Doktor Cornelius.

An einem Oktobermorgen, in der längeren Pause nach den ersten Lehrstunden, merkte man noch an den lebhaften Gesprächen der jungen Leute, die auf dem großen Platze, zwischen der Maria-Magdalenen-Kirche und dem Gymnasium beisammen waren, wie sehr der vergangene Abend sie erregt und beschäftigt hatte.

Was war auch gestern alles besprochen worden!

Da hatte Leopold von S., ein junger Kaplan und Justin's Freund, erzählt von der Zusammenkunft des Ministers von Hardenberg mit dem Freiherrn von Stein, der sich in Wien verborgen hielt. — Hatte dieser doch, auf Napoleons Bannspruch, Preußen verlassen und in aller Stille über das Gebirge der österreich'schen Grenze zueilen müssen. Leopold wußte das genau von seinen in Böhmen lebenden Eltern. Auch jetzt war die Zusammenkunft der beiden großen Männer in einer kleinen Gebirgsbaude heimlich erfolgt. — Was mochten sie alles besprochen haben! Wie viel Hoffnungen knüpfte die Jugend daran!

Doktor Cornelius hatte zwar gewarnt, nicht zu kühnen Erwartungen Raum zu geben. — Er war dankbar, daß Hardenberg die Stein'schen Gesetze im Unterrichtswesen wieder aufnahm, daß überhaupt das Ministerium Altenstein gestürzt und Hardenberg berufen war — ein letztes Segenswerk der Königin Luise, wie er sagte. — Der Königin Luise! bei ihrem Namen öffneten sich die Herzen, entzündete sich immer aufs neue die Begeisterung der Jünglinge und sie gelobten, die Geliebte zu rächen, Gut und Blut für die Güter zu opfern, die ihr so teuer waren.

Viele von ihnen, unter ihnen auch Justin und Gottfried, erinnerten sich noch daran, wie sie vor neun Jahren, eine so unbeschreiblich holde, liebreiche Fürstin, in Schlesien war; wie zum Turnier in Fürstenstein, das Graf Hochberg seinen königlichen Gästen gab, Jung und Alt zusammenströmte, die Väter ihre Söhne an der Hand nahmen, um ihnen das junge Königspaar zu zeigen! — Wie war Luise da so unbeschreiblich schön gewesen, strahlend vom reinsten Glück — und jetzt — lag sie tot und kalt; auch des Königs Glück war mit ihr gestorben und der Corse, er hatte ihr das Herz gebrochen! — O die Jugend wollte sie rächen; das Morgenrot der Freiheit sollte noch über ihrem Grabe leuchten!

Solche Gefühle und Reden erfüllten auch heute die großen Schüler in der Studienpause, als sie plötzlich Gottfried vermißten, der sonst eine hervorragende Stelle unter ihnen einnahm.

„Wo ist Ohnhausen? Warum ist er nicht mit uns?" erscholl es von allen Seiten, und als von einem Primaner die neckende Antwort kam:

„David und Jonathan sind immer beisammen,
Stünd' auch der Erdball in Feuer und Flammen"

brach ein Gelächter und dann ein Sturm aus unter der jungen Schar.

„Auf Kleine," rief ein anderer Primaner den Quartanern und Tertianern zu, „auf Kleine, tretet in Reih' und Glied! — So, und nun marschiert hinauf in den Saal und dann brüllt los, wie aus einem Munde: Kastor und Pollux, David und Jonathan, der Deutsche bei dem Judenknecht! Was will der deutsche Jüngling bei dem Söldling der Franzosen? Hepp, Hepp."

Ja, David und Jonathan saßen beisammen, eifrig über das alte Testament gebeugt.

Gottfried hatte mit Joseph fleißig hebräisch getrieben und schon viel bei ihm gelernt. Fast jeden Abend war letzterer in seine „Klause" gekommen und oft hatten sie sich dann, nach einigen strammen Arbeitsstunden, bei Mutter und Schwester erholt und den Rest des Abends der edlen Musika gewidmet. Schöne Abende hatten sie verlebt, unter Spiel und Gesang und ernsten Gesprächen. Dabei hatte die Mutter den Sohn mit manchem Kernspruch und Liedervers unterstützt. Es ließ sich gut mit Joseph disputieren; er wurde nicht heftig, er glich dem edlen Wein, der inwendig feurig, doch auf der Zunge mild ist. —

Freilich war er nicht schnell zu gewinnen, aber „umsonst werden unsere Gespräche und unsere Gebete nicht sein," tröstete Gottfried und die Mutter sagte: „ein Baum fällt nicht auf einen Schlag," „viele Tropfen höhlen einen Stein," „Geduld ist Not, um die Verheißung zu erlangen."

Heute hatte Gottfried einige sprachliche Fragen; er war kein Freund von dem sich aufregenden Patriotismus, der die Studien beeinträchtigt und benützte die Pause, um mit dem Freunde über eine Stelle im Buche Hiob zu sprechen. Eben las Joseph die erhabenen Worte aus

dem 38. Kapitel: „Wo warst du, da Mich die Morgensterne mit einander lobten und jauchzten alle Kinder Gottes? Kannst du den Morgenstern hervorbringen zu seiner Zeit, oder den Wagen am Himmel über seine Kinder führen?“ — als der von den „Großen“ aufgestachelte Haufe der „Kleinen“ hereinstürmte und in vorgeschriebener Weise die eingelernten Worte brüllte, während der Saal im Hintergrund sich mit den andern Schülern zu füllen begann.

Gottfried war erst stumm vor Staunen, dann aber, — während Joseph den Blick senkte — erhob er sich in seiner ganzen kräftigen Gestalt; er schien zu wachsen unter der Entrüstung und seine Blicke trafen vernichtend die Schuldigen.

„Schweigt,“ rief er mit donnernder Stimme, „schweigt und laßt Euch keine Narrheiten einlernen,“ — da trat der Direktor ein und damit tiefe Stille! — Er hatte schnell die Sachlage erkannt und wandte sich an die Schüler: „Es ist unedel was ihr gethan,“ sagte er sehr ernst, „höchst unedel, das werdet Ihr selbst fühlen. Ich warne Euch, laßt Euch nicht von den Auswüchsen der Romantik zu mittelalterlichem Judenhaß hinreißen. — Wer seine Mitbrüder im Irrtum glaubt, soll der ihnen durch Schmähworte und Verachtung zurecht helfen? Christen, meine ich, sollten ihr himmlisches Vorbild besser kennen und Deutsche sollten es wissen, daß es der Ruhm ihres Volkes ist: „Freundschaft zu halten und Treue zu erzeigen.“ Denkt an die Beispiele unserer Vorfahren, denkt auch an die Gegenwart, an die Freundschaft unserer größten Dichter, an die Freundschaft, die diese Räume vor wenig Jahren zwischen einem edelgeborenen Jüngling und einem aus dem Volke Israel sahen, und haltet sie hoch, unsern David und unsern Jonathan! Wollt ihr das?“

Ein volltönendes „Ja" erscholl aus dem Munde der Jünglinge wie der Knaben und der Sturm war beseitigt, ohne weitere Folgen zu hinterlassen.

Einige Tage später saßen die Freunde in der Giebelstube bei Frau Ohnhausen traulich zusammen. Joseph las vor, oder vielmehr er übersetzte, der englischen Sprache mächtig, aus den ergreifenden Klängen von Milton's „verlorenem Paradies."

Es war die Zeit, wo neben dem „Riesen Shakespeare" auch andere Dichter Großbritanniens dem deutschen Volk vertrauter wurden und wie Göthe in seinem „Werther" die Ossianischen „Mondnacht-Nebelbilder" erklingen ließ, so versuchte Joseph, den ihn besonders fesselnden Dichter zu verdeutschen.

Frau Ohnhausen hatte eine Flickarbeit zur Hand genommen und Marianne spann, nicht mit dem schnurrenden Rädchen, sondern mit der altertümlichen Spindel, die lautlos dahingleitend, den feinsten Faden zog. Gottfried hatte Papier und Bleistift zur Hand genommen und versuchte eine kleine Zeichnung von der Schwester, zu machen, wie sie, eifrig lauschend, den Kopf ein wenig vorgebogen, der jüngsten Parze glich, die den Lebensfaden spinnt.

Da klopfte es stark und hastig an die Thür, und als Gottfried aufthat, schlangen sich zwei Arme stürmisch um seinen Hals und die Mütze schwenkend, wie damals aus den Lindenzweigen, als er den Blumenstrauß brachte, trat Konrad ein.

Wie froh begrüßten ihn die Frauen, wie kräftig schüttelte er ihnen die Hand. Frisches Leben und Herzensgüte blickten aus seinen Zügen.

„Wir sind alle da," sagte er erläuternd, „Vater und Mutter, Gabriele, die kleinen Schwestern und Fräulein Rènoux. Dazu kommt Oswald Weihnachten auf Urlaub, der Onkel aus Herrnau zieht mit seiner Familie her und wir bleiben den ganzen Winter hier; ist das nicht schön?" — „Ja, sehr schön!" das leuchtete hell aus Mariannens und Gottfrieds und der Mutter Augen.

Joseph hatte sich ein wenig zurückgezogen; doch auch er mußte bald mit dem warmherzigen Knaben bekannt werden und hörte es mit an, wie er weiter berichtete, daß er nun auch das Magdalenen-Gymnasium besuchen solle, daß des Vaters Geschäfte beim Landesökonomiekollegium die Uebersiedelung veranlaßten, daß es allen wohl ginge und daß Gabriele es kaum erwarten könne, Marianne zu sehen.

So schloß der Abend, mit einem frohen Blick in das frische Leben der Wirklichkeit, während er mit dem poetischen Versenken in das Land des verlorenen Glückes begonnen hatte.

Am andern Morgen schaffte Marianne früh in der Küche. Die Sonne war eben aufgegangen und stand wie eine rote Kugel am Horizont; viele Morgenwölkchen schifften, wie kleine Kähne in rosiges Licht getaucht, und die Domriesen standen, angehaucht vom Morgenrot.

Frau Bergmann kam an der offenen Küchenthür vorbei und konnte nicht widerstehen einzutreten. „Schon so fleißig! Ach, da sind ja bereits die Frühstückstassen abgewaschen und die Kartoffeln für's Mittagessen geschält," sagte sie bewundernd und neugierig zugleich. — „Ich eile mich heute besonders," entgegnete Marianne, „denn ich will gleich nach 9 Uhr ausgehen." „Ausgehen? Schon so zeitig, und wohin denn?"

„Ja, wenn Sie das erraten könnten!" lachte Marianne. „Aber liebe Frau Bergmann, wenn Sie recht gut sein und gegen 11 Uhr aufzünden und den Kartoffeltopf an's Feuer schieben wollen — ich habe noch Backobst und Rauchfleisch in der Kammer kalt stehen — dann will ich Ihnen ein Geheimnis verraten."

„Ein Geheimnis, das ist ja sehr interessant und gerade mein Fall — ich bin verschwiegen wie das Grab und Niemand darf mich ausfragen."

„O, ein solches Geheimnis ist es nicht, mehr eine Ueberraschung: die Herrschaft aus Rothendorf ist gekommen, die ganze Familie, sie bleiben den Winter über in ihrem Stadthaus auf der Dominsel. Junker Konrad kam es uns gestern ansagen und ich soll heute noch meine Gabriele sehen!"

„Die Herrschaft! Uns're gnädige Herrschaft und die Kinder! Ist das aber eine Freude! Da sieht man's wieder, „unverhofft kommt oft," — und doch, mein ahnungsreiches Gemüte hat's mir schon angesagt. — Ich sah sie Alle kommen, im Traum, vorvorige Nacht und ich freute mich so, — aber der kleinen Ella waren Flügel gewachsen und ich mußte weinen. Es ist wunderlich, wenn 'was passiert in der Freundschaft, ich merk's schon immer 'ne Weile zuvor. Damals, als unsre liebe, schöne Frau von Willingbrodt starb, Ella's Mutter — ja selbst ehe der Unglückstag von Jena kam — —"

„Aber liebe Frau Bergmann," unterbrach sie Marianne, eine Reihe von Beispielen fürchtend, „Gabriele wird nicht fortfliegen; auch ist sie gar nicht mehr die „kleine Ella," vor einigen Wochen wurde sie 18 Jahr."

„Achtzehn Jahr! I du meine Zeit, das hätt' ich nicht gedacht. — Bin aber auch eine Ewigkeit nicht in Rothen-

dorf gewesen — hatte immer noch so viel für meinen Franz zu thun — jetzt hat er sich endlich so pè a pè rausgemacht; bald wird er Meister werden und eine Braut hat er auch. Nächstes Jahr, wenn er die Zinngießerei von meinem Sel'gen übernommen hat, kann ich auch 'mal abkommen und in meine Heimat reisen. — Ich wundre mich nur, warum der Franz nicht kommt," und sie wischte mit der Schürze den Morgenhauch von den Fensterscheiben.

„J du meine Zeit," rief sie plötzlich, „da kommen ja der junge Herr von Willingbrodt grad' auf unser Haus zu und ein schönes Fräulein führt er am Arm, kann das die kleine Ella sein?"

Marianne hatte kaum zu Ende gehört, sie flog die Treppen hinab, „Gabriele, meine Gabriele," jubelte sie und schlang die Arme um ihren Hals, „so bald bist Du gekommen!"

„Justin hatte mich zur Frühmesse abgeholt, wir wollten den ersten Tag zusammen recht schön beginnen," flüsterte Gabriele, „und darnach war er so freundlich mich herzubringen."

Marianne reichte ihm dankend die Hand. „Es bedarf keines Dankes," sagte er etwas verlegen, „es ist „gerne gescheh'n," wie der Schlesier sagt. — Doch nun, Gabriele, bist Du am Ziel und brauchst mein Geleit nicht mehr. Das Kolleg wird gleich beginnen und ich muß eilen."

„Aber Du kommst heut' Mittag zu uns? die Tante hat Dich eingeladen, Du darfst jetzt nicht so eifrig studieren, mußt auch für uns Zeit haben; wirklich, Justin, das mußt Du."

„Wir wollen sehen, wie sich Tertullian und der heilige Augustinus mit meinem Schwesterchen vertragen," und

er eilte, freundlich grüßend fort. Marianne aber nahm Gabrielen's Hand und führte sie zur Mutter.

Frau Ohnhausen saß mit ihrer Näharbeit im Fenster und sang ein geistliches Lied. Sie war eben bei der Strophe:

„Wahre Treu kommt dem Getümmel
Dieser Welt niemals zu nah;
Ist ihr Schatz doch in dem Himmel,
D'rum ist auch ihr Herz allda," —

als die Mädchen eintraten.

Sie hielt inne, nahm die Brille ab und drückte mit einem Freudenrufe Gabriele an's Herz.

„Ist es nicht schön, daß wir da sind, daß wir jetzt hier bleiben!" sagte diese, nachdem die erste Begrüßung vorüber war und sie sich, auf Mariannen's Kinderstühlchen, zu Frau Ohnhausen gesetzt hatte. „Auf dem Lande fing es an recht öde zu werden — und leer und öde war es eigentlich schon seit Ihr fort giengt — aber hier blühen viele Freuden für mich. Da sind meine lieben Ursulinerinnen und die täglichen Gottesdienste, da ist mein Bruder, da ist meine Marianne!" Und die schönen, braunen Rehaugen strahlten Liebe und Glück. „Wir wollen auch recht gesellig leben, Musik und alle schönen Künste treiben, nicht wahr liebe Frau Pastor?" und sie küßte die Hand der Witwe, die liebreich auf ihrem dunkelblonden Lockenkopf geruht hatte."

„Wo ist aber Gottfried?" frug Frau Ohnhausen, nachdem die beiden glücklichen Mädchen ein Stündchen, wie Schwalben zwitschernd, zusammen gesessen hatten. „Ist nicht heute ein Studientag, wo er zu Hause arbeitet?"

„Ja Mutter, und er ist oben in seiner „Klause," wo er nie gestört sein will," antwortete schelmisch Marianne,

„aber freilich, wenn ich ihn jetzt nicht stören wollte!“ und sie eilte hinaus.

Bald kehrte sie mit dem Bruder zurück. — Einen Augenblick stand er auf der Schwelle still — so schön war ihm Gabriele noch nie erschienen! und Gabriele? — Sie blickte mit unverhohlener Freude auf den hoch gewachsenen Jüngling; — ein Jahr macht doch viel aus, dachte sie — so edel und männlich hatte sie sich den Spielgenossen nicht vorgestellt. Sie reichte ihm herzlich die Hand und Gottfried nahm und hielt sie mit dem Rechte alter Kinderfreundschaft.

„Was machen meine kleinsten Freundinnen?“ frug er, „und wo ist Konrad?“

„Konrad,“ erwiderte Gabriele, „schläft seine gestrige Begeisterung für Schule, Kunst und Wissenschaft etwas aus und sich in eine ruhigere Stimmung hinein — und Lieschen und Gretchen haben mir eine dringende Einladung an Sie für heute Abend aufgetragen. Sie möchten auch nicht vergessen, den Geschichtensack mitzubringen.“

„Ich hoffe ich weiß noch Geschichten, in unserer ernsten Zeit wird man früh alt,“ sagte Gottfried halb lachend, „sollte es aber mit den Geschichten nicht wie früher gehen, so muß ich mich mit Liedern loskaufen und mein Freund Joseph kann mir dabei helfen.“

„Joseph Raguel?“ und Gabriele blickte ihn fragend an.

„Ja, Joseph Raguel. — Justin hat mir versprochen, ihn bei Ihrem Onkel und Ihrer Tante einzuführen — seine ungewöhnliche, musikalische Begabung wird, denke ich, der beste Empfehlungsbrief für ihn sein.“ „Er spielt sehr schön Violine,“ sagte Gabriele, die Antwort umgehend; „Konrad ist eifriger denn je mit seinem Violoncelle —

er hat auch Justin geworben und träumt von Quartett-Abenden, da würde ihm denn nur noch eine Geige fehlen."

„Und die kann Doktor Cornelius stellen," fiel Gottfried ein. „Da wäre ja Frau Musika bedacht," sagte Marianne heiter, „aber wie steht es mit den anderen Musen, sind es doch ihrer neun, nichtwahr Gottfried?" —

„O wir nehmen unsere alten Freunde wieder zur Hand," fiel Gabriele ein, „unseres lieben Schillers „Wallenstein" und die „Jungfrau von Orleans" lesen wir in verteilten Rollen. Bei dieser traurigen, düsteren Zeit muß man den Geist frisch erhalten im Land der Ideale! — Ich würde denken einen Abend der Musik, einen der Poesie gewidmet, wöchentlich abwechselnd — nicht wahr, liebe Frau Pastor, das wäre nicht zu viel?" — „Wir wollen sehen," antwortete freundlich die Gefragte. „Marianne hat für unsern kleinen Haushalt zu sorgen, der sich vielleicht bald durch Kostschüler vergrößern wird, — und für Gottfried sind es die letzten arbeitsvollen Wochen vor der Hochschule — doch er wird das selbst am besten wissen." —

„Justin hat uns sogar seine Gegenwart versprochen, er ist im letzten Studienjahr und steht vor den ersten Weihen; da wird doch dieser ernste, junge Herr nicht strenger sein als er," scherzte Gabriele und sah ihn fragend an.

„Einen Abend in der Woche," sagte Gottfried, „das wäre wohl nicht zu viel, und für uns selbst die größte Freude, nicht wahr, liebste Mutter?" Frau Ohnhausen nickte, und Gottfried fuhr fort, „Fräulein Gabriele hat Recht, es erfrischt den Geist, aus der realen in die ideale Welt hineinzublicken, wie es im höheren Sinne unserer Seele Leben ist, von der Erde nach dem Himmel zu schauen."

Gabriele sah ihn dankbar an und Frau Ohnhausen fügte hinzu:

„Der liebe Vater pflegte das Wort des Apostels „alles ist Euer“ auch auf die Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft anzuwenden und meinte, wir dürften uns ihrer freuen und sie benützen, nur daß wir sie immer an dem Quell der Wahrheit prüften.“ „Gewiß das müssen wir,“ sagte Gottfried, „dann wird uns das menschlich Große und Schöne nicht zu groß und schön erscheinen und wir werden nicht blind sein für die Glaubensschwäche unserer größten Meister.“

„Man muß sich keinen Schleier vor's Gesicht hängen,“ fügte Gabriele hinzu, „und keine Brille aufsetzen, sondern recht klar und wahr die Dinge sehen wie sie sind. — Ich mag nichts lieber, als Dichter- und andere Werke mit Jemandem lesen, der sie recht versteht und beurteilt. — Aber nun muß ich gehen, die Tante wird schon auf mich warten. Nicht wahr, Marianne, Du gibst mir noch ein Stückchen das Geleit?“

Als die Freundinnen fort waren, saß Gottfried einen Augenblick bei der Mutter nieder.

„Wie wunderbar lieblich ist Gabriele geworden in dem einen Jahr und wie reich hat sie sich auch innerlich entwickelt! — Fürchte nichts, Mütterchen,“ fuhr er schnell fort, als er ihren besorgten Blick bemerkte, „fürchte nichts; es sind keine Zeiten, wo man an Liebesglück denken darf mit kaum 20 Jahren. Ich weiß, daß andere heilige Dinge vor mir liegen, die meine ganze Kraft erfordern. Auch zweifle ich nicht, daß Oswald Gabriele liebt.“

„Nun so bewache Dein Herz, mein Sohn, und hüte es sorglich.“

„Das will ich, geliebte Mutter,“ und nach einem innigen Kuß auf ihre Hand kehrte er in seine Klause zurück.

Viertes Kapitel.

Winter-Abende.

Das Haus, welches die Familie von Theßmar für die Wintermonate bewohnte, lag auf der sogenannten Dominsel. Es hatte große, etwas niedrige Zimmer, vergitterte, bogige Fenster und die hohe Mauer, welche den weiten, baumreichen Garten umschloß, gab dem Ganzen ein klösterliches Ansehen.

An dem kleinen Mauerpförtchen stand Marianne in der Dämmerstunde des Dezember-Abends und versuchte vergeblich es zu öffnen. Mutter und Bruder waren schon im Haus, das wußte sie, denn sie hatte sich vor kaum 20 Minuten von ihnen getrennt, um nach ihrer lieben, kleinen Veronika zu sehen, die durch Erkältung an's Zimmer gefesselt war. Auch die anderen Freunde mußten darin sein, denn man kam pünktlich um 4 Uhr zusammen und es fehlte keiner gern.

Durch den starken, frischen Schneefall mochte das Pförtchen verquollen sein, Glockenzüge waren eine Seltenheit, was sollte Marianne thun? — Da hörte sie schnelle Schritte hinter sich und als sie sich umschaute stand Raguel vor ihr. — Ob es der schnelle Gang in der Winterluft war, der seine Wangen so gerötet hatte, seine Augen so leuchten ließ als er ihr „guten Abend“ bot?

Er öffnete das Pförtchen mit starkem Stoß und ließ

Marianne vor sich eintreten. Dann giengen sie zusammen unter den weißen schneebeladenen Ästen hin, dem Hause zu, aus dessen Fenstern schon die Lichter freundlich winkten.

Dieser Abend sollte der Dichtkunst und der Musik zugleich gewidmet sein; es war der letzte vor Weihnachten, den man so verleben wollte, denn die Adventszeit war angebrochen. Joseph trug seine Violine in poliertem Kasten, dazu eine Rolle mit Noten. Auch Marianne hatte Noten im braunen, gestickten Beutel neben ihrer Handarbeit.

„Ich habe ein wunderschönes Lied mitgebracht," sagte Raguel, „Göthes ergreifendes „Der Du von dem Himmel bist," in Musik gesetzt vom Kapellmeister Reichhard aus Dresden. Es wird gewiß für Ihre Stimme passen und ich werde mich sehr freuen, es Ihnen zu begleiten. Das Sehnsuchtsvolle, Bittende, das darin liegt, kann wohl nur von einem weiblichen Gemüt recht verstanden und wiedergegeben werden."

„Meinen Sie? — Ich habe die elegischen Lieder und Stimmungen eigentlich nicht gern; ein frischer, tauiger Sommermorgen geht mir z. B. weit über eine duftige schöne Mondnacht."

„Weil Licht und Freude besser zu Ihnen passen als Leid und Dunkel. — Aber sind Sie denn immer fröhlich? Wissen Sie nichts von dem ungestillten Bangen, dem unausgesprochenen Schmerz, der um so tiefer greift, je mehr er sich verbirgt? — Ach nein! Was sollen Sie davon wissen, Sie, die eine geliebte Mutter, einen teuren Bruder, eine schöne Heimat haben?"

„Meinen Sie, daß ich nicht weiß was Schmerz ist? Wissen Sie nicht, daß ich erst vor einem Jahr meinen geliebten Vater verlor? Und auch die Heimat mußten wir

verlassen!“ — „Die Heimat wohl, aber nicht das Vaterland!“ — „Ohne Vaterland, ohne Altar, ohne Priester und ohne Heiligtum, ein Fremdling im fremden Lande, das thut weh. Da versteht man es wie der königliche Sänger klagt: „ach HErr, wie hast Du mein so gar vergessen? Wie muß ich so traurig gehen, wenn sie zu mir sagen, wo ist nun Dein Gott?“

Sie waren an der Thür. Marianne blieb einen Augenblick stehen, ehe sie eintraten. „Doch aber sind die Psalmen die herrlichsten Trostlieder,“ sagte sie bewegt. „Gedenken Sie nur des einen: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, nach Dir.“ Und dann die trostreiche Antwort: „Harre auf Gott, denn ich werde Ihm noch danken, daß Er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist.“

„Wer gibt mir aber den Mut, so zu bitten und zu hoffen?“

„JEsus Christus Gottes Sohn, der unser Bruder worden ist. Wenn Sie Ihn glauben könnten als Ihren Heiland, so würden Sie Frieden haben und glücklich sein.“ — Marianne schwieg, fast erschrocken. So hatte sie noch nie zu Joseph geredet, selbst in seine Gespräche mit Mutter und Bruder sich kaum gemischt. — Schnell eilte sie voran, die Treppe hinauf, während ihr Raguel langsam folgte und sinnend den Saal betrat, in welchem er die Gäste versammelt fand.

Der ältere Herr von Theßmar aus Herrnau mit seiner Tochter Antoinette gehörte an diesem Abend auch zu denselben, und Oswald, der geliebte Sohn des Hauses, war aus Berlin auf Urlaub gekommen. Mit ihm fand Joseph seinen Gottfried in lebhaftem Gespräch und hörte, wie eben Oswald zu seiner Kousine sich mit den Worten wandte:

„Endlich kommst Du, Gabriele; Gottfried meint', ich gliche Dir nicht mehr, doch ich will's nicht glauben, denn ich war immer stolz darauf, daß die Menschen uns für Geschwister hielten. So — stelle Dich neben mich, Gottfried mag selbst entscheiden." Gabriele that es und Gottfried blickte Beide prüfend an. „Ich bekenne mich geschlagen, die Züge sind noch einander ähnlich, nur der Ausdruck ist verschieden," sagte er fast kleinlaut.

Jetzt rief der Hausherr seine Gäste, das gemeinsame Lesen sollte beginnen. „Wilhelm Tell" war für diesen Abend gewählt. Doktor Cornelius verteilte die Rollen. Die jungen Leute drängten sich zu denen der Eidgenossen. Er selbst las den Tell und seine Frau Tell's Gattin.

Lebendiges Interesse, ja hohe Begeisterung erfüllte Leser und Hörer; die Liebe zum Vaterland, die Sehnsucht nach Freiheit erstarkte und wuchs in solchen Stunden!

Als der Tell beendet war und ein einfacher Imbiß herumgereicht wurde, auf welchen der musikalische Teil des Abends folgen sollte, hatte sich die Gesellschaft in verschiedene Gruppen geteilt.

Da saßen in der Tiefe des Zimmers, im Sopha, die Rothendorfer Frau von Theßmar und ihre langjährige Freundin Frau Pastor Ohnhausen. Sie erzählten sich von den Rothendorfer Leuten, besonders von der Familie des Erbscholzen Hoffmann, von der frommen Großmutter, die darin ein Segen war, und anderen alten Freunden!

Etwas getrennt von ihnen, mit dem Rücken an den Ofen gelehnt, stand der Hausherr; vor ihm sein Bruder aus Herrnau, sein Neffe Justin, sein Sohn Oswald und der Amtsrat Rinkendorf. Alle vertieft in die großen Interessen der Gegenwart.

„Ich kann es nicht glauben, daß der König Schlesien

aufgibt," sagte Justin. „Die Trennung von seinen anderen Landeskindern ist ihm so schwer geworden und nun diese schöne Provinz!"

„Wenn Napoleon aber die rückständigen Kriegssteuern mit Wucherzinsen verlangt," sprach schnell sein älterer Onkel, „wenn die schöne Provinz ausgesogen, ihr Adel ruiniert ist, was dann?"

„Und noch mehr, wenn der König in ängstlicher Gewissenhaftigkeit Frankreich treu bleibt, wo soll dann Hilfe herkommen?" sagte der andere.

„Napoleon," begann Rinkendorf, „weiß, was unser Land für ihn empfindet. Schon voriges Jahr, als Prinz Wilhelm und seine Gemahlin sich in Paris von ihm verabschiedeten, soll er zu ihnen gesagt haben: ich weiß, daß alle Preußen mich hassen. Trotzdem hörte ich erst gestern von unserem Oberpräsidenten, daß der König sich auf's Bestimmteste gegen eine Abtretung Schlesiens ausgesprochen und erklärt habe, lieber Alles zu wagen und mit Ehren unterzugehen."

„Schwert von Männerhand geschwungen rettet einzig dies Geschlecht! singt unser Max von Schenkendorf," sagte Oswald lebhaft. „Auch in Berlin, in den höchsten militärischen Kreisen, richten sich alle Hoffnungen auf eine Erhebung Preußens. — Scharnhorst will die allgemeine Wehrpflicht einführen, eine Volkserhebung vorbereiten. Unsere Offiziere sollen aus den gebildeten Ständen im allgemeinen genommen werden, sie sollen nicht mehr durch Geburt, wie bisher, sondern durch Verdienst Offiziere werden. Durch Bildung einer Reserve und einer Landwehr, durch schnelleres Einexerzieren der Truppen will man eine große Anzahl Soldaten schlagfertig ausbilden,

ohne doch den von Napoleon vorgeschriebenen Etat des stehenden Heeres zu überschreiten."

„Das sind königliche und gute Gedanken," sagte sein Vater, und Rinkendorf fügte hinzu: „sie wecken wieder Mut und Vertrauen."

Die älteren Herren vertieften sich in ein weiteres Gespräch über die allgemeine Wehrpflicht. Die jüngeren traten an den Tisch in Mitten der Stube, an dem Gabriele mit dem größten Teile der übrigen Jugend schöne Rheinlandschaften besah. Konrad war in heller Begeisterung für den herrlichen Strom und das herrliche Land, während Heinrich Rinkendorf Friedrich Schlegels Worte recitierte:

„Du freundlich ernste, starke Woge,
Vaterland am lieben Rhein,
Sieh' die Thränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren."

„Das werden wir alles wiedergewinnen," sprach Oswald feurig, „und dann, wenn wir heimkehren als gefeierte Sieger, dann müßt Ihr Frauen" — er wandte sich zu Gabriele, die mit leuchtenden Blicken ihm zuhörte, und zu seiner andern Kousine Antoinette, die schüchtern ihre schönen Augen senkte — „dann müßt Ihr den Lorber uns um die Stirn winden im befreiten Vaterlande. — Und wenn wir nicht heimkehren — wenn das Morgenrot der Freiheit dem Vaterlande erst über unsern Gräbern aufgeht, — dann müßt Ihr den Kranz der Ehren auf unsern grünen Hügel legen, und seine Blätter werden rauschen im Morgenwind des neuen Tages."

Justin wandte sich zu Doktor Cornelius und Raguel, die schon am Klavier standen, ihre Geigen stimmten und die Noten für das „Haydn'sche Streichquartett" zurecht

legten, das sie, mit ihm und Konrad, geübt hatten. Die beiden kleinen Mädchen hatten sich an Gottfrieds Hand gehangen und ihn an's Ende der Stube, in den mit Blattpflanzen geschmückten Erker gezogen, in welchem auch Marianne und Fräulein Rénoux zu traulichem Zwiegespräch sich niederließen.

Marianne hing mit herzlicher Liebe an dieser mütterlichen Freundin, der sie ihr weniges Französisch und manche gute Lehre verdankte. So lange sie denken konnte, war Fräulein Rénoux in Rothendorf und mit der Theßmar'schen Familie zu fest verwachsen, um an eine Rückkehr in ihre schöne, schweizerische Heimat zu denken. Auch im Pfarrhaus war sie immer ein willkommener Gast gewesen und hatte die wärmste Teilnahme für Gottfried und Marianne, die Kinder, die sie mit Oswald und Gabriele hatte heranwachsen sehen. Jetzt plauderte sie leise mit Marianne, bis der Schluß des halblaut erzählten Märchens von „Schneeweißchen und Rosenrot" beider Aufmerksamkeit fesselte und sie zu dem Erzähler hinhorchten.

„Sein Glück bei den Kindern ist noch immer unbestritten," sagte Fräulein Rénoux, auf Gottfried hindeutend, „und mit seinen Geschichten erobert er ihre Herzen."

„Sie glauben auch nicht, was er für einen Reichtum von Poesie darinnen entfaltet," erwiderte Marianne, „und wie er sich über die einzelnen Volksmärchen gefreut hat, die in Flugblättern erschienen sind und von denen die Gebrüder Grimm bald eine Sammlung herausgeben wollen."

„So wie Du kann Niemand erzählen, Du bist doch der allerbeste Geschichtenonkel," rief jetzt Gretchen laut.

„Das kleine Lieschen aber kletterte auf seine Knie und flüsterte:

„Gottfried, Du mußt unser Bruder sein, Du bist besser als Oswald und Konrad zusammen.“

„Still, still, wer wird so reden von seinen lieben Brüdern,“ sagte Gottfried.

„Ja, liebe Brüder,“ fuhr die Kleine schmollend fort, „ich habe sie auch schrecklich lieb, aber siehst Du, Geschichten erzählen sie uns nie.“

„Und wenn wir hören wollen, was sie mit Ella sprechen,“ klagte das ältere Gretchen, „da heißt es: geht doch Ihr Kleinen zu Eurem Spiel oder zu Euren Puppen!“

„Und wenn wir Geschichten hören wollen,“ fiel Lieschen wieder ein, „da heißt es: quält doch nicht, ich weiß keine, Ihr wißt ja so viele, erzählt Euch doch selbst.“

Gottfried lachte.

„War denn das Märchen gar so schön?“ frug Gabriele und gesellte sich zu ihnen, indem sie ihren Arm in Mariannen's legte.

„Wunderschön. Ich weiß bloß nicht, wen ich lieber haben soll: Schneeweißchen oder Rosenrot,“ antwortete Gretchen, und Lieschen rief: „Aber der Bär ist doch der allerbeste, den hab' ich am allerliebsten.“

„Ich glaube, das Quartett soll beginnen,“ erinnerte Marianne, „unsere Geiger stellen sich schon zurecht.“

Da kam Raguel schnell auf sie zu, „Alle wünschen, daß einige Lieder dem Quartett vorausgehen sollen, darf ich Ihnen da das Götheſche Lied begleiten?“

„Wir haben so viel gescherzt, ich fürchte es zu verderben,“ erwiderte zögernd Marianne.

„Du ein Lied verderben?“ sagte Gabriele und Alle baten um das Lied. Marianne ließ sich nicht gern bitten. Sie ging zum Klavier.

„Wenn das Lied Ihnen eben nicht aus dem eignen Herzen quellen will,“ sagte Raguel leise, als er sich zur Begleitung niedersetzte, „dann singen Sie es aus meinem, singen Sie es für mich!“

Er griff einige melodische, schwellende Akkorde, während denen Marianne Zeit hatte, sich zu sammeln, dann sang sie mit dem vollen Wohlklang ihrer tiefen Stimme:

„Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach ich bin des Treibens müde,
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!“

Lautlose Stille herrschte im Saal. Das Lied war zu wahr empfunden, zu ergreifend wiedergegeben für Beifallsklatschen. Doch auch ein anderes wollte nicht darauf passen und nach kurzer Pause begann das Streichquartett, welches den Abend schloß.

„Soll ich Gottfried rufen, Mütterchen?“ frug Marianne, die eben ihr Sonntagskleid angezogen und das Licht angezündet hatte, um der Mutter die weiße Halskrause und Haube festzustecken. Die Mutter blickte nach der Wanduhr.

„Laß ihn noch ein Weilchen — es ist zwar bald 5 Uhr, aber man merkt es schon, daß die Tage zunehmen, besonders bei diesem hellen Frostwetter und Mondschein, — zudem hat Frau Bergmann uns ja erst „zum Lichten“ eingeladen. Komm, setze Dich ein bischen zu mir, mein

geliebtes Kind, wir haben lange kein Plauderstündchen gehabt, und neulich, als Du mir noch Einiges von dem Fest bei dem älteren Herrn von Theßmar erzählen wolltest, wurden wir unterbrochen.

„Ach ja, von dem Bohnenfest am Dreikönigstage," sagte Marianne. „Von den Vermummungen und Aufführungen habe ich Dir schon erzählt, — es war sehr lustig — obwohl ich so etwas nicht oft mitmachen möchte, — aber was ich sagen wollte," und sie errötete ein wenig, „ich glaube, mit dem Bohnenkuchen gab es eine Schmuggelei! — Oswald und die schöne Antoinette sollten König und Königin sein — das wollte ihre Mutter, und denke Dir, unsere liebe Frau von Theßmar war auch damit einverstanden. — Ich kann's nicht begreifen, aber ich glaube," und sie errötete noch tiefer, „sie zieht Antoinette wirklich meiner Gabriele vor und will sie zur Schwiegertochter haben."

„Vielleicht denkst Du zu weit," sagte die Mutter, „vielleicht war es auch mit dem Bohnenkuchen keine Schmuggelei — aber wie nahm es Oswald selbst? Wie verhielt er sich zu seiner Königin?"

„O er war sehr aufmerksam mit ihr. Ich hätte kaum geglaubt, daß unser rascher, lebhafter Herr Oswald so sanft und zart reden könnte. Antoinette taute auch wirklich etwas auf, besonders wenn ihre Mutter nicht im Zimmer war, schlug die Augen nicht immer nieder und redete manchmal mit ihm. Zuerst sah ich, wie sie zusammenfuhr, wenn er mit ihr sprach."

„Das arme Kind, wie sehr sie durch die strenge Erziehung verschüchtert ist," sagte Frau Ohnhausen mitleidig. „Auch ist sie ja kaum 16 Jahre, ihre schlanke Gestalt läßt sie älter erscheinen. Wenn sie ihr Köpfchen

hängt wie eine Trauerweide, thut es mir weh um sie. Sie hat einen lieben Ausdruck in ihren Augen, der mich mehr anzieht, als ihre regelmäßig schönen Züge und ihr zarter Teint. Wer weiß, was alles in ihr schlummert und unter mildem Sonnenschein erblüht!"

„Ach, Mütterchen, das kann wohl sein und ich möchte auch nichts gegen Antoinette sagen, es ist nur, daß sie Gabriele vorgezogen wird. — Du glaubst nicht, wie diese am Bohnenfest geschickt bei Seite geschoben, den ganzen Abend von Oswald fern gehalten wurde, und das auch von ihrer eigenen Tante, von der ich meinte, sie liebe sie wie eine Mutter!"

„Wem war sie denn zugeteilt? Du sagtest, Ihr hättet Alle paarweise den Hofstaat des Königspaares bilden müssen?"

„Unser Gottfried war ihr Ritter; insofern hatte sie's gut, und Gottfried, glaube ich, war sehr zufrieden. Auch ich hatte es gut; mir war Wilhelm, der zweite Sohn des Hauses, der Kornett bei Oswald's Regiment, zugeteilt. Er ist ein freundlicher Jüngling, nicht stolz und steif wie seine Mutter."

Frau Ohnhausen schwieg und hing ihren eigenen Gedanken nach; dann begann sie von Neuem: „Unsere liebe Frau von Theßmar kann aber doch mancherlei Gründe haben, warum sie einer Neigung Oswald's zu Gabriele eher entgegenhandeln als sie begünstigen will. Erstlich die nahe Verwandtschaft. Rechte Geschwister-Kinder, die sich so ähnlich sehen!" Sie schüttelte den Kopf. „Warum sollen sie sich denn nicht wie Geschwister lieb haben? Ich glaube auch gar nicht, daß Gabriele ihren Vetter anders lieb hat. Sie sah ihn immer wie einen Bruder an, — ist überhaupt noch so kindlich."

„Ja, Mütterchen, aber Oswald hat sie immer schrecklich lieb gehabt.“

„Ich meine sie hätten sich als Kinder oft gezankt und kämen auch jetzt noch leicht zu raschen Worten?“

„Leider wohl, doch thut es ihnen dann so leid! Es mag nur daher kommen, daß sie beide sehr lebhaft sind und viel Ähnlichkeit im Charakter haben.“

„Wieder ein Grund mehr für unsere liebe Frau von Theßmar, und Du mußt auch die Verschiedenheit der Konfessionen nicht ganz vergessen. Ich glaube eigentlich nicht, daß Gabriele sich leicht entschließen würde, einen evangelischen Mann zu heiraten, so mild auch sie und Justin sind, und noch dazu in einem Verwandtschaftsgrad, der verboten ist!“

„Es soll nicht schwer sein, Dispens zu bekommen.“

„Mag sein; aber Gabriele würde den Dispens nicht wollen. Es würde ihr Gewissen bedrücken, etwas Verbotenes erlaubt zu bekommen.“

„Wie gut Du sie kennst, Mütterchen, meine liebe, liebe Gabriele. Es ist mir immer, als müßten wir sie so ganz besonders auf dem Herzen tragen. Aber Gott wird gewiß auch für sie sorgen, wie es am besten ist.“

„Das wird Er! Und nun magst Du Gottfried rufen, es ist Zeit, daß wir hinunter gehen.“

„Nur noch einen Augenblick, herzliebe Mutter! — Ich kann es nicht begreifen, wie die Herrnauer Theßmar's so freundlich mit den französischen Offizieren sein können; Du weißt, es war ein Oberst und ein Kapitän bei dem Bohnenfest und sie wurden wirklich geehrt, wie die ersten Gäste.“

„Sie haben gewiß lange in Herrnau im Quartier gelegen und sind liebenswürdig und höflich gewesen, wie

es ihrem Volke eigen ist. Weißt Du nicht mehr, wie herzlich der Abschied in Rothendorf von dem guten Oberst und seiner netten Frau war? Es flossen viele Thränen."

„Aber schmeicheln braucht man deshalb doch den Feinden seines Königs nicht, und das geschah neulich. — Ueberhaupt, die Liebe der Gutsbesitzer zu unserem König scheint mir manchmal recht gering. Ich meine der älteren Herrschaften, denn Oswald und Konrad und auch Wilhelm von Theßmar glühen für König und Vaterland wie unser Gottfried und seine Freunde."

Frau Ohnhausen nickte.

„Es ist eigen, wie jetzt Offiziere und Studenten, Kriegsleute und Gelehrte zusammen schmelzen," begann sie nach einer kleinen Pause.

„Früher war das wohl anders?" frug Marianne.

„Ja, da standen sie einander recht schroff gegenüber, und als ich, eines Obersten Tochter, Deinen geliebten Vater heiratete, da gab es manchen Kampf, nicht bloß wegen des Adels. — Aber bald nach dem Unglückstage von 1806 wurde das anders. Die sich sonst Fernstehenden fingen an, sich einander zu nähern und jetzt scheint mir's, als verstünden sich Offiziere und Studenten besonders gut."

„Du glaubst aber nicht," klagte Marianne noch einmal, „wie die beiden Herrn von Theßmar's gegen die Gesetze des Freiherrn von Stein und seine Person erbittert sind, und selbst unsere liebe Rothendorfer Frau hörte ich neulich sagen: „es wäre kein Unglück, wenn wir sächsisch würden!"

„Das kommt von den großen Verlusten, welche die Gutsbesitzer durch die Stein'schen Gesetze getroffen haben, von den schweren Lasten, die sie durch die lange Einquartierung zu tragen hatten und die sie auch jetzt noch an Geld und Gut erleiden; — aber im Grunde lieben

sie doch ihren König und ihr Vaterland und wenn die Zeit kommt, werden sie es schon mit der That beweisen."

„Du bist immer mild und gut, Herzens-Mutter, und ich urteile so schnell; — jetzt ist mir aber ganz leicht um's Herz und ich will schnell gehen den Gottfried rufen."

Eine Treppe tiefer, bei Frau Bergmann, der freundlichen Wirtin und ihrem Sohn, dem jungen Zinngießermeister, fanden sie schon die Braut desselben und deren Eltern versammelt.

Später kam noch ein Vetter von Frau Bergmann, ein alter Wachtmeister aus des großen Friedrich's Zeit, und ein jüngerer Freund, der Kantor von St. Elisabeth, hinzu.

Frau Bergmann reichte Warmbier herum und Thee — eine große Seltenheit — mit Vanille und Zimt gemischt; dazu belegtes Butterbrot und Mohenstriezel. Äpfel und Nüsse standen auf dem runden Tisch, den zwei große Wachslichter erhellten. Der jungen Braut zu Ehren war alles sehr feierlich.

Die Männer zündeten sich ihre Pfeifen an, setzten sich an's Kamin und gerieten bald in's Gespräch. Die Frauen machten Filet und erzählten sich allerlei, bis sie, durch der Männer Unterhaltung angezogen, zu ihnen hinhorchten.

„Es war eine weite Reise von Breslau bis Tilsit," sagte Herr Schröder, ein ehrbarer Klempnermeister, der Vater der Braut, „und doch hat mich's keinen Augenblick gereut, daß ich mit war. Wenn ich hundert Jahr alt würde, ich könnt's niemals nicht vergessen, wie unsere Königin uns willkommen hieß. Schön sah sie aus wie ein Bild und liebreich war sie wie ein Engel. Sie sah ganz aus wie man sich eine Königin denkt, nur so traurig."

„Wurden den hohen Herrschaften nicht auch Geschenke überreicht?" frug Frau Bergmann.

„Ja, wir Schlesier hatten jeder ein Geschenk. Mein Bruder aus Striegau und meine Wenigkeit brachten ein Kaffeezeug von blankem Messing, wie's für unsere Zunft gehört, — wir schlichten Bürgersleute, was konnten wir weiter thun? — Wir wollten unser Königspaar so gern erfreuen. Und es hat sich auch wirklich gefreut. Der König drückte uns die Hand, als wenn wir seine besten Freunde wären, und die Königin lächelte wie die leibhaftige Güte und Freundlichkeit. — Uns starken Männern sind die Thränen in den Bart gerieselt; ich schäme mich nicht, es zu gesteh'n! Einfach war's bei unsern königlichen Herrschaften, wie bei gemeinen Bürgersleuten. Aber ein Fest gab uns der König doch. Die beiden jungen Prinzen, Fritz und Wilhelm, waren dabei und die Prinzessin Charlotte tanzte mit uns Schlesiern, auch mit mir.

Die jüngste Prinzessin war noch nicht längst aus der Taufe gehoben. Die preußischen Stände waren ihre Paten gewesen, sie hatten sich selbst dazu angeboten. Der König nahm sie gern — aber als man ihm den Napoleon vorschlug zum Paten für sein Kind, da soll er sehr entschieden Nein gesagt haben."

„So ein Nein vielleicht," sagte Gottfried, „wie er es hatte, als man ihn aufforderte, dem Rheinbund beizutreten. O, es wird auch die Zeit kommen, wo er zu den Wünschen seines treuen Volkes „Ja" sagt, ein festes, königliches „Ja."

„Gott wollt's, daß es bald geschehen möge," fiel der alte Wachtmeister ein und stampfte mit seinem Stelzfuß auf den Boden, „die Schmach von Jena frißt uns Veteranen vom großen Fritz schier das Herz ab und überall hört man's von den Patrioten, wenn der König nur sein Volk zu den Waffen rufen wollte, die Ketten würden fallen."

„Aber der König sieht gewiß besser als wir," nahm der Kantor zu St. Elisabeth das Wort, „daß es jetzt noch nicht geht und muß klüglich die Zeit abwarten. Wenn man im Thal ist, kann man weder den Himmel noch die Ferne so gut beobachten, als von einer Bergeshöhe; so ist es gleichsam mit uns und dem Könige; er kann besser und weiter sehen als wir."

„Es ist recht wunderlich," begann Meister Schröder auf's neue, „wie zuerst die Niederlage von Jena und Auerstädt im Lande gar nicht so tief gefühlt wurde; man ging selber wie im Traume; erst in der Not ist einem so nach und nach das Preußenherz recht stark geworden."

„Uns Soldaten hat's aber gleich gewaltig gepocht," sagte der Veteran, „wenn ich denke, wie ich da in Küstrin war — ich konnte noch ein wenig Festungsdienst thun — und der König kam aus der traurigen Schlacht und Prinz Louis Ferdinand, unser Liebling, und der alte Held, der Herzog von Braunschweig, kamen nicht mehr wieder. Die Königin, die in großer Gefahr gewesen war, begegnete dem König in Küstrin und weinte so heiße Thränen!"

„Sie hat aber den Mut nie sinken lassen, nichtwahr Vater?" sagte der Bräutigam zu Meister Schröder gewandt, „auch später nicht, als sie mit ihrem Gemahl und den prinzlichen Kindern fliehen mußte bis an die äußerste Grenze unseres Vaterlandes?"

„Nein, sie hat den Mut nicht verloren und das Vertrauen auf Gott fest gehalten bis zuletzt," entgegnete der Gefragte und Gottfried fiel ein: — „die herrliche Frau, die königliche Dulderin! Wie hat der freche Corse sie mit Schmach und Schimpf bedeckt! Der Mund sträubt sich, die Worte wiederzugeben, die er über sie schrieb, nach der Einnahme von Berlin, aus ihrem eigenen

Schlosse? Wie er sie eine neue Armida nannte, die ihr eigenes Haus in Brand stecke.“

„O erinnert mich nicht daran!“ rief der alte Krieger, „stand doch der Weg zur Hauptstadt dem Feinde offen, als auch Küstrin gefallen war, und Napoleon konnte wagen auszurufen: „Preußen ist verschwunden.“ Aber ich bin's gewiß, unser HErr Gott hat nicht „Amen“ dazu gesagt, und Er wird noch mit dem Stolzen reden, daß er sich wundern soll.“

Da begann der Kantor mit tiefem Seufzer „wann aber, wann? Schon gehen wir in's fünfte Unglücksjahr, und wo blinkt uns der Morgen einer besseren Zeit?“

„In der Hoffnung, im Vertrauen auf Gott und im Herzschlag treuer Preußenherzen,“ sagte Gottfried schnell.

„Ach, Ihr waret noch zu jung, um die Tage des Unglücks ganz zu fassen,“ entgegnete der Kantor, „Ihr wart auch nicht in Berlin, wie ich, der ich damals Elementarlehrer am Grauen Kloster war; Ihr saht es nicht, wie die schöne Viktoria vom Brandenburger Thor genommen wurde, wie das glänzende Regiment Gensdarmes entwaffnet, abgerissen und halb verhungert die Linden heruntergetrieben ward, und wie, zur Schande, unsere alten ruhmreichen Fahnen unter Trommelwirbel durch die Stadt getragen wurden.“

„Nein, das sah ich nicht,“ antwortete Gottfried bewegt, „und wohl war ich noch ein Knabe, doch ein fünfzehnjähriger, und meinen Vater sah ich weinen wie ein Kind, als die Nachrichten kamen; die Thränen sind mir in's Herz gebrannt!“

Frau Ohnhausen blickte besorgt auf den Sohn und Frau Bergmann sagte: „Wir sind in gar zu ernste Gespräche gekommen. Noch haben wir ja den Frieden und der

Mensch muß immer das Beste hoffen. — Meine liebe Brautmutter," wandte sie sich zu Frau Schröder, „erzählen Sie uns doch was Heiteres von Ihren Tagen in Berlin; sahen Sie vor einem Jahr nicht auch noch unsere selige Königin?"

„Gewiß sah ich sie," antwortete wohlgefällig die Gefragte. „Am 18. Januar, der in Preußen immer ein wichtiger Tag ist, am 18. Januar 1810, als zum erstenmal das Ordensfest gefeiert wurde, bald nachdem der König und seine Familie wieder in Berlin eingezogen waren, da war ich gerade bei meiner Schwester zum Besuch. Mein Schwager, der Postbeamter ist, war mit zum Ordensfest geladen und verschaffte uns einen Platz auf der Gallerie im Schloß. Da sahen wir das bunte Gewimmel und da sahen wir auch den guten König, die Prinzen und Prinzessinnen und die holde, liebreiche Königin! O, wer hätte da gedacht, daß sie so bald von uns scheiden würde."

Die Stimme der Erzählerin zitterte. Wieder wollte die ernste Stimmung die Oberhand gewinnen und wieder fiel Frau Bergmann ermutigend ein: „Wenn die Not am größten ist, so ist die Hilfe am nächsten, den Trost laß ich mir nicht nehmen. Wie wär's denn, wenn der Herr Kantor oder Jungfer Marianne und Herr Gottfried was spielen und ein schönes Lied singen möchten? Aber kein trauriges, sondern eins was das Herz stärkt."

Die Gebetenen waren gern bereit. Der Kantor setzte sich an's altertümliche Instrument und spielte einige Bach'sche Fugen, dann intonierte er:

„Ist Gott für mich, so trete
Gleich alles wider mich,"

und alle stimmten ein.

Volkslieder und andere Weisen folgten dem herrlichen Trostliede und so fröhlich wurde noch die Stimmung, daß man der Braut zu Ehren das neuerlich so beliebte „Wir winden Dir den Jungfernkranz" anstimmte und zuletzt ein Pfänderspiel, mit „Speck und Schinken schneiden", allerhand Scherz und Neckereien brachte.

Fünftes Kapitel.

Sommersonntag.

„Den Winter ha'n wir ausgetrieben,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer und den Mea,
Blümla mancherlea,
Blümla schien und rosafein,
Der liebe Gott wird bei Euch sein,
Er wird auch bei Euch wohnen
Und wird auch bei Euch thronen.
Da droben in der Herrlichkeit
Da steht der Frau ihr Stuhl bereit,
Da wird sie einsten sitzen
Bei ihrem JEsu Christen.
E Schuck, zwe Schuck,
Hundert Thaler Vorrat."

So sangen die Sommerkinder auch am Lätare-Sonntag 1811 und zogen mit buntgeschmückten Tannenbäumchen und Reisern durch Breslau's schmutzige Straßen. Die „Hundert Thaler Vorrat" mochten selten sein, dennoch thaten sich überall die Thüren auf und Semmeln und Fastenbretzeln wurden ausgeteilt.

Auch Marianne stand fröhlich in der Hausthür und spendete mit Frau Bergmann die schönsten Weißbrötchen

den singenden Kindern. Als aber die Glocken zu rufen begannen, eilte sie hinauf und bald war sie mit Mutter und Bruder auf dem Kirchweg nach St. Elisabeth.

Das hohe, ehrwürdige Gebäude, das schwellende, schöne Orgelspiel stimmte zur Andacht und mit Freuden sang die versammelte Gemeinde:

„Gott Lob der Sonntag kommt herbei,
Die Woche wird nun wieder neu.
Heut hat mein Gott das Licht gemacht,
Mein Heil hat mir das Leben bracht.
Halleluja."

Darnach kam die Liturgie mit Epistel und Evangelium, Responsorien, Glaubensbekenntnis und Gebet.

Der Geistliche trug dazu, wie zur heiligen Kommunion, das weiße Gewand über dem schwarzen und auf dem Altar brannten feierlich die hohen Kerzen.

Aber dann die Predigt!

Der Pastor wandte die Speisung der Fünftausend an auf die Schätze der Kunst und Wissenschaft, mit denen jetzt die auserkorenen Gebildeten so reich gespeist würden, — er citierte Schiller, Göthe, Herder und Wieland, — zuletzt bat er die Gebildeten, die zwölf Körbe mit Brocken zu füllen und nichts umkommen zu lassen, damit sie die hohen Güter auch unter die große Menge verteilen könnten.

Frau Ohnhausen kam mit ihren Kindern traurig aus der Kirche. Wohl mahnte sie sonst dieselben, über die Predigt nicht zu seufzen, etwas Gutes könne man sich doch immer daraus entnehmen; aber heute wurde es ihr schwer, nicht selbst zu seufzen und zu klagen.

Still wanderten die drei dem Theßmar'schen Hause zu, wo sie zum Mittagessen geladen waren.

Schon von weitem hörten sie auch dort fröhliche Kinderstimmen singen:

„Der Herr Baron hat 'ne hoche Mütze,
Er hat sie voll Dukata sitze,
Er wird sich wollt bedenka
Und wird mir wollt was schenka."

und

„Rote Rosen, rote
Blühen auf dem Stengel,
Der Herr is schien, der Herr is schien,
Die Frau is wie a Engel."

Als sie aber in den Garten einbogen, gewahrten sie zwei französische Offiziere, welche auch nach der Kinderschar blickten, und im Vorübergehen konnten sie ihre Worte vernehmen: „quels drôles d'hommes, ces Allemands," sagte der eine, „ils ont eux-mêmes à peine à manger et voilà qu'ils jettent des friandises parmi des mendiants."

„C'est une de leurs fêtes nationales," entgegnete lächelnd der andere, „surtout dans cette province-ci; on me dit — qu'ils y tiennent beaucoup; — qui peut comprendre leurs drôles d'idées? Ils leur consacrent tout pour une chimère."

Gottfrieds Augen funkelten und das Blut stieg ihm in die Wangen, —

„Alte Sitten, gutes Recht, Freiheit, vielleicht sind das den Herrn auch Schimären!" — Doch die Mutter zog ihn weiter und als sie dem Hause nahe kamen, verscheuchte der Anblick vor der Thür alle finsteren Gedanken. Gabriele stand mit einem großen Korb und langte gemalte Eier daraus hervor, die Gretchen und Lieschen voll Jubel an die Sommerkinder verteilten. Die helle Mittagssonne hatte Wolken und Schneeflocken, bei am Morgen noch an den

Winter mahnten, völlig besiegt; sie lag strahlend über der Gruppe und vergoldete die fröhliche Kinderschar wie die fröhlichen Geber. Und nun kamen zu den bunten Eiern noch bunte Bilder! Gabriele hatte sich einen ganzen Stoß im Ursulinerkloster geholt und die Freude der Kinder war übergroß. Marianne konnte es nicht lassen, als sie vor der Freundin stand, auch ein Sommerlied anzustimmen und Gottfried sang mit:

„Die goldne Schnur die geht ums Haus." Gabriele ging gleich auf den Scherz ein und reichte ihnen, mit herablassender Freundlichkeit, Eier und Bilder.

Marianne hatte die Verkündigung Mariä; die selige Jungfrau, kniend im Gebet, die hohe, weiße Lilie neben ihr und der Engel vor ihr, dazu alles auf schönem Goldgrund mit durchbrochenem Rande. Gottfried aber: den heiligen Christophorus, wie er, das JEsuskind auf den Schultern und den Stab in der Hand, mutig durch die tiefen Fluten schreitet. — Marianne fand das Bild in seinem neuen Testament nach vielen Jahren frisch und unversehrt. —

Justin und Doktor Cornelius mit seiner Frau waren, nebst der Frau Pastor und ihren Kindern, die willkommenen Gäste. Außerdem erspähte Marianne voll Freude in einem alten Herrn, mit weißem Haar, festumwundenen Zopf und hohen Reiterstiefeln, den Gnadenfreier Herrn von Theßmar, den Großonkel der Kinder, bei dem sie vor Jahr und Tag mit ihrem Vater solch' schönen Tag verlebt hatte. Sie führte gleich die Mutter und Gottfried zu ihm und er begrüßte alle drei mit großer Herzlichkeit.

Dieser Herr von Theßmar, der in Gnadenfrei ein Haus hatte und sich gern zur Brüdergemeinde hielt, war der Besitzer des Familiengutes Domhof. Seine verstorbene

Schwester war sowohl Justin's und Gabrielens als Oswalds und Konrads Großmutter gewesen und alle vier standen seinem Herzen um so näher, als er selbst seinen Kinder-Reichtum begraben und, außer seiner Frau, vor wenig Jahren, seine letzte liebliche Tochter verloren hatte. Nach ihrem Tode war es, wo er Konrad zu seinem Erben erwählte, und ihm den alten Familienbesitz Domhof bestimmte. Eben war er nach Breslau gekommen, um sich an dem Anblick des frischen Knaben zu freuen und es war ihm wichtig, Frau Ohnhausen, bei der Konrad von Ostern ab wohnen sollte, sowie Doktor Cornelius, der so viel Einfluß auf die Schüler hatte, kennen zu lernen. Er kam bald mit beiden in eine eingehende Unterredung und Frau Ohnhausen freute sich seines feinen Verständnisses für die Erziehung der Jugend. Nach Tisch aber, während der Hausherr sein Mittagsschläfchen hielt, die Hausfrau mit Frau Ohnhausen ein wichtiges Thema allein besprechen wollte und Gabriele sich Marianne mit in ihr Stübchen nahm, entspann sich zwischen dem alten Herrn und den jüngern Männern ein lebhaftes Gespräch, im Anschluß an die Predigt zu St. Elisabeth. „Kann man es idealen Menschen wie Friedrich Schlegel, Graf Stolberg, Eichendorf verdenken," sagte Doktor Cornelius im Verlauf der Unterhaltung, „wenn sie bei solcher Dürre in der evangelischen Kirche zur katholischen ihre Zuflucht nehmen? Muß nicht die alte Kirche mit ihrer festen Ordnung, mit ihren feierlichen Diensten um so imponierender vor ihnen aufsteigen, je mehr in der evangelischen sich Unsicherheit und Flachheit zeigt?"

„Vor ungeübten Augen wohl," entgegnete der Großonkel schnell, „aber wem die innere Herrlichkeit des Glaubens aufgegangen ist, der läßt sich von äußerer Pracht

und Schönheit nicht blenden.“ Justin blickte still vor sich hin und ein wehmütiges Lächeln spielte um seinen Mund. „Versteh’ mich nicht falsch,“ sagte der alte Herr, es bemerkend, „ich meine nicht, daß in der römischen Kirche nur äußere Pracht und Schönheit ist. Obwohl ich sie nicht wie hier der liebe Herr Doktor schlechtweg die alte Kirche nennen möchte, so weiß ich doch, daß viele Schätze aus der alten Kirche in ihr sind — und viele Kinder Gottes,“ fügte er hinzu, Justin die Hand reichend. „Wenn ich das nicht schon eher gewußt hätte, so würde ich es an Deinem seligen Vater gelernt haben. — Ich will Niemanden angreifen, aber was mich betrifft, wenn mich die feierlichen Gottesdienste noch so sehr anzögen, ich könnte mir die Sonne durch keine Wolken verdunkeln lassen, keine Sterne neben ihr dulden. Den freien Zugang zu meinem Heiland darf mir kein Heiliger verschließen oder aufthun, keiner darf neben Ihm verehrt und angebetet werden.“

„Nicht angebetet,“ sagte Justin schnell, „nicht angebetet, nur verehrt. — Wenn ich einmal in’s heilige Amt komme,“ fuhr er mit jungfräulichem Erröten fort, „ich würde von den Heiligen nicht anders lehren und predigen, als von der „Wolke von Zeugen, die uns umgibt,“ von den Vorbildern, deren Glauben wir nacheifern sollen. — Und, lieber Onkel, wenn ich das Bild, welches Sie gebrauchten, näher ausführen darf, so möchte ich sagen: die Sterne empfangen ihr Licht von der Sonne, und durch die Wolke, — gewiß eine lichte Wolke — bricht die Sonne golden hervor.“

Der alte Herr nickte. Er wollte nicht disputieren, viel weniger noch seinem Neffen wehe thun. Da wandte sich Gottfried fragend an ihn: „Meinen Sie denn aber, Herr

Baron, daß die Kirchenabteilungen für immer so neben einander bestehen sollen? Dürfen wir, nach der Verheißung des HErrn von dem Einen Hirten und der Einen Herde, nicht etwas anderes hoffen? Israeliten z. B. nehmen oft Anstoß an der Zertrennung der Kirche und ich denke, wenn die Kirche Eins wäre, wie der HErr es gesagt hat, dann würde sie ganz anders Juden und Heiden das Heil Gottes bezeugen können." Der alte Herr nickte nachdenklich und Justin sagte: „Meine Schwester hatte vor kurzem einen schönen Traum: sie ging zur heiligen Kommunion mit vielen anderen frommen Christen, — Du warst auch dabei," — zu Gottfried gewandt, „und Deine Schwester; die Patene mit der Hostie war aus der katholischen Kirche, der Kelch aus der evangelischen genommen und es war viel Freude und großer Segen dabei." — Der Großonkel nickte wieder, „schön, sehr schön," sagte er freundlich. „Unser seliger Graf Zinzendorf hatte auch den Gedanken mit den Tropen, aber es hat keinen Erfolg gehabt. Die Brüdergemeinde besteht doch nur aus solchen, deren „Schmuck und Ehrenkleid Christi Blut und Gerechtigkeit" ist!"

„Hörte schon Jemand etwas von den Vorträgen, die Professor Kaykler hier über Religionsphilosophie hält?" frug Doktor Cornelius und Justin erwiderte: „Mein Freund Leopold erzählte mir davon und hat mich und andere Alumnen aufgefordert, das nächstemal mit ihm hinzugehen."

„Auch ich hörte davon," sprach der Großonkel. „Aber wird Euch im Konvikt erlaubt hinzugehen? Herr Kaykler war früher katholisch und ist vor fünf Jahren in Halle evangelisch geworden. Wenn ich mich recht entsinne war der Regens Eures Konvikts früher mit ihm befreundet,

aber das hat wohl aufgehört? Freundschaft zwischen einem Exjesuiten und einem evangelisch gewordenen Professor wird schwerlich bestehen!"

„Doch, lieber Onkel," erwiderte Justin. „Unser Regens und auch andere Professoren lassen sich in ihrer Freundschaft und Achtung für Herrn Kayßler nicht stören und als mein Freund Leopold unserem Vorgesetzten den Wunsch aussprach, die Vorlesungen zu besuchen, billigte er durchaus sein Vorhaben."

„Merkwürdig," rief der alte Herr. „Da sieht man's wieder einmal, wie die Not zusammenführt! In guten Tagen, da wissen die Theologen nichts besseres zu thun als sich zu streiten und mit ihren Kontroversen zu beschäftigen, aber in bösen Tagen, da sehen sie sich nach Hilfe um. Es mahnt mich an das Schriftwort: „Wenn der Unglaube daherbraust wie ein Strom, wird der HErr ein Panier aufwerfen der Wahrheit zu gut."

Während der Großonkel mit den jungen Männern so ernste Unterhaltung pflog, hatte Frau von Theßmar mit Frau Ohnhausen ein bewegliches Gespräch anderer Art geführt. Sie hatte ihr erst herzlich gratuliert zu den glänzenden Zeugnissen, mit denen Gottfried die Schule verlassen und die Universität bezogen habe, die zu den kühnsten Hoffnungen berechtigten, wie selbst Doktor Cornelius gesagt habe. „Gewiß," fuhr sie fort, „wird es nicht nur die beschränkte Thätigkeit eines Landpfarrers sein, die später seiner wartet, sondern eine viel umfassendere und glänzendere ihm zuteil werden. Ich sehe ihn schon als berühmten Professor, zu dessen Füßen die Jünglinge sitzen, um aus seinem Munde das Wort der Wahrheit zu hören. Wäre das nicht ein herrlicher Beruf?"

Frau Ohnhausen schwieg; dann sagte sie zögernd:

„Ich habe Gott sehr viel zu danken für meine Kinder und das Mutterherz ist wohl geneigt stolz zu sein auf einen solchen Sohn. Aber ich möchte keine Pläne für ihn machen, möchte sein weiteres Leben recht still in Gottes Hand legen. Ich glaube kaum, daß eine Lehrthätigkeit auf dem Katheder Gottfrieds Ideal ist; — von Kindheit auf stand sein Sehnen darnach: den Armen das Evangelium zu predigen, die Betrübten zu trösten, die heiligen Geheimnisse zu verwalten, wie sein teurer, seliger Vater es gethan.“ —

„Nun, so soll ihm die Pfarre in Rothendorf gewiß sein,“ fiel Frau von Theßmar lebhaft ein, „wenigstens so viel in unseren Kräften steht. — Aber liebe Frau Pastor,“ und sie rückte unruhig hin und her, „ich habe noch eine recht große Bitte; werden Sie mir dieselbe erfüllen?“ — „Mit Freuden, wenn ich irgend kann.“ — „Nun, so hören Sie mir geduldig zu. Meiner lieben Gabriele wird es so schwer, jetzt, wo die Charwoche und Osterzeit vor der Thür ist, von Breslau fort zu gehen und doch sind meines Mannes Geschäfte hier beendet und daheim warten wieder andere auf ihn. Gabriele hat versprochen nach Ostern mit ihrem Bruder zu einem Freunde ihres Vaters zu kommen, einem Westfalen von Geburt, der mit seiner Tochter auf seinem Gut jenseits der Oder lebt. Wie wäre es, wenn bis dahin Gabriele zu Ihnen kommen und über Ostern bei Ihnen bleiben könnte? — Sie haben ja die Stube für unseren Konrad schon bereit und er kommt in der Ferienzeit noch einmal mit uns nach Rothendorf?“

Frau Ohnhausen holte tief Atem; widersprechende Gefühle gingen durch ihr Herz. Frau von Theßmar aber, ohne die Antwort abzuwarten, fuhr fort. „Wir sind zu

alte Freunde, als daß ich etwas vor Ihnen verbergen könnte, was freilich sonst noch ein tiefes Geheimnis ist: Nach alter Verabredung und Wunsch meines Mannes und seines Bruders aus Herrenau, haben wir unsern Oswald und die liebliche Antoinette für einander bestimmt. Oswald kommt jetzt, mit einem Jahr Urlaub, nach Rothendorf, um unter der Leitung seines Vaters die Landwirtschaft kennen zu lernen und später auf unserem Nebengut Waldau sich häuslich niederzulassen. Wir sind glücklich, daß er unseren Bitten nachgibt, jetzt wo es noch nicht zu spät ist, das Schwert mit dem Pfluge zu vertauschen; bald könnte es unmöglich sein, wenn die Kriegsaussichten Wahrheit würden. Nun möchten wir aber Oswald vor einem täglichen Zusammensein mit Gabriele bewahren!" Sie hielt inne. Ein Zug des Unwillens ging über Frau Ohnhausens Gesicht. „Wird er Ihnen diese Vorsicht danken?" frug sie bedenklich.

„Später gewiß. Denn Gabriele und Oswald passen nicht für einander. Noch ist sein Herz nicht verloren, so lieb er auch Gabriele hat! — Liegt es doch immer offen vor mir, dies reiche Herz," fügte sie mehr für sich hinzu; — „aber leicht könnte es anders werden, darum ist Vorsicht geboten. Auch glaube ich nicht, daß eine Verbindung mit Oswald Gabrielens Glück wäre. Sie sind sich zu ähnlich, sind beide zu heißblütig und schnell. Mein Oswald würde für Gabriele kein fester Führer sein und sie bedarf einer ruhigen Leitung. Dazu möchte Oswald durch sie für die katholische Kirche gewonnen werden, die ohnehin, wie es jetzt in der Luft zu liegen scheint, viel Anziehendes für ihn hat. Hingegen könnte ein klarer, fest im Glauben stehender Mann für meine warmherzige Gabriele ein großer Segen sein und ihr Herz vielleicht

für die Kirche gewinnen, die ihr, durch das Andenken ihrer seligen Mutter, teuer ist."

Frau von Theßmar schwieg, und was auch Alles in Lieb' und Leid, in Furcht und Hoffnung durch Frau Ohnhausens Seele gezogen war bei diesen Mitteilungen, so antwortete sie jetzt mit fester Stimme:

„Es ist mir eine liebe Pflicht, Ihnen einen Dienst zu erweisen. Die teure Gabriele soll bei uns auf's beste willkommen sein und wie wird meine Marianne sich freuen!"

Ja, Marianne jubelte, Gottfried's Augen strahlten, Justin und Gabriele freuten sich von ganzem Herzen und der Abend bekam einen festlich frohen Anstrich, als das Ergebnis dieser Unterhaltung allgemein bekannt wurde. Es war der letzte, an welchem ein Streichquartett gespielt werden sollte. Bald sollte der Freundeskreis große Lücken bekommen! Die Spieler hatten das Adagio aus dem Beethoven'schen „Genesungsquartett," das überschrieben ist „Dank an die Gottheit, nach überstandener Krankheit" mit großem Eifer geübt; und waren sie auch nicht Meister in der Kunst, so bewegten doch die wundervollen Töne aller Herzen und hoben sie von der Erde zum Himmel empor.

Der junge Raguel begleitete Frau Ohnhausen und ihre Kinder nach Hause. War es doch auch sein letzter Abend für lange Zeit.

Die neue Breslauer Universität hatte noch keine medizinische Fakultät, darum ging er, für ein Jahr, nach Berlin. — Ein Jahr! Wie kurz, wie lang kann es sein, wie viel kann darin geschehen!

In der heimlichen, wohlbekannten Giebelstube, die

bald ein knisterndes Feuer noch behaglicher machte, setzte „David“ sich neben seinen „Jonathan“ und legte den Arm um dessen Schulter; es war als wollte er ihn noch einmal ganz sein fühlen vor der Trennung.

„Willst Du mir bald schreiben, Joseph, und recht oft?“ frug Gottfried.

„Gewiß und wie gern, mein Freund, mein einziger Freund,“ erwiderte Raguel mit inniger Betonung. Sie drückten einander still die Hand. Es war als wollte kein Gespräch gelingen; über Raguel besonders lagerte es wie tiefe Schwermut.

„Seien Sie nicht so traurig, lieber Joseph,“ nahm Frau Ohnhausen freundlich das Wort. „Ueber's Jahr, mit Gottes Hilfe, sind Sie wieder hier und gehen bei uns aus und ein wie bisher. Ja die Freude des Zusammenseins wird noch größer sein nach der Trennungszeit.“

„Wird sie? Werde ich Sie Alle wiederfinden? Wird nichts verändert sein?“ Raguel lächelte wehmütig, dann fuhr er lebhaft fort: „Ich gehe, aber mein Herz bleibt hier. — In dieses stille Friedenszelt werde ich einkehren mit meinem Geist und mich erquicken, wenn die Welt draußen für mich voll Unruhe und mehr denn je die Fremde ist.“

„Vergessen Sie nicht, wo der wahre Friede zu finden ist in der Unruhe dieser Zeitlichkeit, wo nach der Pilgerreise die wahre Heimat ist!“ mahnte Frau Ohnhausen.

Raguel schwieg; er war gewohnt, daß sie zuweilen so zu ihm redete.

Gottfried hatte sich an's alte Spinett gesetzt und griff einige Akkorde.

Marianne stand am Fenster. Die Sterne blinkten hell und klar voll lichten Friedens. Sie gedachte des

Johannisabends, des ersten in der neuen Heimat, da sie sich mit dem Bruder verband, für seinen Freund zu beten. — Wird der HErr das Flehen nicht erhören? O gewiß wird Er es erhören zur rechten Zeit, wir müssen nur geduldig sein! —

„Willst Du uns nicht ein Lied singen, Marianne,“ frug Gottfried, „ich möchte Dich gern begleiten.“

„Ach ja, und noch einmal das „Mädchen von Juda,“ bat Joseph. Sie hatte dies Lied oft gesungen, heut schien es ihr aber unmöglich. – Vor wenig Tagen hatte sie mit Gottfried im Musiksaal der Universität die Matthäus-Passion von Bach gehört und die ergreifenden Chöre, „Kreuzige, kreuzige Ihn,“ — „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder,“ zitterten noch durch ihr Herz, im tiefsten Mitleid für das unglückliche Volk, das seinen Erlöser von sich gestoßen, Sein Versöhnungsblut zur Rache über sich gerufen hatte und auch jetzt noch nicht bedachte, was zu seinem Frieden dient. Darum konnte sie „Das Mädchen von Juda“ nicht singen. Sie besann sich einen Augenblick. „Kannst Du mir die Arie aus dem Messias begleiten, die ich gestern sang?“ frug sie leise. Gottfried spielte die ersten Akkorde, dann fiel Marianne ein: „Tröstet, tröstet Zion.“

Als der letzte ergreifende Ton verklungen war, schwiegen alle. Joseph hatte tief den Kopf gesenkt und aus seinem dunkeln Auge stahl sich eine Thräne. Dann stand er auf und, mit schnellem Entschluß, reichte er Mutter und Tochter die Hand zum Abschied. Gottfried wollte ihn noch in der Frühe des andern Morgens zur Post geleiten.

Frau Ohnhausen legte ihre Hand, wie segnend, auf sein Haupt, er drückte sie an seine Lippen und eilte fort.

Sechstes Kapitel.

Ein willkommener Gast.

Als Gabriele nach der Abreise ihrer Verwandten bei Frau Ohnhausen einzog, war die Stube festlich geschmückt. An den Fenstern steckten Weidenpalmen, ein Schneeglöckchen-kranz wand sich um den altertümlichen Spiegel und auf dem weiß überdeckten Tisch stand ein Glas mit Märzbechern und den ersten, duftenden Veilchen.

Die Mutter hatte eine große Kanne „falscher Schokolade" bereitet, Weißbrötchen standen daneben, im buntgemalten Porzellankörbchen, und bald saß eine glückliche Gesellschaft um den runden Vespertisch.

Gabriele selbst war in heller Freude. „Mir ist zu Mute als wären die Ferien angebrochen," sagte sie lachend. „Als käme ich von meinen lieben Ursulinerinen nach dem schönen Rothendorf. Wie oft haben Sie mich so festlich und freundlich empfangen, wenn ich vom Schloß in's Pfarrhaus eilte! Wie traut und heimisch war es immer bei Ihnen," und sie küßte Frau Ohnhausen's Hand.

„Für uns waren es auch Freudentage, wenn die Ferien angiengen," sagte diese liebreich, und Marianne fügte hinzu, „Freudentage, die ich schon Wochen lang herbeisehnte."

„Wissen Sie noch, Gabriele, wie Sie sich damals so gern das kleine, dicke Lieschen mitbrachten? Und wie ich es Ihnen Abends nach Hause tragen mußte, wenn es eingeschlafen war?" frug Gottfried.

„O ja! Und früher, meine große Puppe." — — „Die schöne Puppe, lebt sie noch?" — „Nein; Oswald bestand neulich darauf, daß Gretchen mit spiele, und Gretchen

ließ sie fallen." „O die schöne Puppe!" rief Marianne. „Du warst immer ganz mütterlich mit ihr und schontest sie so! Nur einmal, weißt Du, als wir spielten sie habe die Masern bekommen, machtest Du ihr kalte Umschläge auf die Stirn, die ihr Gesicht bleich wuschen, und sie verschwand plötzlich, um zu Weihnachten wieder zu kommen, mit einem neuen Kopf und langen Zöpfen statt ihren schönen Locken."

„Sie waren immer sehr pflegsam," fiel Gottfried ein. „Gleich in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft, wie ich mir die Hand mit Glas zerschnitten hatte und das Bluten gar nicht aufhören wollte, wuschen Sie mir die Wunde aus und verbanden sie aufs Beste. Aber die Narbe habe ich doch behalten;" und er zeigte das Innere seiner rechten Hand. — „Wissen Sie aber noch, daß Sie für mich die Glasscherben des über uns hängenden Kronleuchters schützend auffingen?" — „Gewiß, und darum freue ich mich, daß ich die Narbe behalten habe." — — —

So plauderten sie weiter, von der schönen, nicht allzufernen, Kinderzeit, bis Justin eintrat und seine Schwester zärtlich in die Arme schloß. Er war sehr glücklich, sie so nahe zu haben und die Passionszeit mit ihr zu verleben. Eben hatte er einen Brief von seinem Freund Leopold erhalten; er freute sich, der Schwester und den Freunden daraus mitzuteilen:

„Ich las in der Zeitung," so hieß es in dem Briefe, „daß eine Gesellschaft sich gebildet habe, welche den Zweck verfolgt, die heilige Schrift unter Christen aller Konfessionen zu verbreiten. Ich wandte mich sogleich an unsern Fürstbischof und teilte ihm meinen Wunsch mit, dem Vereine beizutreten und neue Testamente, welche die bischöfliche Approbation hätten, zu verbreiten. Auch bat ich ihn um

einen Beitrag zu diesem segensreichen Unternehmen. Sofort erhielt ich eigenhändig von ihm eine beifällige Antwort.“ —

„Das ist ja sehr erfreulich,“ sagte Frau Ohnhausen, „und beseitigt einen Vorwurf, den man sonst unsern katholischen Brüdern zu machen geneigt ist.“

„Wir sind im Konvikt alle in letzter Zeit ernster darauf bedacht, die heilige Schrift zu lesen und zu studieren,“ sprach Justin, „und ich glaube, dies ist ein Segen der Kayßler'schen Vorträge. Wer könnte auch von der Klarheit und Begeisterung unberührt bleiben, mit der er es uns ans Herz legte, an den Quellen der Wahrheit zu schöpfen und aus ihnen zu trinken!“ —

„Er hat eine ergreifende Weise zu reden,“ sagte Gottfried, „und man kann es seinen Zuhörern ansehen, wie die Sehnsucht in ihnen erwacht, mit dem Worte Gottes recht vertraut zu werden. Auch mir war es sehr wichtig, wie er so eindringlich mahnte: die heilige Schrift in unbefangenem, kindlichen Sinne, in Demut, in Andacht und im Zusammenhange zu lesen.“

„Ich kann eigentlich dies Gewichtlegen auf das Lesen der ganzen heiligen Schrift nicht recht begreifen,“ fiel Gabriele ein. „Es gibt so viele Teile, die wir Laien nicht verstehen können und es ist so viel, was die Kirche uns gibt, in den heiligen Evangelien, den Episteln und in der Leidensgeschichte des HErrn! Mich betrübt's nur immer, daß ich dies Alles, was ich empfange, noch nicht genug im Herzen habe. Wer es sich aber Alles recht zu eigen macht, der ist, glaube ich, gelehrter in der Bibel als einer, der immer fort darin liest. Z. B. unsere Vogten in Rothendorf, meine frühere treue Kinderfrau, wenn die von der Auferweckung des Lazarus, von der Salbung

des HErrn, von den heiligen Marien erzählt, dann ist's, als habe sie alle selbst gekannt und sei persönlich dabei gewesen."

„Gewiß kommt es nicht nur darauf an, was wir lesen, sondern auch, wie wir lesen," nahm Frau Ohnhausen freundlich das Wort. „Ein Kind, das die Stücke der heiligen Offenbarung, die es kennt, liebt und von ganzem Herzen glaubt, ist besser daran, als ein gelehrter Theologe, dem alle Schätze des Wortes Gottes geöffnet sind, der aber zweifelnd davor steht. Mein seliger Mann pflegte immer großes Gewicht darauf zu legen, daß wir nicht ohne vorhergehendes Gebet in der Bibel lesen sollten, denn, sagte er, ohne den Geist des HErrn könnten wir das Wort des HErrn nicht verstehen, wie geschrieben steht, „in Deinem Lichte sehen wir das Licht.""

„Aber wie das Kind der Leitung der Mutter bedarf, so bedürfen wir der Leitung der Kirche," fiel Gabriele lebhaft ein. „Ich kann es nimmer begreifen, wie man immer so viel vom Schaden der Kirche sprechen kann, als ob das Kind über die Fehler der Mutter urteilen wollte."

„Nicht urteilen soll das Kind über die Fehler der Mutter, wohl aber sie beweinen," sagte Justin mild. „Das Feuer der ersten Liebe, die Reinheit der ersten Kirche ist längst nicht mehr zu finden; und zu allen Zeiten hat es Männer gegeben, die sich getrieben fühlten, Buße zu predigen und auf Vertiefung des innern Glaubenslebens zu dringen; denke an den heiligen Bernhard von Clairvaux, an Johannes Tauler, Heinrich Suso und Andere. — Dennoch kann ich nicht anders als hoffen, daß die katholische Kirche dazu bestimmt ist, die eine gereinigte Kirche zu sein."

„Das Jerusalem das droben ist, die freie, das ist unser aller Mutter," sagte Gottfried ernst.

„Gewiß. Aber die Kirche muß eine Gestalt nach außen haben. Ist sie doch der Leib des HErrn, durch den Er selber wirken will. Leopold und ich sprachen neulich lange darüber; — ich erinnere mich genau seiner Worte, — er sagte: „Wer Pascal, Fénelon, Sailer und seine Schüler liest, muß es bezeugen, daß diese Männer, vom Geist des HErrn beseelt, die Herzen ergreifen und für den Bau der Kirche mächtig wirken. Durch ihr Wirken in unserer ernsten Zeit werde ich in der Ueberzeugung bestärkt, daß die katholische Kirche, auf dem apostolischen Grunde ruhend und nach Heiligkeit strebend, die wahre sei und von Gott dazu bestimmt, einst alle Konfessionen in sich zu vereinen." Gottfried schüttelte den Kopf, dann sagte er: „Novalis hat ein Wort geredet, das ist mir aus der Seele gesprochen: „Es muß sich wieder eine sichtbare Kirche bilden, ohne Rücksicht auf Landesgrenzen, die Alle nach dem Ueberirdischen dürstenden Seelen in sich aufnimmt."

Gabrielens Augen leuchteten. „Eine reine, demütige Magd des HErrn, der seligen Jungfrau gleich, und doch die Mutter Aller," sprach sie innig, „und die Liebe zur Wahrheit, die Liebe zum HErrn die Verschiedenheiten besiegend, was könnte seliger sein!"

„Die Not," wie der Großonkel sagt, „kann viel helfen zur Einigkeit," fügte Justin hinzu und Gottfried sagte: „Die Not, die Liebe und die Hand des HErrn! Menschen vermögen nicht zu einigen; aber der HErr kann und wird es thun; das soll unsere Hoffnung sein." — Alle schwiegen und Frau Ohnhausen stimmte leise an, wie es oft ihre Gewohnheit war, von dem Verkehr mit der sangreichen Brüdergemeinde her:

„O Liebe, sel'ge Himmelsleiter,
Du sanft aufziehend Herzensband,
Roß Israel und seine Reiter,
Du Heergeleit ins Vaterland,
Du Wolkenzug, du Feuersäule,
Hellstrahlend durch der Wüste Nacht,
All ander Ding währt seine Weile,
Doch ewig währet deine Macht."

und Marianne fiel ein:

„Der Leiter Fuß berührt die Erde,
Gen Himmel ragt ihr heilig Haupt;
Der steilen Wanderschaft Beschwerde
Besieget leicht wer liebt und glaubt,
Denn oben an der höchsten Stufe
Winkt uns der ew'gen Liebe Sohn,
Wie froh gehorcht man Seinem Rufe,
Wie lieblich lockt Sein Hirtenton!" — —

„Bischof Albertini!" rief Gabriele, — „ich kenne ihn — noch von meiner Mutter her! Eins seiner Lieder liebte sie besonders, es handelte von der Begegnung Abrahams und Melchisedeks; ich wünschte, ich könnte es noch einmal hören!"

„Dieser Wunsch ist schnell zu erfüllen," sagte Marianne, „Gottfried konnte es immer auswendig und er vergißt nicht leicht."

Gabriele sah ihn bittend an und Gottfried begann sogleich:

„Ermüdet aus der Schlacht der Fürsten
Kommt Abraham, der Freund des HErrn,
Ihm pocht das Herz, die Lippen dürsten,
Und nirgend winkt der Labung Quell,
Doch sieh, es tritt begabt mit Segen
Des Höchsten Priester ihm entgegen.

Er heißet Melchisedek — König
Des Rechts — mit deutungsvollem Schall,
Die Sanften sind ihm unterthänig,
Er herrschet in des Friedens Thal.
Er bringet Brot und Wein zur Gabe,
Daran sich Gottes Liebling labe.

Sag', kennst Du den Geheimnisvollen,
Woher er kommt, wohin er geht?
Er ist's, dem Engel Ehrfurcht zollen,
Das Zepter Seiner Majestät
Beherrscht bis an der Welten Ende
Ringsum die Schöpfung Seiner Hände.

Die Liebe zog Ihn von dem Throne
In Seiner Menschheit Leid hinab;
Kommt Brüder, blickt dem ew'gen Sohne
Ins offne Herz. Weint um Sein Grab.
Doch nein! Des Lebens Odem wehet,
Der Stein rollt weg, — der Held erstehet.

Seitdem sitzt Er, erlöst, zur Rechten
Des Vaters in der Herrlichkeit;
Die Wunden funkeln den Geschlechtern
Der sünd'gen Menschen weit und breit,
Er ist ins Heil'ge eingegangen,
Im Blutschmuck priesterlich zu prangen.

Er eilt mit Wein und Brot des Lebens
Dem matten Streiter hilfreich zu,
Er kommt und wandelt eignen Strebens
Fruchtlose Qual in süße Ruh,
Es bringt Sein Segensmund den Müden
Nach heißem Kampf ersehnten Frieden.

Es werden Kinder Ihm geboren,
Wie aus dem Morgenrot der Tau;
Zum Segen unterm Kreuz erkoren
Genießen sie auf grüner Au'
Die frische Weid' in reicher Fülle,
Bis Er ihr Sehnen ewig stille."

Schöne Tage und Abende folgten auf diesen ersten.

Marianne und Gabriele arbeiteten und plauderten zusammen. Justin holte seine Schwester ab zu den Gottesdiensten und sie ging zu den Ursulinerinen.

Abends las Gottfried vor, oder es wurde musiziert. Da kamen Matthias Claudius, Fénelon, Lavater, Bernhard von Clairvaux an die Reihe. Da wurde Pergolese's Stabat mater von Gabriele und Marianne zweistimmig geübt und Mozarts Aveverum von den Geschwisterpaaren im Quartett gesungen, am Ostersonntag aber, mit heller Freude, Händels Halleluja angestimmt.

Doch die schöne Zeit flog schnell dahin und obwohl sich Justin und Gabrielens Reise noch verzögert hatte, stand dieselbe, in der zweiten Woche nach Ostern, für den morgenden Tag bevor.

Andere Freunde waren bereits ausgeflogen: Joseph schon am Montag nach Lätare, Frau von Drosting mit ihren Söhnen nach Berlin, um sie dort dem Kadettenkorps zu übergeben und in der Nähe wohnen zu bleiben; nun wollte auch Amtsrat Rinkendorf aufbrechen. Seine Gesundheit erforderte eine Karlsbader Kur und seine Frau konnte er nicht entbehren. So hatte Doktor Cornelius sich erboten, seine Kinder auf einige Wochen aufzunehmen und Veronika freute sich darauf, ihrer lieben Marianne näher zu ziehen und sie öfter besuchen zu können. „Nicht wahr?“ sagte Frau Rinkendorf zu Frau Ohnhausen, „nicht wahr, der Mann geht doch vor? Ich denke, ich kann eher die Kinder als ihn verlassen? Sie sind ja schon hübsch groß. Meinen Sie das nicht auch? Und Ihre Kinder werden sich der unseren annehmen, wenn wir fort sind? Aber heute Abend möchten wir noch einmal zu Ihnen kommen, dürfen wir?“

„Wenn Sie in meiner bescheidenen Häuslichkeit verlieb nehmen wollen?“

So erwartete Frau Ohnhausen zum Abend Gäste, ein seltenes Ereignis, und Marianne half der Mutter fleißig die Giebelstube und den Tisch schmücken. Sie hatte noch eine kalte Speise zu bereiten und ließ sich deshalb weder von Gabriele noch von Gottfried zu dem Spaziergang bereden, den diese in Begleitung von Justin mit Doktor Cornelius, Amtsrat Rinkendorf und seinen Kindern, unternehmen wollten.

Es war ein herrlicher, sonniger Frühlingstag. Den dunklen Tannenwald umsäumten weiße Birkenstämme mit jungem, saftigen Grün und ihre im lauen Winde zitternden Blätter schienen die Maienwonne einzuläuten. Die weißen Kirschbäume standen voller Blüten und die Weiden neigten ihre Zweige tief über den schnell dahinfließenden Bach, der von ihnen den Namen trug. An seinem Ufer ging Justin mit Gabriele am Arm, teils redend, teils schweigend, wie es Menschen, die sich recht verstehen, am besten können, während Veronika sich einen Kranz von Weidenzweigen flocht, ihr Bruder Heinrich mit Konrad von Theßmar sich Weidenpfeifen machte und Gottfried, in Rinkendorfs und des Doktors Gesellschaft, weit zurückgeblieben war.

Der Amtsrat hatte die Gewohnheit, wenn er sprach, stehen zu bleiben; je eifriger die Unterhaltung war, je öfter blieb er stehen.

Heute, wo wieder so wichtige Dinge sein Gemüt erregten, vertrat er alle Augenblicke seinen Begleitern den Weg.

„Es muß gewagt werden!“ rief Cornelius lebhaft und legte seine Hand auf Gottfrieds Schulter.

„Auf was sollen wir auch noch hoffen als auf Gott und unser gutes Recht?" erwiderte der Jüngling feurig. Doch Rinkendorf fiel warnend ein: „Ihr träumt, ihr träumt. Sollen die Erfahrungen vergangener Jahre uns gar nichts lehren? Wann haben die Schilderhebungen etwas genützt? Frankreich und Rußland werden zusammen stoßen und uns erdrücken; seht Ihr nicht die Feuerschlünde der großen Armee auf uns gerichtet?"

„So wollen wir die Feuerschlünde mit unserem Herzblut auslöschen!" sprach Gottfried schnell.

„Gneisenau ist es und Scharnhorst selbst, die so warm die rasche That, den schnellen Entschluß befürworten, die Alles vorbereiten; selbst Blücher ist nach Berlin berufen;" sagte der Doktor, und Gottfried fügte hinzu: „Oswald von Theßmar hat mir geschrieben, wie sehr die Kriegspartei oben auf, wie mutig die Stimmung sei. Mit schwerem Herzen folgt er dem Wunsch seiner Eltern, der ihn nach Hause ruft. „Der erste Trompetenstoß," so schreibt er, „findet mich wieder bei den geliebten Waffen!"

„Gut nur, daß der König weiser ist als sein Volk, daß er nicht seinem Herzen folgt."

„Hardenberg ist mit vorteilhaften Propositionen nach Paris geschickt." — „Als wenn das etwas helfen würde! Kann man von Napoleon erwarten, daß er Glogau räumen," — mehr hörte Gottfried nicht; Rinkendorf blieb wieder stehen, er wußte, es kam eine lange Auseinandersetzung, er sah die andere Jugend schon am Bache auf und nieder gehen, während sein Weg noch über 's Feld führte, so ging er schneller vorwärts. Als er sich näherte, hatte Justin eben seine Schwester verlassen und sich der kleinen Veronika angenommen, die glücklich war

mit ihm reden und ihn über einige Bücher fragen zu können. „Was meinen Sie also, daß ich zuerst lesen soll," hörte Gottfried sie im Vorübergehen fragen: „die Kronenwächter oder Brentanos fahrenden Schüler?" Er wartete die Antwort nicht ab. Gabriele stand in einiger Entfernung allein und er eilte zu ihr. Nun gingen sie zusammen am Bach entlang.

Das Wasser rauschte und schäumte, als habe es große Eile die nahe Oder zu erreichen, hohes Schilf wuchs am Ufer und an manchen Stellen bogen die Goldweiden sich weit darüber, Blattgewächse, saftig grüne Schlingpflanzen schwammen darin.

„Ach welch' süße Wasserblume," rief Gabriele, „halb Lilie, halb Rose, wie schade, daß sie so unerreichbar in der Mitte des Flusses wächst!"

„Soll ich sie holen?" und ehe Gabriele Zeit hatte zu antworten, war Gottfried das steile Ufer hinab, setzte den Fuß auf einen Stein im reißenden Fluß, bog sich weit herüber und hatte die Wasserrose erfaßt. Gabriele stockte der Atem, doch Gottfried wandte sich schnell, und als das schlüpfrige Gras des Uferrandes seinem Fuß keinen sichern Tritt gewährte, hielt er die Arme bittend in die Höhe. Gabriele streckte ihm beide Hände entgegen, er griff sie fest und stand neben ihr. Da sah er Thränen in ihrem Auge und ihr Blick, aus Angst in Freude übergehend, drang ihm tief ins Herz. Bewegt, aber doch bald seine Fassung wieder gewinnend, reichte er ihr die Wasserrose, die sie schweigend nahm, und still gingen sie nun mit den Andern durch den Eichwald nach der Stadt zurück. Die Jugend frohlockte über den Ruf des Kuckucks, der sich zum erstenmal in diesem Jahre hören ließ; Veronika bewunderte und sammelte die frisch grünenden Mooswälder unter den

Bäumen und Gottfried löste eine junge Epheuranke von einem alten Eichenstamm, um sie Gabriele zu reichen.

„Bedeutet Epheu nicht Thränen?“ frug sie zaghaft.

„Epheu bedeutet Treue,“ erwiderte Gottfried fest.

Bald war die Stadt und das weiße Haus auf dem Sand erreicht. Frau Rinkendorf und Frau Cornelius saßen schon bei der freundlichen Wirtin und Marianne empfing mit herzlichem Willkommen die verspäteten Spaziergänger. Alles war festlich bereitet und geschmückt zu dem seltenen Abend.

Ja, es war ein seltener Abend. Gottfried hat ihn lebenslang nicht vergessen. Unter Gabrielens feuchtem Blick voll zarter Sorge war ihm im Herzen die ganze Liebe erwacht, die längst darin geschlummert hatte und ihm däuchte, sein Schlag habe sich verdoppelt.

Doch äußerlich war nichts zu merken. Die Gewöhnung sich zu beherrschen machte es ihm möglich, als höflicher Wirt seiner Mutter Gäste zu unterhalten und zu bedienen, in seiner eigenen, herzgewinnenden Art, und obwohl er kein besonderes Gespräch mit Gabriele wagte, erzählte er doch lebendig dem jüngeren Teil der Gesellschaft von Göthe's Tasso, den er eben las, der den Meisten aber noch unbekannt war, und begleitete Marianne auf dem Spinett, als sie, nach Beethovens Komposition, Gellertsche Lieder sang.

Des andern Morgens beim Frühstück sagte Marianne zu Gabriele: „Herzblatt, warum riefst Du heute Nacht so angstvoll Gottfrieds Namen?“

„O mir träumte, wahrscheinlich in Folge unseres gestrigen Spazierganges,“ erwiderte errötend Gabriele, „Gottfried sei in Gefahr, ich wollte ihn retten und konnte ihn nicht erreichen.“

„Wie wunderbar,“ sagte Gottfried, der eben eintrat, „mein Traum war ganz ähnlich: Ich sah Sie höher und höher emporschweben und streckte vergeblich meine Hände nach Ihnen aus!“

Wenig Minuten später kam Justin; der Wagen stand vor der Thür.

Mit innigem Dank und zärtlicher Liebe schied Gabriele von Frau Ohnhausen. Lange hielt sie Marianne umschlungen und wollte sie nicht loslassen.

Gottfried reichte ihr in den Wagen einen Strauß duftender Frühlingsblumen; dann fuhren sie aus Breslaus Thoren in den ersten sonnigen Maienmorgen hinein.

Am Abend desselben Tages, als die schrägen Sonnenstrahlen durch die bogigen Fenster des Domes fielen und Lichtstreifen zogen durch die ernsten, düstern Räume, kniete ein Jüngling an den untern Stufen des Altars.

War es ein Gelübde, das er brachte? Ein Opfer, das er niederlegte?

Ja, ein Opfer.

Seine ganze, junge, starke Liebe legte er dem HErrn zu Füßen, daß Er mit thue nach Seinem Willen. Alle Kräfte Leibes und der Seele gab er auf's neue hin in Seinen Dienst.

Er hatte lange gekniet, die andern Beter waren nach und nach gegangen. Auch die Sonne kam ans Scheiden. Da, wie zum letzten Gruß, küßte sie des Jünglings Haupt und warf ein lichtes Gold darüber hin.

War es ein Vorbild der Krone, die den Ueberwindern winkt? Ein Zeichen, daß das Opfer angenommen sei und der Lohn hernach kommen werde?

Siebentes Kapitel.

In des Jünglings Klause.

Gottfrieds Studierstube lag eine Treppe höher als die Wohnung seiner Mutter. Schräge Wände und spitzbogige Fenster gaben ihr ein altertümliches Ansehen; sonst war sie sehr einfach und nur zwei Bilder, der Stich eines Dürerschen Ecce homo und eine Kreidezeichnung aus der Jugendzeit seines Vaters, schmückten die mit Holz getäfelten Mauern. Die Juli-Sonne glühte durchs Fenster, obwohl es erst 9 Uhr Morgens war.

Die Hitze war ungewöhnlich drückend. Der Landmann schrieb sie dem großen Kometen zu, der allabendlich die Nacht durchflammte und ihm wie eine Rute Gottes erschien, die Gericht verkündigte.

Auch die nahe Oder brachte wenig Kühlung in die Klause. Ein breiter Tisch, der zum Schreiben diente und mit Büchern und Papier bedeckt war, stand in der tiefen Fensternische. Auf dem Stuhl davor saß Gottfried, weniger in die Bücher als in seine Gedanken vertieft. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und hielt in der anderen einen eng beschriebenen Bogen, ohne darin zu lesen. Mit dem Seufzer: „ach Joseph, wie soll ich Dir helfen!“ legte er ihn zur Seite und schlug ein Buch auf, das vor ihm lag.

Gottfried hatte über drei Monate mit Eifer Theologie studiert, doch war es ihm als ob die Schätze des Glaubens sich ihm dabei mehr verschlössen als aufthäten und immer wieder flüchtete er zu dem geschriebenen Worte Gottes, um in ihm die Leuchte zu suchen, die ihm Lüge und Wahrheit zu unterscheiden lehrte. Und noch ein anderes Buch

war ihm dabei von großem Wert. Sein teurer Vater hatte, in den letzten Lebensjahren, darin Manches, aus Gottes Wort und aus der eigenen Erfahrung, niedergeschrieben, wohl ahnend, daß er dem Sohn nicht mehr Leiter und Führer im wichtigen Studium sein würde — und manchen Rat und Trost hatte Gottfried sich schon daraus geholt.

Auch heute schlug er das Buch auf und las Folgendes darin:

„Vergiß es nicht, mein Sohn, daß nicht das Studium und die Gelehrsamkeit den Theologen machen, sondern Gebet, Meditation und Anfechtung, wie Luther sagt.

Statt Anfechtung kannst Du auch setzen: Die Führungen Gottes, denn in ihnen liegen die Anfechtungen und Trübsale, die unentbehrlich sind, mit eingeschlossen. Ein geschickter Gärtner weiß, wenn er seine Pflanzen begießen, wenn er sie an die Sonne bringen muß. So kennt auch der himmlische Gärtner genau die Zeit, da Seine Pflanzen und Bäume Regen bedürfen oder Sonnenschein. Ja zuweilen läßt er einen kalten Nord-Ost oder schaurigen Nord-West mit Schnee und Hagel über sie daher gehen, damit sie fester Wurzel fassen und dann kräftiger über sich wachsen. Oder er beschneidet sie mit scharfem Messer, damit sie desto herrlichere Frucht bringen. „Alles Kreuz," sagt der fromme Bischof Johann Michael Sailer, „ist in dem Gesichtspunkte Gottes eine Sterbestätte des alten und eine Geburtsstätte des neuen Menschen." Glaube es mir, mein Sohn, es geschieht nichts von ungefähr. Wenn Gott Einen im Mutterleibe zu Seinem Dienste ausgesondert hat — (und das thut Er und wo Er es nicht gethan, da wird kein Studium

und eigene Wahl ihn zu einem rechten Diener machen,) — dann weiß Er ihn auch zu erziehen und zu bereiten, und mit Allem, das Er ihm gibt oder nimmt, zielt Er darauf hin, daß er geschickt werde zu Seinem Dienst. Nun besteht aber der Dienst Gottes auf ein groß Teil im Dienste der Brüder, der Geringen, der Armen, der Elenden und Betrübten, und es wird keiner, der Anfechtung nicht kennt, Einem in Anfechtung helfen, keiner der Leid nicht erfahren, die Traurigen trösten können. — Darum fürchte dich nicht vor Schmerzen." —

Ferner hieß es: „Sei eifrig in Deinem Studium und gehe bis auf den Grund der Dinge, denn schon die Weisen der alten Zeit haben es bezeugt, daß ein oberflächliches Nippen am Kelch der Wissenschaft von Gott ab, tiefer geschöpfte Wissenschaft aber zu Gott führe.

Hüte Dich vor der gottentfremdeten, ja von Gott losgerissenen Wissenschaft, welche die Schöpfung erkennen will, ohne den Schöpfer zu lieben und anzubeten, welche die Dinge aus ihrem Zusammenhange reißt und nichts mehr von dem weiß, was Luther sagt: „fleißig gebetet ist halb studiert." — Der teure Bischof Sailer hat sehr treffend gesagt: „Meine Zeit will Glückseligkeit ohne Tugend, Tugend ohne Gottesverehrung, Gottesverehrung ohne Gotteserleuchtung — sie will Politik ohne Moral, Moral ohne Religion, will Religion ohne Offenbarung, will Offenbarung ohne Kirche und Kirche ohne den Heiligen Geist bestehlich machen." Und unser lieber Matthias Claudius schreibt in seinem Wandsbecker Boten:

„Lieber, siehe die Sonne an, wie sie so herrlich und so helle scheint! Kannst Du eine Faust von Strahlen herausreißen und sehen, wie sie hervorwachsen? Kannst Du den Mond

in die Hand fassen und seinen Saft in Deinen Becher drücken?

Und siehe, er leuchtet in aller Welt und feuchtet die Erde und das Meer, und die Flut kommt die Elbe heraufgebraust, ob wir ihn sehen oder nicht.

Wir Menschen gehen doch im Dunklen und können uns nicht helfen. Und die Versuche der Gelehrten es zu thun, sind nur brotlose Künste.

Der Mensch hat einen Geist in sich, den diese Welt nicht befriedigt, der die Treber der Materie, die Dornen und Disteln am Wege mit Scham und Unwillen wiederkäut, und sich sehnt nach seiner Heimat. Was ihm genügen soll, muß unsterblich sein, wie er. Solch' eine Weisheit wird freilich in keinem Buche gefunden, wird nicht um Geld gekauft noch mit Halbherzigkeit zwischen Gott und dem Mammon erworben. Zeuch deine Schuhe aus, denn der Ort, da Du stehest ist ein heiliges Land."

Weiter schrieb der Vater:

„Präge Dir das heilige Bild des HErrn JEsu, wie es Dir die vier Evangelien vor Augen malen, recht tief ins Herz. Siehe Ihn Dir besonders an im Johannes-Evangelium, mit den Augen Seines liebsten Jüngers; so wirst Du Ihn auch anderen zeigen und sie zu Ihm führen können, wie der Täufer sagt: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt."

Gottfried hielt inne und blickte empor. „Du lieber Vater," sagte er in seinem Herzen, „wie wohl weißt Du zu raten. — Du würdest mir auch sagen können, was ich für meinen Joseph brauche." — Da klopfte es an die Thür und herein trat der alte Großonkel von Theßmar.

Seitdem sein Großneffe und Erbe Konrad bei Frau Ohnhausen wohnte, sprach er bei ihr vor, so oft Geschäfte ihn nach Breslau führten und heute wollte er sich bei Gottfried recht eingehend nach dem Studium des Knaben erkundigen, während dieser selbst noch in der Schule war.

Gottfried konnte von Konrads Fleiß und lauterem, frischen Sinn nur Gutes berichten und der alte Herr war sehr zufrieden. Er frug nun auch nach Gottfrieds Arbeit und Studium, nach seiner Schwester und Mutter, nach Justin und nach seinem Freunde Joseph Raguel? — „Sollte Gott mir vielleicht ihn zum Ratgeber geschickt haben?“ dachte Gottfried und mit schnellem Entschluß, nach einigen erklärenden Worten, reichte er dem alten Herrn den Brief, dessen Beantwortung ihm schon lange auf der Seele lag und in welchem dieser nun Folgendes las:

„Mein Gottfried, mein Freund, mein Heißgeliebter, wenn mich etwas bewegen könnte, die Lehre anzunehmen, die Du für die wahre hältst, so wäre es die Liebe zu Dir, die innige, glühende Liebe, die mein Herz verzehrt. Aber Du weißt, Jehova hat geboten: „Du sollst keine anderen Götter haben neben Mir“ und Du weißt „unsre Erkenntnis muß sein in der Furcht des HErrn.“ — David singt: „den Weg der Wahrheit will ich erwählen.“

Darum sage ich es Dir in aller Wahrheit, ich kann's nicht erkennen und verstehen, daß in der Geburt des Messias, den Du glaubst, alle Verheißungen erfüllt sind, die Gott dem Volke Israel gegeben hat. Sage mir: wann hat Gott Ihm gegeben den Stuhl seines Vaters David? In welchem Lande ist es geschehen, daß die Erkenntnis des HErrn es bedecket wie Wasser des Meeres

Grund? Wann und wo sind die Spieße zu Pflugscharen und die Schwerter zu Sicheln gemacht worden? Und wann ist der Tag des HErrn Zebaoth gegangen über alles Hoffärtige und Hohe, daß sich bücken müsse alle Höhe der Menschen und der HErr allein hoch sei?

Du sagst die Weissagung des Propheten: „ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben, welches Herrschaft ist auf seiner Schulter und er heißt: Wunderbar, Rat, Kraft, Held, Ewigvater, Friedefürst," sei herrlich erfüllt bei der Geburt dessen, den Du für den Messias hältst; — aber ich bitte Dich, was machst Du mit den folgenden Worten: „auf daß Seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende auf dem Stuhl Davids und in seinem Königreich, daß er es zurichte und stärke mit Recht und Gerechtigkeit von nun an bis in Ewigkeit." —

Der alte Herr hielt inne. „Ihnen ist um eine Antwort bange?" frug er teilnehmend. „Es ist schwer, däucht mir, die rechte zu finden — vielleicht könnten Sie mir dazu helfen?"

Herr von Theßmar sann eine Weile nach.

„Das Erste, an das ich Sie erinnern möchte," sagte er, „ist dies: sprechen Sie Ihrem Freunde nicht nur von dem ersten, sondern auch von dem zweiten Advent des HErrn. Denken Sie daran, wie geschrieben steht, daß der Heilige Geist bezeugt hat die Leiden, die in Christo JEsu sind und die Herrlichkeit darnach. Eins ist unzertrennlich von dem anderen. Nicht nur das Volk Israel, auch die Kirche Gottes sollte auf das Königreich JEsu warten."

„Wie kommt es aber, daß so wenig davon gelehrt und gepredigt wird?" frug lebhaft Gottfried. „Ich ent-

sinne mich nicht von einer Kanzel oder einem Katheder etwas über das Königreich JEsu gehört zu haben."

„Vielleicht weil die Hoffnung auf diese Dinge schwach geworden ist. — Je mehr die Christen sich heimisch fühlten in dieser bösen Welt, je mehr die Kirche irdisch wurde, je mehr verlernte sie, auf das Himmelreich zu warten. Dennoch hat es zu allen Zeiten Leute gegeben, die im Stillen auf den HErrn geharrt und ihre Stimme erhoben haben, um an Seine Wiederkunft zu erinnern. In unsern Tagen hat Lavater davon gepredigt. Erinnern Sie sich seiner poetischen Worte, mit denen er unser neues Jahrhundert begrüßte?"

„Sie meinen das Neujahrslied?"

„Ja" und Gottfried begann:

„Gerechtigkeit erwache wieder,
Komm, Friede, von dem Himmel nieder!
O Sitteneinfalt kehr' zurück!
Reich Gottes, Sehnsucht aller Frommen,
Wirst Du in dem Jahrhundert kommen?
O fleht: es komm! wer flehen kann,
Ihm weiche Laster, Wahn und Leiden;
Es kommt mit grenzenlosen Freuden.
Macht ihm durch fromme Demut Bahn!"

„Hören Sie es? „Reich Gottes, Sehnsucht aller Frommen." — Das ist das Königreich JEsu. Aber, da schreibt ja Ihr seliger Vater auch von dem Stück," und er las aus dem Buch, in welchem er eine Weile schweigend geblättert hatte:

„Mein teurer Sohn, es ist eine böse Zeit, in der wir leben, nicht allein um der Erniedrigung unseres Vaterlandes willen, sondern auch um des Elendes des Unglaubens willen, das sich immer mehr verbreitet.

Sollten wir aber darum verzagen? O nein! Der HErr JEsus sagt zu Seinen Jüngern: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Betet, daß ihr würdig werden möget zu entfliehen diesem Allen und zu stehen vor des Menschen Sohn. Seid wie die Knechte, die ihres Herrn warten, seid wie die klugen Jungfrauen, die Öl in ihren Lampen haben, wachet und betet.“ — Der selige Graf Zinzendorf hat die Brüdergemeinde ermahnt: Acht zu haben, wenn der HErr vorwärts schritte, damit sie nicht dahinten bliebe. Der von Gott erleuchtete Bengel hat gesagt, daß die Zukunft des HErrn sicher nahe sei und daß wir um das Jahr 1835 eine besondere That Gottes erwarten dürften. — Tag und Stunde weiß Niemand, aber der HErr hat allezeit vor den Gerichten eine Arche, ein Zoar, ein Pella gehabt und Er weiß die Seinen aus Aller Trübsal zu erlösen.“

Gottfried hörte mit bewegtem Herzen; es war, als wenn des seligen Vaters Worte lebendig würden auf des alten frommen Freundes Lippen.

„Hatten Sie das noch nie gelesen?“ frug dieser.

„Gelesen wohl, aber nicht so, zu Rat und Trost wie jetzt.“

„Ach ja, jetzt war Ihnen bange um eine Antwort für Ihren Freund? Davon sind wir eben fast abgekommen. Aber, wie ich schon vorhin sagte: zeigen Sie es ihm an Ihrer Liebe zum HErrn, an Ihrer lebendigen Hoffnung, daß Sie auf den Heiland, der für Sie gestorben ist, auch warten, als auf Ihren Erretter. Lesen Sie mit ihm die Evangelien und die Apostelgeschichte, machen Sie ihn darauf aufmerksam, wie Paulus zum HErrn bekehrt wurde und darnach vor Festus, vor Agrippa und Anderen immer wieder bezeugte, „um der

Hoffnung Israels willen, um der Hoffnung der Auferstehung willen, stehe ich angeklagt."

Damit stand der alte Herr auf und reichte Gottfried die Hand. „Ich komme noch gegen Abend zu Ihrer Mutter, jetzt gehe ich zu Justin. Aber wollen Sie mich nicht einmal in Domhof besuchen? Ich habe eine schöne Bibliothek; alle Kirchenväter stehen Ihnen zu Diensten."

Gottfried sagte mit Freuden: „Ja." Dann geleitete er den alten Herrn die Treppen hinab, und in seine Klause zurückgekehrt kniete er nieder, um Gott zu danken.

Achtes Kapitel.

Naemi.

Am Abend, nachdem Herr von Theßmar Frau Ohnhausen besucht und seinen Neffen Konrad sowie Justin, mit in's Freie genommen, hatten Mutter und Tochter wieder einmal ein stilles Plauderstündchen. Die Dämmerstunde war schon angebrochen und die feine Mondsichel stand über dem Zobtenberge, der in dunkelblauer Färbung heute besonders nahe schien. Eine Drehorgel spielte unten: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt."

Die sehnsuchtsvolle Melodie, die laue Sommerluft lockten hinaus — hinaus — hinüber in die alte Heimat! — O, es ist schwer für Landkinder einen Sommer in der Stadt verleben, zumal einen so heißen, wie den von 1811.

Marianne hielt einen Brief in der Hand — einen Brief von Gabriele. Sie hatte ihn schweigend wieder und wieder gelesen. „Mutter," begann sie endlich traurig: „ob ich sie wohl wiedersehen werde?" — „Warum denn solch' trübe Gedanken, mein Kind? Geht es ihr nicht wohl? Taucht die Sorge um ihre Gesundheit wieder auf?"

„Das auch, aber nicht das allein; sie hat ihre Heimat verloren! — Ach, früher war sie in Rothendorf so ganz zu Hause; aber jetzt — sie begreift es nicht warum — hält man sie fern. Die Tante schreibt ihr die liebevollsten Briefe — Gabriele zweifelt auch nicht an ihrer Liebe — aber es thut ihr so weh, daß sie nun nach dem Besuche bei dem Freunde ihres Vaters wieder zu anderen Verwandten und nicht nach Rothendorf gehen soll."

Frau Ohnhausen seufzte. „Wie viel vergebliche' Mühe machen sich die Menschenkinder statt alles getrost in Gottes Hand zu legen! Wenn unsere liebe Frau von Theßmar doch nicht so viel selbst einrichten wollte! Wer weiß, ob Oswalds Liebe zu Gabriele dadurch nicht gesteigert wird, oder wer weiß andererseits, ob Gabriele sie überhaupt erwidert?"

„Sie hat es mir nie gesagt und ich konnte sie nie fragen. O ich wünschte, Gottfried wäre älter und hätte eine Heimat für sie!"

„Gottfried?" frug Frau Ohnhausen erschrocken: „Gottfried? Wenn er auch älter und im Stande wäre, einen eigenen Herd zu gründen, meinst Du, daß er sie *so lieb* hat?" — „Ja, Herzens-Mutter. Seine Liebe zu Gabriele ist stark und innig, aber seine Bedenken sind auch sehr groß. Erstlich: die Ueberzeugung, daß Oswald sie liebt, Oswald, dem Gottfried das Beste gönnen möchte; — dann seine eigene Jugend und das Wenige, was er ihr

in äußeren Dingen, selbst später, bieten könnte, endlich die Sorge, ihr Unruhe und Kämpfe zu bringen.“ —

„Er ist sehr selbstlos, der teure Sohn,“ sagte Frau Ohnhausen; „das wird ihm Gott nicht ungesegnet lassen; aber ich wünschte doch, er könnte recht glücklich sein.“

Mutter und Tochter hingen eine Weile ihren Gedanken nach. Da klopfte es stark und heftig an die Thüre, und herein trat ein Mädchen von königlicher Gestalt, das Haupt mit einem Schleier halb verhüllt. Sie schritt auf Marianne zu und, wie nach Atem schöpfend, sagte sie schnell: „Da sehe ich nun endlich die weiße Gojim, die mir geraubt hat, was mein ist, deren blaue Augen sich an den Schriftzügen weiden, nach denen die meinen vergeblich schmachten.“ — Marianne war aufgestanden, Thränen traten ihr in die Augen, sie wußte nicht, wie ihr geschah. Die Mutter aber begriff was vorlag. Sie erkannte in dem Mädchen Josephs Verwandte, die Tochter seines Großoheims, die sie zwar nie gesehen, von der sie aber durch ihn gehört und schon geahnt hatte, daß sie ihn liebe.

„Sie haben kein Recht so in mein Haus einzudringen,“ sagte sie ernst, „kein Recht, meine Tochter zu beschimpfen. Wenn Sie nichts Anderes herführt, so muß ich Sie bitten, wieder zu gehen.“

Das Mädchen griff taumelnd nach der Stuhllehne, sie senkte ihre langen Wimpern über die dunklen Augen und sagte leise: „Nein, ich habe kein Recht. Wo haben die Unterdrückten, die Verstoßenen ein Recht? Aber bitten will ich, ja um zu bitten bin ich gekommen, bitten will ich um einen Brief, um eine Nachricht von meinem Joseph.“

„Setzen Sie sich nieder und seien Sie ruhig,“ sagte Frau Ohnhausen weicher, einen kranken Ausdruck im Auge

bemerkend. „Lassen Sie uns vernünftig sprechen. Ihr Vetter, Joseph Raguel, denn von ihm reden Sie doch wohl, hat an meinen Sohn seit einigen Wochen nicht geschrieben und meine Tochter hat nie eine Zeile von ihm erhalten."

Das Mädchen seufzte tief. „So ist er krank, vielleicht gar tot," sagte sie tonlos, „o, wer kann ihn genug beklagen, meinen Joseph, meinen einzig Geliebten?"

„Beruhigen Sie sich, liebes Kind," bat Frau Ohnhausen nochmals und gehen Sie jetzt nach Hause, vielleicht darf Sie Jemand von uns begleiten? Ich glaube Sie sind krank, aber Sie haben doch Ihren Vater noch?" — „Ja, meinen Vater habe ich noch. Krank mag ich sein, ich weiß es nicht," und sie fühlte an ihre Stirn, „aber ich kann allein zu meinem Vater gehen, zu dem traurigen Vater der betrübten Naemi, die nie, nie mehr fröhlich sein kann." Sie schritt zur Thür hinaus, ohne Abschied, und Mutter und Tochter sahen sie festen Schrittes die Straße entlang gehen, in der Richtung nach der Karlsstraße zu.

Marianne holte tief Atem.

„Mutter, wie konnte sie so reden?" sagte sie schaudernd; „was denkt sie von mir? Wie kann sie es wissen, daß ich für Joseph bete? Und was hätte ich sonst gethan?" Sie setzte sich wieder auf der Mutter Fußbank und lehnte den Kopf an ihr Knie.

„Nichts hast Du gethan," erwiderte diese liebreich und strich ihr das blonde Haar aus der lichten Stirn. „Es ist die Gewalt der Leidenschaft, welche dies arme Mädchen verblendet. Sie liebt den jungen Raguel und glaubt, Du habest ihr sein Herz gestohlen. Doch vielleicht ist sie auch körperlich krank und weiß darum nicht, was sie

redet.“ — „Vielleicht? Hoffentlich!“ sagte Marianne, „wie könnte sie sonst so reden? — Ach, Mütterchen, wenn sie ihn lieb hat, wie kann sie's so aussprechen, wie kann sie's nicht verschließen ins tiefste Herz hinein?“

„Die Leidenschaft mag auch die Schranken weiblicher Schüchternheit durchbrechen; doch Du hast Recht, solche Gefühle sollten immer unter Schloß und Riegel sein.“

„Wenn ich Jemanden sehr lieb hätte,“ fuhr Marianne nach einer Pause fort, „ich könnte es nur dem lieben Gott sagen und Dir; keiner Freundin, kaum dem Gottfried! — Aber weißt Du, Mütterchen, bis jetzt kann ich mirs nicht vorstellen, daß ich Jemanden so lieb haben sollte, daß ich Dich und Gottfried verlassen könnte;“ und sie schlang die Arme um der Mutter Hals, die sie warm an ihr Herz drückte.

Etliche Tage später ging Marianne in der Frühe auf den Neumarkt, wo die Kräuterfrauen und andere Landfrauen mit Körben voll Butter und Eiern, in ihren bunten Trachten, um den „Gabel-Jürgen“ versammelt und heut besonders gesprächig waren.

„Ich laß mir uf die Franzusa nich schimpfa,“ sagte die eine, „wenn ma's verstiehn thut, sie e wink politsch zu trakiera, da sein se och hübsch manierlich. Wir kunnten oft rischer Feierabend machen, wie mir die Suldaten noch eim Quatir hatten, als jetzunder. Unse Franzmann that mir's ganze Wasser vom Brunn schleppa und 's Holz kle macha, ju Abends setzt er sich zum Ruckan und wullt spinna lern und kunnt's ganz balde begrefa.“ —

„Da hat's Dich schmucker betroffe, als unsereins,“ sagte ihre Nachbarin. „Unse waren verflischte Pariser Schlingel; 's ganze Kräutig mußt ich'n kucha, ich kunnt'n ren nischte nicks zu Markte bringa; nach a Täublan

schußßen se mit am Gewehr und so bald wie an Henne gackern thät, da waren sie da wie der Wind und hinger'n Eiern her, wie's Wiesel und wie der Marder."

„Ne, su hat's meiner nich gemacht," nahm wieder die erste das Wort, „dem schmeckte unse Kliestla enzig gutt und wennt er uf's Essen warten mußte, da seit er immer: pé a pé, pé a pé, 's pressiert nich."

„Ihr habt gutt tischkerira," fiel jetzt eine Dritte ein; „aber wer'n schmuckes Madel dahem hatte, der kunnt e andres Liedle singa. Unse Ruslene mußt mer fluggs ins Gebirge zur Muhme schicka und die Jette, meiner Mutter Schwester Tochter, die mußte erst jenntag nuch uff Karlsruh runder macha; durt, ei die grußen Wälder, da kümmt ke Suldate nich hin."

„Ja, schöne Mädel konnten sie nicht gut sehen ohne sie zu küssen," sagte eine ältliche, städtisch gekleidete Frau, die wie Marianne mit ihrem Korb vor den Marktweibern stand um Butter zu kaufen; „darum hat mein Herr seine Tochter auch eingesperrt und ebenso verwahrt wie seine Dukaten, so lange die Einquartierung dauerte. — Nu freilich weiß man nicht, wie's mit der Schönheit sein wird, denn sie liegt am hitzigen Nervenfieber darnieder und ist ganz verwirrt im Kopf; sie merkt's nich mal, daß der Vater fort ist. Der wird Augen machen, wenn er wieder kommt!" —

Marianne horchte auf und faßte die Sprecherin fest ins Auge. Ja, es war Frau Dorn, die Wirtin des alten Jakobssohn, die eine Christin war und schon öfter Bücher von Raguel zu Gottfried gebracht hatte.

„Ist Ihr Fräulein sehr krank?" frug sie mit schnellem Entschluß, „und kann man ihr in irgend was behilflich sein? — Kennen Sie mich nicht, Frau Dorn? Ich bin

Marianne Ohnhausen und wohne mit der Mutter und dem Bruder in dem weißen Hause auf dem Sand."

„Ach freilich, jetzt kenne ich Sie, Mamsellchen, — aber wie Sie meiner armen Kranken helfen sollten, wüßte ich nicht. Das Fieber ist sehr hoch und das ängstliche Phantasieren schlimm! dazu wissen wir nicht, wo der Herr hingereist ist."

„Wollen Sie mich einlassen, wenn ich komme, und zu der Kranken führen?"

„Einlassen? O ja. Aber werden Sie sich nicht fürchten?" — „Nein! Ich will's nur erst meiner Mutter sagen!" — Noch am selben Tage geleitete Gottfried seine Schwester nach der Karlsstraße bis an die Thür des alten Kaufhauses.

Marianne eilte durch den düstern Hausflur, die dunkle Treppe hinauf, an deren Ende sie Frau Dorn erwartete. Nun folgte sie der Alten durch mehrere Prachtstuben, deren Existenz die Außenseite des Hauses nicht ahnen ließ, bis in ein gewölbtes, ziemlich hohes Gemach, dessen verhangene Fenster gerade noch genug Licht einließen, um die Kranke zu erkennen. Sie lag im Augenblick ganz still. Doch nicht lange, da begann wieder das unruhige Stöhnen und Klagen, das tiefes leibliches und geistiges Elend vermuten ließ. Marianne schlug die weißen Bettgardinen zurück, beugte sich ein wenig über das Mädchen und sagte leise:

„Und ob es währt bis in die Nacht und wieder an
den Morgen,
Doch soll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht noch sorgen.
So thut Israel rechter Art,
Das aus dem Geist erzeuget ward
Und seines Gottes harret."

Sie wußte es selbst kaum, warum ihr gerade diese Worte auf die Lippen kamen. Die Klagetöne schwiegen, die Kranke horchte auf. „Israel rechter Art," — wiederholte sie wie im Traume.

Nach einer Weile begann Marianne: „Der HErr hat verheißen, Er will das schwache Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen. Er spricht: fürchte dich nicht, du Würmlein Jakob, ich habe dich mit Namen gerufen, du bist Mein." Dann wieder:

„Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Er ist mein Hort, meine Hilfe, mein Schutz, daß ich nicht gar sehr wanken werde."

Und später: „Ich bin elend und arm, Gott eile zu mir. Du bist meine Hilfe und mein Erretter; HErr verzeuch nicht."

Jedesmal, wenn Marianne sprach, schwieg Naemi, und Frau Dorn gewahrte mit Staunen, welchen Einfluß die Stimme und die Trostworte auf das umflorte Bewußtsein ihrer jungen Herrin ausübten.

Allmählich wurde sie stiller.

Sie schlug die großen Augen träumend auf und heftete einen langen, prüfenden Blick auf Marianne, dann aber, als erwachten plötzlich schmerzliche Erinnerungen in ihr, wandte sie sich ab, barg das Gesicht in die Kissen und blickte nicht mehr auf.

Nun kam Marianne täglich. Die Trost- und Liebesworte flossen ihr wie von selbst zu. Die peinliche Angst und Unruhe der Kranken verschwand, sie lauschte immer aufmerksamer, und wie jubelte Mariannes Herz, als nach fast drei Wochen Naemi die Arme um ihren Hals schlang und ihr mit Thränen dankte.

In den nächsten Tagen erklärte der Arzt die Gefahr gehoben und nun wurde auch der Vater zurückerwartet.

So hatte Mariannes Liebesarbeit ein Ende, aber es wurde ihr fast schwer von Naemi zu scheiden.

Am Abend, ehe Herr Jakobssohn heimkehren sollte, saßen beide noch ein Stündchen zusammen. Heut besonders, wo Marianne noch die Kunde von Josephs Wohlergehen an Naemi bringen konnte und sie selbst einen Brief von ihm, mit freundlichen Erkundigungen nach ihrer Gesundheit, in der Hand hielt, floß ihr heißes Herz über in Dank und Liebe.

„Wißt Ihr,“ sagte sie, als Marianne endlich gehen mußte, „was die fromme Ruth einst zu meiner Namensschwester sagte, die auch so viel Leid erfahren hatte, daß sie nicht mehr Naemi sondern Mara heißen wollte?“ — Marianne nickte und Naemi fuhr fort: „Das möchte ich auch zu Euch sagen: Dein Gott sei mein Gott, Dein Volk sei mein Volk, der HErr thue mir dies und das, nur der Tod soll uns scheiden, — aber kann ich's denn? Ach nein. Dein Volk kann niemals mein Volk werden, wer weiß ob ich Euch jemals wiedersehe! Vielleicht bin ich auf immer von Euch geschieden!“ — Sie brach in Thränen aus. „Nicht doch,“ tröstete Marianne, „ich komme wieder, wenn ich darf; und vor allem, wir haben e i n e n Gott und Vater im Himmel! O, möchtet Ihr nur die größte und herrlichste Offenbarung Seiner Liebe glauben können!“

Da faßte die israelitische Jungfrau noch einmal die Hand des deutschen Mädchens und sagte feierlich:

„Der HErr sei Dein Schatten über Deiner rechten Hand, daß Dich des Tages die Sonne nicht steche noch

der Mond des Nachts. Der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Er behüte Deine Seele von nun an bis in Ewigkeit.“ —

Marianne aber küßte sie innig und eilte fort.

Neuntes Kapitel.

Vater- und Mutterlos.

„Und Frühling wird kommen und Winter vergehen, und Blümlein die werden im Grase stehen,“ — so singt der Dichter und so geschieht es immer aufs Neue. — So geschah es auch im Jahre 1812, aber es war, als könne es nicht Frühling werden in der Menschen Herzen. Wie dunkle Wolken, wie schwere Gewitterschwüle lagerte es über ihnen und bange frug einer den andern: wird's noch einmal besser werden? —

Je höher und kühner die Hoffnungen der Patrioten im vorigen Herbst gestiegen waren, je schmerzlicher fühlten sie sich jetzt getäuscht; und seit Scharnhorst entlassen war, seit der König, notgedrungen, am 24. Februar nun gar das Bündnis mit Frankreich unterzeichnet hatte, nach welchem die Hälfte seiner Armee als Hilfskorps gegen Rußland marschieren sollte, schien alles verloren.

Frau Ohnhausen hatte mit ihren Kindern einen stillen, fleißigen Winter verlebt. Auch heute saß sie emsig an ihrer Nähterei und ein Körbchen mit Strümpfen harrte noch ihrer geschickten Nadel. Doch zuweilen schaute sie hinaus, durch das halbgeöffnete Fenster, auf die vom Sommergold beleuchtete Frühlingserde und lauschte dem Vogel-

sang, der zu ihr hinaufklang. Sie war allein. Die kleine Veronika feierte ihren 15. Geburtstag und hatte sich Marianne ausgebeten; Gottfried aber war mit Konrad zu dessen Vater gegangen, der sich einen Tag in Breslau aufhielt.

Nicht lange hatte die Witwe so still gesessen und der Frühlingswonne gelauscht, die mehr Wehmut als Freude in ihrem Herzen wachrief, als Raguel eintrat. Er war seit einigen Wochen aus Berlin zurück und ging, wie früher, bei Frau Ohnhausen aus und ein; doch war er stiller als früher und ein Zug tiefer Trauer lag über seinem ganzen Wesen.

Frau Ohnhausen begrüßte ihn herzlich. „Schön, daß Sie kommen,“ sagte sie freundlich, „obwohl ich Ihnen wenig bieten kann, da ich allein bin.“ — „Das war gerade mein Wunsch, Sie allein zu finden,“ entgegnete Joseph, sich zu ihr setzend, „und wenn Sie ein wenig Zeit für mich hätten, würde es mir eine wahre Wohlthat sein.“ —

„Ich habe immer Zeit für Sie — sagen Sie's nur, was es ist, darin ich Ihnen helfen oder raten kann?“

„Mir ist schwer zu helfen,“ seufzte der Jüngling, „aber wenn ich Ihnen einmal mein Herz ausschütten könnte? Ich habe ja doch Niemand sonst dazu. — Ach, ein Fremdling, und vater- und mutterlos sein, das ist schwer.“

„Sie haben Ihre Eltern jung verloren?“ frug Frau Ohnhausen voll Teilnahme.

„Ja, meine Mutter, die schön war wie Rahel, fromm wie Hanna, fleißig wie Ruth, starb bei meiner Geburt. Mein Vater war immer traurig. Er spielte das Violoncell, ganz anders als ich meine Geige; er war ein

Künstler durch und durch. Von ihm lernte ich die ersten Geigenstriche und die Anfänge unserer Sprache. Doch als ich neun Jahr alt war, starb auch er. — Schon das Jahr zuvor waren wir nach Holland gezogen, — nun nahm mich mein Oheim mit hierher. Aber mir blieb die Sehnsucht nach dem Süden, nach Spanien, dem Grabe meiner Mutter, nach Jerusalem, dem Grabe meines Volkes. Und doch ist es nicht dieses allein, was mich so traurig macht. Ehe ich Gottfried kannte, lebte ich verhältnismäßig ruhig dahin; ich bewegte mich unter Christen, aber, verzeihen Sie, wenn ich's sage, daß sie besser seien als wir, das hatte ich nie bemerkt; sie behandelten mich lieblos und ich war es nicht anders gewöhnt, — ich haßte sie und ich liebte mein Volk. — Nicht nur liebte ich es in seiner gegenwärtigen Knechtschaft, sondern vielmehr in seinen ehemaligen Glaubenshelden. Abraham, Isaak und Jakob, Joseph, Moses und Samuel, das war meine stille Gesellschaft, in der ich mich wohl fühlte. Seit ich meinen Gottfried fand und durch ihn in Ihr Haus kam, ist alles anders geworden. Jede Faser meines Herzens zieht mich zu Ihnen. Ich liebe, wo ich hassen sollte und hasse, wo ich lieben sollte. Es ist ein Zwiespalt in meiner Seele, den ich nicht versöhnen kann. Und jetzt, nachdem ich erfahren, was Ihre Tochter an meiner Verwandten that, da bin ich ganz von der Überzeugung überwältigt: Ihr Liebesgesetz ist tiefer, reiner, seliger als das unsere, es ist höher, wie der Himmel höher ist als die Erde."

„Der es uns gab, der hat es besiegelt mit Seinem Blute," sagte Frau Ohnhausen mit dem Ausdruck tiefer Ehrfurcht in ihrem Gesicht. „Er hat uns vorgelebt, was Er uns gebietet: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen; und Er allein gibt uns die Kraft es zu thun. —

Er hat uns zuerst geliebt! Auch Sie hat Er zuerst geliebt. Wollen Sie Ihn nicht wieder lieben? Zieht Sie nicht Ihr Herz zu Ihm, dem Manne der Schmerzen, der Sein Leben für Sie gelassen hat?"

Raguel schwieg und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Sein Bild, wie es mir ans den Schriften entgegentritt, die ich mit Gottfried las, hat mich tief bewegt," sagte er leise, „aber noch kann ich in ihm nicht den Messias erkennen, der bisher die Liebe und Hoffnung meiner Jugend war. — Können Sie es nicht sich vorstellen, wie schwer es ist für einen, der mit seinen Vorfahren lange auf einen Erretter gehofft hat, wenn ihm gesagt wird: Du hoffst vergebens, der Retter ist längst gekommen, Er hat alle Verheißungen erfüllt und ist nun in den Himmel zurückgekehrt, von wo Er kam? — Und ist doch sonnenklar, daß noch nicht alle Verheißungen erfüllt sind, daß noch Not und Streit und Elend in Fülle und kein König zu Salem, kein Friedefürst auf Erden ist."

Frau Ohnhausen aber entgegnete rasch und fest: „Wohl ist der Heiland gen Himmel gefahren, aber die Männer in weißen Kleidern, die Engel, haben es den Jüngern gesagt, daß Er wiederkommen wird. Viele Stellen der heiligen Schrift reden davon und bezeugen es, wie sehr die Apostel und die ersten Christen in dieser Hoffnung lebten."

Joseph schwieg wieder; dann begann er zaghaft aufs Neue: „Was ich auch nicht verstehen kann, ist, daß Christen, welche die Bibel für Gottes Wort halten, von den Erzvätern spöttisch reden können." —

„Niemand, der den HErrn liebt und Sein heilig Wort, wird das jemals thun," erwiderte Frau Ohnhausen

sehr ernst. „Haben Sie es nicht gelesen, wie der Ebräer Brief von den Zeugen des alten Bundes spricht?“

Joseph schüttelte den Kopf. Frau Ohnhausen griff nach der Bibel und suchte ihre Brille, aber vergebens. Da gewahrte sie, daß Marianne leise durch die Küche eingetreten war und nach kurzer Begrüßung reichte sie ihr das heilige Buch. „Liebes Kind, suche das elfte Kapitel im Ebräer Briefe,“ bat sie. Marianne that es sogleich und las mit Ehrfurcht und Andacht. —

„Ist das nicht köstlich?“ sagte Frau Ohnhausen, als Marianne bis an die ersten Verse des zwölften Kapitels gekommen war. „Und sehen Sie nicht, daß es die Sünde der Christen ist, wenn sie anders reden? Ebenso ist es mit der Hoffnung. Ob sie auch oft einem matten Lichte gleich war, ganz erloschen ist sie doch nie; bei den Stillen im Lande hat sie fortgeglüht und wird gewiß noch einmal zu einer hellen Flamme werden. Unsere schönsten Lieder singen und sagen davon. Denken Sie nur an das eine: „Ermuntert Euch ihr Frommen,“ was meine Kinder kürzlich sangen und an: „Wachet auf, ruft uns die Stimme.“

Da hörte sie schnelle Tritte auf der Treppe und Konrad trat ein.

„Der Vater wird gleich hier sein,“ sagte er, „die Kousinen aus Herrnau bringt er mit; Justin kommt auch, Oswald ist dem Vater bis Breslau entgegen gekommen und Gottfried holt den Doktor Cornelius, den der Vater sprechen möchte.“

„Da erlauben Sie wohl, daß ich mich zurückziehe?“ sagte Joseph freundlich. „Ich tauge heute nicht in einen großen Kreis,“ und mit warmem Händedruck ging er eilend fort.

Nach wenig Minuten kam der Freiherr von Theßmar mit seinen Nichten. Er begrüßte Frau Ohnhausen und Marianne auf das Herzlichste. „Entschuldigen Sie nur, liebe Frau Pastor," sagte er höflich, „daß ich Ihr stilles Haus heute zu einem Taubenschlag mache, aber ich konnte meine Nichten zu den anderen Bekannten nicht gut mitnehmen und wollte doch gern den Doktor sprechen. Vielleicht behalten Sie die Mädchen bei sich, während ich mit den Herrn hinauswandere; denn obwohl ich die tauige Abendluft nicht gut vertrage, möchte ich Sie, liebe Frau Pastor, nicht gern durch unsere Gespräche beunruhigen." — „O bitte, lieber Herr Baron, — ich bin nicht so ängstlich," erwiderte freundlich Frau Ohnhausen.

Herr von Theßmar drückte dankbar ihre Hand. „Die Wände haben Ohren," sagte er leise, „und Spione tauchen auf wie Mücken und Fliegen, wenn's Frühjahr kommt; man kann nicht vorsichtig genug sein."

Marianne hatte indes Antoinette und ihrer Schwester Cäcilie die Hüte abgenommen und sich mit ihnen an's Fenster gesetzt.

Antoinette war schöner als je, von hoher, schlanker Gestalt und selten lieblichen Zügen. Cäcilie schaute mit rundem Kindergesicht frei und fröhlich in die Welt, doch eine Unterhaltung wollte mit keiner von beiden gelingen; — unwillkürlich horchte Marianne auf der Mutter Gespräch mit dem Rothendorfer Herrn und als sie den Namen „Gabriele" hörte, konnte sie es nicht lassen zu fragen: „Wird Gabriele auch nach Rothendorf kommen?" — „Jetzt wohl noch nicht," antwortete der Gefragte etwas verlegen, „jetzt noch nicht — sie bedarf dringend des Gebirgsbades, das sie mit Fräulein Rénoux besuchen soll, — ich hoffe, eine gründliche Kur in Flinsberg wird

ihrem drohenden Herzleiden entgegenwirken, und dann im Herbst, ja dann kommt sie, will's Gott, wieder ganz nach Rothendorf."

Marianne blickte traurig; sie hätte gern mehr gefragt, aber sie schwieg. Nun traten auch Gottfried, Justin, Oswald, Amtsrat Rinkendorf und Doktor Cornelius in die geräumige Giebelstube, die selten so viele Gäste beherbergt hatte, und bald entspann sich zwischen den Männern ein lebhaftes, mit leiser Stimme geführtes Gespräch.

„Wie ist es möglich, daß der Kaiser unserem Könige die üblichen Salutschüsse verweigern konnte?" frug Doktor Cornelius. „Es ist furchtbar, solche Schmach zu tragen." — „Die kann nur mit Blut getilgt werden," rief Oswald. — „Still, still," mahnte sein Vater, — „wir können nichts thun, als die Zeit abwarten, — voreiliges Handeln würde nur Verderben bringen." — „Auf was sollen wir warten?" frug Rinkendorf; „vielleicht auf Napoleons Tod? Er scheint eine sehr feste Gesundheit zu haben." — „Sie wollten uns ja von der Reise erzählen, lieber Onkel," erinnerte Justin; „wie war der Fürstentag, den Napoleon in Dresden hielt?"

„Er war prächtiger denn je, Napoleon entfaltete den größten Glanz, behandelte die deutschen Fürsten wie seine Knechte, ließ sie stundenlang im Vorzimmer stehen. Mit seinem österreichischen Schwiegervater machte er etwas mehr Federlesens, aber unseren König suchte er in jeder Weise zu demütigen." — „Sagten Sie nicht, daß schon die erste Begrüßung so verletzend war?" — „Ja, der Kaiser kam unserem König mit den Worten entgegen: „Sie sind Witwer, Sire?" —

„Als wenn er nicht wüßte, wer der herrlichsten der

Frauen das Herz gebrochen hat!“ rief Gottfried und Thränen traten in seine Augen.

„Und welche Schmach ist es,“ sagte Rinkendorf, „daß unsere Truppen mit Napoleon ziehen müssen!“

„Aber auch welcher Beweis der Treue, daß sie ihrem König folgen, freilich mit blutendem Herzen,“ sprach Gottfried.

„Österreich zog sich zurück,“ nahm der Doktor das Wort, „Kaiser Alexander hatte nur Freundschaftsversicherungen für unseren König, wie konnte er da allein dem „Allgewaltigen“ trotzen?“ — „Nennen Sie ihn nicht so!“ fiel Frau Ohnhausen ein, „es ist nur Einer, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, vor Dem alle Verächter Stroh sind, der Seine Diener zu Winden und Seine Engel zu Feuerflammen macht.“

„Gewiß,“ erwiderte Cornelius. „Hörten Sie indes, was Göthe in seinem schmeichlerischen Gedicht an die französische Kaiserin von Napoleon sagt: „Der alles kann, kann auch den Frieden wollen.“

„Er ist verblendet, der alte Göthe,“ sprach Oswald lebhaft, „Schiller und Klopstock würden anders reden! Aber müßten wir auch in den Kampf ziehen ohne Sang und Klang, wir werden dennoch siegen.“

„Du träumst mein Sohn,“ fiel ernst sein Vater ein, „300,000 Mann, ein Heer, wie es die Welt kaum jemals sah, beginnt unsere Grenzen zu überschreiten, der Durchzug durch unser Land ist ihm frei gestattet — für später mögliche Entschädigung, — die Hauptfestungen des Königreichs sind in Napoleons Hand; von unserer Provinz nur Breslau und Oberschlesien frei, — selbst Berlin und Spandau hat der Kaiser besetzt — dem König ist nur Potsdam gelassen. Nicht als einen ebenbürtigen

Verbündeten, als einen geknechteten Vasallen behandelt ihn der Kaiser und lacht, wenn ihm einer, wie sein Bruder Jerome oder Marschall Narbonne von feindlichen Stimmungen oder Erregungen in Deutschland spricht: „Was ist von solch ruhigem, maßvollem Volk zu fürchten? soll er gesagt haben.“ — „Wie er sich täuschen wird,“ rief Gottfried, „wie er sich täuschen wird, wenn dies geduldige Volk aufstehen und sich ihm entgegenstellen wird, um lieber zu sterben als schmachvoll zu leben.“

„Napoleon hat keine Ahnung von der Stimmung in Deutschland,“ nahm Cornelius das Wort; „verblendete Sicherheit geht oft dem Falle voraus.“ Gottfried aber sagte zuversichtlich: „Ob die Nacht auch dunkel ist, der Morgen kommt, und ob der Winter lange währt, der Frühling bricht an. Dann rauscht es in den Bäumen, dann singt es in den Zweigen, dann blüht es auf Erden und was erstorben schien, lebt herrlich auf.“

Der Abend war weit vorgerückt und nachdem Herr von Theßmar noch einige Worte insgeheim mit Rinkendorf und Cornelius gesprochen hatte, mahnte er zum Aufbruch.

„Bei uns kommen schon Soldaten durch,“ erzählte Cäcilie an Marianne, die ihr half einzupacken; „kleine braune Spanier und große stämmige Bayern.“ — „Napoleon selbst ist vorgestern durch Glogau gefahren,“ fügte Antoinette hinzu. „Es ist ja mit ein Grund, daß wir nach Rothendorf gehen,“ fuhr sie fort, „weil in Herrnau gerade die Straße durchgeht für das schreckliche Heer. Hoffentlich liegt Rothendorf recht fern davon?“ — „Ja, ganz fern,“ sagte Oswald, der die Worte hörte, „unsere Berge sind der großen Armee zu unbequem; in Rothendorf werden wir nicht leicht etwas davon merken.“ —

„Zunächst wünschte ich, es wäre erst Frieden und ich könnte nach Hause kommen!“ fiel Konrad ein. —

„Weißt Du Oswald,“ plauderte er weiter, als er diesen zum Haus auf der Dominsel begleitete, „weißt Du, daß ich dann mit Gottfried noch in die Berge wandern darf? Es wird herrlich sein! — Und Frau Ohnhausen und Marianne kommen auch nach Rothendorf! Schulzen Hoffmanns haben sie dringend eingeladen; die Großmutter ist ja Mariannens Pate und hat so hübsche Gaststübchen in ihrem Auszug, — da wird es ihnen ganz wohl sein. — Denn, Oswald, wenn sie hier bleiben sollten, den dritten Sommer in der heißen Stadt, da könnte ich mich selbst nicht nach Hause freuen. Sie sind so gut und lieb zu mir und Gottfried ist ein herrlicher Mensch.“

Oswald stimmte mehr durch Mienen als durch Worte bei, denn er hing seinen eigenen Gedanken nach.

Warum lud seine Mutter, seine gütige Mutter, die ihm doch sonst Alles zu Liebe that, Frau Ohnhausen und ihre Kinder nicht auf's Schloß? Und warum kam Gabriele auch diesen Sommer nicht nach Rothendorf? —

Zehntes Kapitel.

Im Schulzenhof.

An die Berge gelehnt, von mächtigen Linden beschattet, lag der Schulzenhof, die Erbscholtisei zu Rothendorf, seit vielen Jahren von Vater auf Sohn vererbt. Das unten massiv, oben von Bindwerk erbaute Wohnhaus mit der weißen Farbe und den braun gestrichenen Balken

hatte trotz des tief herabgehenden Strohdaches ein freundliches und stattliches Ansehen. Es blickte nur mit dem Giebel und wenigen Fenstern nach der Dorfstraße, sonst lag es abgeschlossen wie eine Burg, und ein großes Thor verwahrte den Hof, der es mit Scheuer und Stallgebäuden im länglichen Viereck umgab. Hinter dem Haus begann der Obstgarten; links zur Seite, höher am Berge hinauf, lag das Auszugs- oder Altenhaus, dem Wohnhaus ähnlich, nur kleiner und mit Epheu umrankt, während ersteres mit dickem Weinlaub bezogen war.

Dies war das Gehöft, in welches Frau Ohnhausen mit ihren Kindern einkehrte und gastlich aufgenommen ward.

Seit die letzten Züge der großen Armee hinter der Grenze verschwunden waren, hatte sich eine tiefe, erwartungsvolle Stille über das arg geplünderte, ausgesogene Land gelagert und allmählich begann das Leben wieder in seinem gewöhnlichen Geleis dahin zu fließen.

Nächsten Sonntag sollte die Weizenkrone getragen und heute, nach gethaner Arbeit, der Schulzenfrau Geburtstag gefeiert werden.

Einige Nachbaren, der Kantor mit Frau und Tochter, auch der Gutsinspektor mit seiner bei ihm zum Besuch befindlichen Schwester, Frau Bergmann, waren geladen und eine lange, in der Oberstube gedeckte Tafel versammelte die Gäste. — Frau Bergmann war in ihrer beweglichsten Laune und sprach darum mehr im Dialekt, als in der Stadt. „Wie michs freun thut, ne, wie michs freuen thut, Jungfer Marianne, daß wir noch mal in unsrer alten Hemt zusammen sind,“ sagte sie vergnügt, „ne, da lacht einem doch's Herze, trotz der bösen Zeit, wenn ma hemkümmt und s'ist, als wenn einem die Bäume und Sträucher und alles grüßen thät, selbst 's liebe Vieh!

Der Nero konnte nicht genug mit dem Schwanze wedeln, wie ich kam, und, Jungfer Marianne, wirklich Sie schmunzeln auch heute ganz absonderlich."

Marianne lächelte und nickte mit dem Kopf. Die Freuden der Heimat waren für sie mit manchem Weh durchzogen und die stillen Stunden bei der alten Pate, wo sie mit ihr vom seligen Vater reden konnte, ihr lieber als all das bunte Gewirr.

„Schön ist es aber," nahm der Kantor das Wort, „daß der Durchmarsch an's Ende gelangt ist. Wenn uns die wilde Gesellschaft auf dem Rückwege nur nicht wieder besuchen möchte."

„Das denk ich nicht," entgegnete der Schulze fest. „Von gutem Mute konnte man bei den Soldaten diesmal nicht viel verspüren und sie meinten selber, die Pferde thäten nicht wiehern beim Ausmarsch wie sonst." — Nu die Gerichte müssen doch e mal kommen! Wenn unse HErr Gott auch noch so langmütig ist und läßt die Menschen an ganzen Strecke nach ihrem eigenen Gutdünken gehen, zuletzt vertritt Er 'n doch 'n Weg und spricht: bis hierher und nicht weiter."

„Was denken Sie denn aber, was werden soll, Gevatter?" frug wieder der Kantor. „Denken Sie, daß Napoleon in Rußland nicht siegen wird? Rußland soll kein Heer haben, das dem seinen irgend gleich kommt."

„'S mag sein, Herr Kantor, 's mag sein, — aber Sie wissen's ja, besser als ich, wie's geschrieben steht: einem Könige hilft nicht seine große Macht, Rosse helfen auch nicht — und wer hoch ist, den kann Er demütigen. Ich muß immer an den Kometen denken vom vorigen Sommer, ob der nicht ein Zeichen gewesen ist von dem Gericht, das über den Stolzen kommen wird? Und jetzt is so

'ne schöne Stille im Lande, ordentlich wie Friede nach der ganzen Unruhe." —

„Wer weiß, wie lange die Stille dauern wird," sagte der Kantor, „wer weiß, wie bald unsere Jugend marschieren muß."

„Nu für unsern König, wenn's nur für unsern König is, da wollen wir Gut und Blut wagen," sagte der Schulze, „wir Bauern haben an ihm den besten Freund, um uns hat er sich's wirklich verdient."

„Sagt nicht zu viel, Gevatter, denkt an eure Söhne, das würde doch am Herzen reißen — drei Söhne in's Feld schicken!"

Der Schulze sah prüfend auf seine schmucken Jungen, die am unteren Ende der Tafel mit den Kantortöchtern ihren Spaß hatten, und die Schulzenfrau folgte seinem Blick. — „Der Fritz und Wilhelm sind noch zu jung — aber der Anton müßte fort," sagte sie sorglich. —

„Mutter, wenn der König alle dreie brauchen kann, gelt, da wirst Du stolz sein, daß Du drei Kämpfer für's Vaterland geboren hast?" sagte der Schulze.

„Stolz?" wiederholte sie traurig. „Ich hoffe, der liebe Gott wird so was nich verlangen, aber wenn's sein müßte, da würde Er mir ja auch die Kraft dazune geben."

„Recht so, Tochter," nahm jetzt die alte Mutter das Wort, die zur anderen Seite des Schulzen saß, „wenn Gott uns 'ne Last auflegt, hilft Er sie auch tragen und schont zu Moses hat Er gesagt: „wie dein Tag, so wird deine Kraft sein." Das Vorausängsten nützt zu gar nichts nich."

„Herr Kantor, wie steht's denn mit dem Herrn Urian?" erscholl es jetzt aus einem andern Ton und von einer anderen Seite der Stube. Denn die Gesellschaft saß nicht

fest an der Tafel, wie es wohl in vornehmen Kreisen geschieht, sondern wanderte öfters ganz gemütlich um dieselbe herum oder machte zwischen den Gerichten einen Gang durch Hof und Garten.

„Wie steht's mit dem Herrn Urian?“ rief der Inspektor.

„Ach ja, den Herrn Urian, wir singen den Chor,“ bat die Jugend.

Doch der Schulze Hoffmann sprach: „mit Verlaub, erst wollen wir das Bauernlied anstimmen. — Mutter, gib doch den „Boten“ her, er liegt dort auf dem Gesims und wenn's stimmt, möchte ich dabei der Vorsänger sein, nachher überlasse ich dem „Herrn Urian“ meine Stelle.“

Alle waren's zufrieden und mit einer tiefen, aber noch klangvollen Stimme begann der Schulze:

„Im Anfang war's auf Erden
Gar finster, wüst und leer,
Und sollt' was sein und werden,
Kam's nur von oben her.“

Die Schulzenfrau, die Söhne und Töchter, ja auch die alte Großmutter fielen ein:

„Alle gute Gabe kommt von oben her,
Von Gott, vom schönen blauen Himmel herab.“

Bei den letzten Versen:

Er, Er macht Sonnaufgehen,
Er stellt des Mondes Lauf,
Er läßt die Winde wehen,
Er thut den Himmel auf,
Er gehet ungesehen
Im Dorfe um und wacht
Und rührt, die herzlich flehen,
Im Schlafe an bei Nacht,“

hatte sich eine weiche Stimmung der Gesellschaft bemächtigt

und es dauerte eine Weile, ehe der „Herr Urian“ das Feld behauptete und die Jugend mit Lachen und Scherzen den Chorus wiederholte:

„Erzähl er nur weiter, Herr Urian.“

Doch schon ehe das spaßhafte Lied zu Ende war, hatte die Schulzenmutter ihr Patenkind, Marianne, gebeten, sie nach Hause zu führen und, als sie an ihre Thür kam, den Schritt weiter gelenkt, einige Stufen höher am Berge hinauf, bis zu einer Bank, die ihr Lieblingsplatz war.

Es war ein mondheller Augustabend, welcher die Sterne bleich erscheinen ließ und noch bleicher die Sternschnuppen, die zu dieser Zeit so häufig fallen; doch war der Mond erst halb und stand schon ziemlich tief über der „hohen Eule,“ so daß man die Umrisse der Berge deutlich sehen konnte und die Schatten über dem Dorf riesenhaft lang erschienen.

Ein Weilchen hatten sie dort gesessen, da kam Gottfried, der sich auch aus der lustigen Gesellschaft fortgeschlichen hatte, und setzte sich zu ihnen, indem er zur Schulzenmutter sagte:

„Wie vielmal mögen Sie den Mond schon haben so herniederleuchten und die Sonne auf- und untergehen sehen über Rothendorf, liebe Frau Pate? Sie müssen viel erzählen können.“

„Ja, das kann ich,“ entgegnete sie freundlich, „und vo guten und vo bösen Tagen kann ich erzählen und von viel Barmherzigkeit, die mir wiederfahren ist.“

„Sie haben schon den siebenjährigen Krieg in Rothendorf erlebt, nicht wahr, Frau Pate?“ frug Marianne.

„Gewiß, mein Kind. Ich bin ja aus Rothendorf gebürtigt; dort im Unterdorf liegt meines Vaters, selig, seine Wirtschaft. Ach, in den Junitagen, als unser großer

Fritze die Friedeberger Schlacht geschlagen hat, da kauerten wir auf der Erde und horchten auf den Kanonendonner, der über den Erdboden zitterte, und sahen die Rauchsäulen aufsteigen von den Strieger Bergen her — und dachten, wenn die Österreich'schen kommen, wo sollen wir hin? Aber sie kamen nicht, sie zogen beiseits ab, unser Fritze hatte sie arg geklopft."

„Und wurdet Ihr denn gern preußisch? Wars Euch nicht schwer, vom Kaiserhaus getrennt zu werden?" frug Gottfried.

„Schwer? Bei Leibe nich; der Preußenkönig war unser Liebling schont, wie wir noch kaiserlich waren. Wie er da so lange im Lager stand, dort bei den Würbner Schanzen," und sie zeigte mit dem Finger rechts hin, „da hat er manch' Körbchen Eier, manch' Töpfchen Butter vu den Rothendorfer Pauern für seine Soldaten bekommen. Wir Schlesinger sind halt so ein apart Völkel — wir haben schon viele Herren gehabt — aber jetzt mit den Preußenkönigen sind wir erst recht festgewachsen."

„Wir werden den alten Provinzen nicht nachstehen, wenns gilt, für unsern König zu streiten," sagte Gottfried warm. „Und unser König wird uns auch nicht lassen."

„Ja," fiel die Schulzenmutter ein, „das hat schon der große Fritz zu ihm gesagt, als er ein kleiner Junge war und sich den Ball zurückforderte: „Du wirst Dir Schlesien nicht nehmen lassen."

Der Mond war hinter der „hohen Eule" zu Ruhe gegangen, die Sterne leuchteten um so goldener und schöner, auch die Sternschnuppen waren besser zu sehen.

„Wie schön!" rief jetzt Marianne, als eine Sternschnuppe, fast über den ganzen Himmel dahinfliegend, einen langen Streifen hinter sich ließ.

„Schön?“ wiederholte Gottfried, „ja, aber wie eine schöne getäuschte Hoffnung! — Du meinst, einen goldenen, festen Stern zu sehen und plötzlich fährt er hinab und ist dahin, auf immer!“

„Wer wird solch’ traurige Gedanken haben,“ schalt Marianne und schaute ihm dabei doch liebreich in die Augen, „Gottfried, Du mußt nicht melancholisch sein.“

„Melancholisch? — Nun, ist die Zeit nicht trübe genug? Und haben es nicht schon weise Männer gesagt, daß gerade der Jugend ein Hang zur Schwermut eigen ist? Der gereifte Mann wächst eher darüber hinaus.“

„Ja, ja,“ fiel die Schulzenmutter wieder lebhaft ein, „wenn die liebe Sonne in der Frühe auch in Nebel und Wolken gehüllt is, wenn sie höher steigt, hat sie gemeintlich ’s Gewölke unter sich. Die jungen Bäumla und die Pflanzungen, auch’s liebe Vieh, ’s hat Alles erst zu kämpfen, daß ’s uff kümmt, aber wenn’s fest gewurzelt hat und erstarkt is, hält’s besser aus und wächst geschwinder. Nur muß es vu klein uff gutte Pflege haben. — Nu die hat Euch nich gefehlt,“ und sie blickte ihre Patenkinder liebreich an, „vum Vater selig und auch vun der Mutter nich. Ihr könnt schon gut einwurzeln und tüchtig wachsen.“

Gottfried und Marianne saßen noch eine Weile still bei ihrer frommen Pate, dann stiegen sie mit ihr langsam den Berg hinab in den Hof, dessen Lichter zu verlöschen begannen.

Der Erntekranz wurde getragen; die Dreschgärtner kamen paarweise in festlichem Zuge, Dorf=Musik ging vorauf; gleich hinter ihr kamen die geputzten Mägde mit

der Weizenkrone. — Herr und Frau von Theßmar, ihre Kinder und Hausgenossen standen auf den Stufen des Schlosses; auch Frau Ohnhausen, Marianne und Gottfried waren unter den zum Erntekranz geladenen Gästen. Langsam und feierlich klang aus vielen Kehlen das Loblied: „Nun danket alle Gott." Ein Mädchen brachte die Erntekrone: „Die Nachtigall ist durchgeflogen" — sie stockte und der Vormäher, mit der geschmückten Sense und einem Zettel in der Hand, mußte einhelfen. Dann wurden die „Richel" herumgereicht. Wie kräftig roch das Sträußchen von Rosmarin, Quendel, Levkoje und Pfefferkraut, das Marianne in der Hand hielt, wie heimisch war ihr der Duft, eine ganze Welt von Kindererinnerungen rief er wach! Sie stand mit Antoinette und Cäcilie neben der Erntekrone und reichte Lieschen einen kleinen Dreschflegel und ein gelbes Wachslicht, das sie aus dem Buchsbaum gezogen hatte. „O noch eine Fahne," rief das Kind, auf die vergoldeten Mohnköpfe mit Fahnen und Flittergold zeigend.

Jetzt trat Oswald zu ihnen. „Wissen Sie noch, Marianne, wie wir den Keltschenberg im Schnee herunterfuhren? Wie Fräulein Rénoux's Schlitten immer schief ging und Gabriele ihr Kutscher sein mußte?"

„O gewiß, und wie wir, Gabriele und ich, uns die großen Stiefeln über unsere Schuhe zogen, um in den tiefen Schnee zu gehen."

„Das hätte ich nie gedurft; so was war bei uns nie erlaubt," flüsterte Antoinette.

„Das ist schade," sagte Oswald, „und weißt Du was, Kousinchen, wenn Du den Winter in Rothendorf bleibst, richte ich die schönste Schlittenfahrt her, auch ein Eiskarussell auf unserem Teiche." Er nahm einen sanften Ton an, als spräche er mit einem Kinde.

„Ich darf aber den Winter nicht hier bleiben. Meine Mutter hat bestimmt, daß wir nach Breslau gehen. Ich soll frisiert werden und geputzt und tanzen, ich glaube, ich werde Menuette nie lernen können.“

„Menuette können wir heute schon üben,“ sagte Oswald heiter, — „horch, da beginnen sie die Polonäse!“ und er bot ihr seinen Arm, als er sah, daß der Vormäher schon seine Mutter geholt hatte und Konrad sich anschickte, Marianne zu führen.

Später am Abend — der Tanz war beendet und die Ernteleute zogen ab mit einem donnernden Hoch auf den Gutsherrn und sein Haus — machte sich Gottfried von seinen kleinen Freundinnen, Gretchen und Lieschen, los, um Oswald zu folgen, der die Hand auf seine Schulter legte und ihn nach den schattigen Gartengängen zog.

„Gottfried,“ sagte er halblaut, „was denkst Du von meiner Kousine Antoinette? Ist sie nicht ein schönes Mädchen?“

„Ja, das ist sie und gut und fromm scheint sie zu sein, nur gar so schüchtern.“

„Sie kann auch auftauen und sehr lieblich plaudern und ich fühle es, ich könnte sie lieben, ich könnte meiner Mutter Herzens-Wunsch erfüllen — wenn — wenn es nicht um Gabriele wäre!“

Gottfrieds Hand zuckte leise in der seinen, aber Oswald merkte es nicht.

„Eine Stunde mit Gabriele,“ fuhr er bewegter fort, „ein herzlicher Blick von ihr gehen mir weit über viele Tage mit Antoinette und all’ ihre Lieblichkeit! Soll ich da um Antoinette werben?“

„Nicht, wenn Du Gabriele liebst,“ antwortete Gottfried fest.

Oswald schwieg.

Aus der Ferne klangen die Hörner der abziehenden Erntemusik — Oswald stand, als lausche er darauf — doch in Wahrheit prüfte er Gottfrieds Gesicht. Der Mond warf durch das Buchenlaub zitternde Schatten darauf, aber kein Zug des schönen Jünglingsantlitzes verriet die Bewegung seines Herzens, — keine Muskel zuckte, — ruhig und still blieb der Ausdruck seines Gesichtes, — nur die Augen blickten traurig, immer trauriger, wie aus tiefem Weh heraus — und das sah Oswald nicht. Er schlang die Arme um des Freundes Hals und sagte innig:

„Ja, ich liebe sie, mit aller Glut meines Herzens — und wenn sie mich wieder lieben könnte? Ich werde sie doch fragen müssen?“

„Ja, Du wirst sie fragen müssen,“ erwiderte Gottfried noch fester als zuvor. „— Und warum sollte sie Dich nicht lieben?“

Am anderen Morgen schnürte Gottfried sein Ränzel und wanderte mit Konrad in die hohen Berge. Drei Wochen später wollten beide, mit Frau Ohnhausen und Marianne, wieder in Breslau zusammen sein.

Elftes Kapitel.

Im alten Schloß.

Ein heller Septembermorgen mit Tau und Sonnenschein lag über Wald und Flur, als zwei rüstige Wanderer, von der Landstraße abbiegend, einen Feldweg einschlugen, der in einigen Windungen zum nahen Eichwald führte.

An seinem Saume blieben sie noch einmal stehen und blickten zurück auf den hinter ihnen liegenden Weg.

„Wir sind tapfer zugeschritten," sagte Gottfried.

„Ja, als hätten wir Siebenmeilenstiefel gehabt," lachte Konrad. „Da ist der Zobten, wie klein er aussieht — und dort die Koppe, wie majestätisch sie über die Vorberge herüberblickt, mit dem ersten weißen Schnee auf ihrem Gipfel; es war doch herrlich, als wir oben waren!"

„Wenn die Koppe so früh weiß ist, bedeutet's einen schönen Herbst und der wird uns für Domhof willkommen sein."

„Besonders zur Jagd! Ich kann's kaum erwarten, mit meiner neuen Flinte die ersten Hühner zu schießen! Hoffentlich wird unser Gustav sie wohlbehalten von Rothendorf gebracht haben. Der Großonkel hat einen prächtigen Vorstehhund, es wird herrlich sein."

„Ich denke, er läßt nicht gern schießen, Du sagtest, seine Hirsche, Rehe und Goldfasanen würden wie die lieben Kinder gehalten?"

„Im Tierbusch wohl, aber auf den Stoppelfeldern gibt es Hasen und Hühner genug."

„Wenn Du umherschwärmst, werde ich bei Deinem Großonkel sitzen; ich freue mich schon lange auf seine Bibliothek und die Gespräche mit ihm."

„Er ist ein halber Theologe, hält selber Bibelstunden für seine Leute oder sorgt dafür, daß der Pastor aus dem Kirchspiel kommt und welche in seiner Kapelle hält. Wenn ich erwachsen bin, möchte ich noch viel von ihm lernen — aber jetzt — der Herbst, die Jagd, die Natur sind zu schön, um mich in's alte Schloß zu vergraben."

„Es soll schon von den Tempelherren erbaut und auch die Kapelle aus den ersten christlichen Zeiten in hiesiger Gegend sein? — Doch wie schön sind diese Eichen!" und Gottfried schaute nach den hohen Blätterkronen, die

sich zum grünen Dache wölbten. Es war um die Mittagszeit und ganz still im Walde. Eichkätzchen huschten hin und her; hier und da guckte ein Reh verwundert aus dem Gebüsch. — Eine hohe Mauer zog sich um den Tiergarten, ein Waldwärterhäuschen lag zur Rechten, zur Linken schimmerte ein Teich, aus dem die Unken einförmig riefen. Hinter dem Eichwald kam, den Bach entlang, eine Lindenallee, die in eine von schlanken Tannen überging. An ihrem Ende gewahrte man das Schloß, und bald standen die Wanderer vor dem stattlichen Gebäude mit den dicken Mauern, das von dunkeln Kastanien und einem Wallgraben umgeben in der Mitte des geräumigen Hofes lag.

Ein Teil des Wallgrabens war terrassenförmig ausgeschüttet und mit Blumen bepflanzt, von dieser Seite floß auch der zum breiten Teich gespannte Bach, ehe er über das nahe Wehr rauschte; auf seinem anderen Ufer lag, hoch hinauf, die Kapelle und ihr roter Turm ragte über die Linden empor.

Frau Blümel, die bejahrte Wirtin, kam ihnen knixend an der Hausthür entgegen und im dunklen, mit reichem Stuck verzierten Saale hieß der alte Herr von Theßmar seine jungen Gäste willkommen.

Sie hatten nicht lange bei ihm gesessen und von ihrer Gebirgsreise berichtet, als der Diener erschien, die Tafel zu decken. Er that es mit aller Förmlichkeit und setzte geschliffene Gläser und feines Silbergeschirr zurecht.

„Aber Onkel,“ sagte Konrad, „wir meinten mit Ihnen allein zu sein und Günzel deckt für sechs Personen?“

Der alte Herr lächelte. „Ich habe Damenbesuch, lieben Damenbesuch; meine Nichte Gabriele und Fräulein

Rénoux sind zur Nachkur von Flinsberg für einige Wochen zu mir gekommen.“

Gottfried ward es seltsam zu Mute bei diesen Worten. In den Bergen hatte er Konrad's Wünschen Gabriele zu besuchen, standhaft widerstanden und nun sollte er sie hier finden? Hatte er nicht genug gekämpft? Sollte es von neuem an's Entsagen gehen und an's Ueberwinden?

Da trat Gabriele ein. Sie sah nicht aus wie eine Leidende. Ihr Schritt war schnell und leicht, ihre Augen leuchteten, die bunten kleinen Astern im Haar und an der weißen Halskrause hoben ihre Farbe und gaben ihr ein festliches Aussehen. Mit unverhohlener Freude begrüßte sie ihren Vetter und ihren Jugendfreund; Fräulein Rénoux folgte und als auch Frau Blümel den Saal betreten hatte, sprach der Großonkel das Tischgebet und alle setzten sich zum Mittagsmahle. Gabriele hatte viel zu fragen! nach Marianne, nach Frau Ohnhausen, nach allen Lieben in der Heimat.

Da meldete der Diener: „ein Bote aus Rothendorf ist angekommen und fragt, ob er selbst seine Sachen abgeben darf?“

Konrad sprang auf, — „gewiß bringt er meine Flinte!“ rief er lebhaft; aber schnell setzte er sich wieder, wohl wissend, daß der Großonkel solche Verstöße gegen die Form nicht liebe.

„Der Bote soll warten, bis ich die Tafel aufgehoben habe,“ sagte dieser bestimmt. Doch jetzt stockte das Gespräch, jeder wollte gern von Rothendorf hören und war froh, als der Onkel das Dankgebet gesprochen hatte und der Bote eintreten konnte. Es war, wie Konrad richtig geraten, Gustav, des Gärtner's Sohn, Oswald's früherer Spielkamerad und jetziger Diener, der auch in Berlin sein

Bursche gewesen war und sich jetzt in Positur stellte, um die ehrerbietigen Grüße dem alten Herrn zu bestellen und die Flinte dem jungen zu überreichen. Aber er hatte noch mehr: einen Brief von Frau Ohnhausen an ihren Sohn, einen von Marianne an Gabriele und für letztere einen herrlichen Rosenstrauß. Seine freundlichen Augen glänzten und sein Mund lachte als er näher trat, um ihr die Rosen zu geben, und bestellte: „der Herr Leutnant lassen vielmals grüßen und schicken dem gnädigen Fräulein das Schönste, das es noch von Blumen im Garten gibt.“

Gabriele griff mit beiden Händen darnach und freute sich wie ein Kind.

„Der gute Oswald, wie freundlich von ihm,“ sagte sie herzlich; „ich muß sie nur gleich einfrischen, und, Gustav, ich laß' Ihrem lieben Herrn tausendmal danken. Die schönen Rosen — ich kenne sie alle, ich weiß, wo jeder Stock im Garten wächst — diese dunkelroten sind aus dem Gebüsch vor meinem Fenster — diese weißen aus dem Beet am Glashaus — liebes, liebes Rothendorf, — wie werde ich mich freuen, wenn ich erst einmal wieder dort bin!“ —

„Nicht sehr höflich gegen Domhof,“ sagte der Onkel lächelnd, „ich dachte, Du wärest ein bischen gern bei mir?“

„Lieber Onkel, w i e gern,“ erwiderte Gabriele, seine Hand ergreifend und an ihre Lippen drückend. „Sie wissen ja, wie gern ich bei Ihnen bin und wie sehr ich Domhof liebe! — Kenne ich doch, schon aus der teuren Großmutter Erzählung, Weg und Steg und je mehr ich nun selbst darin herumwandere, je lieber habe ich es; — aber Rothendorf war doch immer wie meine Heimat, — wenn ich noch von Heimat reden darf seit meines Vaters Tode,“ fügte sie leiser hinzu.

Gottfried's Herz war zum Zerspringen voll, aber er preßte seine Lippen fest zusammen und schwieg — ja er war stiller als gewöhnlich. Das bemerkte auch Konrad, als sie an einem der folgenden Nachmittage mit Fräulein Rénoux und Gabriele durch's Dorf den Hügel hinauf gewandert waren und plaudernd am Grasrain saßen. Vor ihnen lag die lachende Ebene, mit freundlichen Dörfern, mit fruchtbaren Feldern und Laubwäldern, ausgebreitet; am Horizont erhob sich, in dreifacher Abstufung hoch emporsteigend, das Riesengebirge mit dem weißen Koppenkegel. Eine Lerche stieg zu ihren Füßen auf und trillerte höher und höher.

„Wer doch so auffliegen könnte, singend und lobend und immer höher hinauf!“ sagte Gabriele.

„Der würde bald der Erde Leid' und Freud' vergessen haben,“ stimmte Fräulein Rénoux bei.

„Vergessen?“ wiederholte Gottfried. „Ich glaube, alles was wir jetzt erleben ist wichtig auch für das Himmelreich.“

„Aber doch würde weder der Erde Lust uns halten noch ihr Leid uns drücken können, wenn wir nur auffliegen dürften,“ entgegnete Gabriele.

„Gewiß nicht, wenn wir es jetzt schon unter den Füßen oder vielmehr in Gottes Hand gelegt haben,“ erwiderte Gottfried.

„Sie sind so viel ernster geworden, Gottfried,“ sagte sie fast schüchtern, „Sie kommen mir viel älter vor.“

„Ist unsere Zeit nicht ernst genug?“ antwortete er abwehrend. „Wenn unser König wie ein Gefangener ist, wenn die Züge der großen Armee vielleicht bald, wie ein verheerender Strom, über diese schönen Gefilde kommen

werden — und die Jugend darf doch das Schwert nicht ziehen, wo bleibt da die Freude?“

„Es kann einem ordentlich das Herz abdrücken,“ fiel Konrad lebhaft ein, „wenn man denkt, wie es überall kocht in der Preußenbrust!“

„Bis Du das Alter hast, Konrad, kann Vieles anders sein,“ tröstete Gabriele.

„Ich ginge heute mit, wenn der König mich rief,“ versicherte der Knabe.

„Mit fünfzehn Jahren?“

„Ja, mit fünfzehn Jahren! Bin ich nicht groß und stark genug?“ Er stellte sich neben Gottfried. — „Wenig Zoll noch, dann habe ich ihn eingeholt.“

Fräulein Rénoux mahnte zum Aufbruch.

„Nicht wahr, wir gehen den anderen Weg zurück und durch den Lindenbusch?“ bat Gabriele.

„Der ist zu steil und der Rasen so glatt,“ warf Fräulein Rénoux ein.

„Ich gebe Ihnen meinen Arm, dann geht es gut, besser noch als mit dem Handschlitten von unsern Keltschenbergen,“ scherzte Konrad.

„Wo ich immer umfiel,“ lachte Fräulein Rénoux, „aber es ist auch zu weit für Gabriele, sie soll sich nicht anstrengen wegen ihres Herzens.“

„Liebes Charlottchen,“ bat wieder Gabriele, „laß Dich mein Herz nicht kümmern; es befindet sich ganz wohl und die Wanderungen in solch’ schöner Luft sind ihm nur gesund.“

Sie stiegen den Hügel hinab. Gabriele ließ sich auf dem steilen Weg von Gottfried führen, wie in den Zeiten, da sie noch die kleine Ella war.

O wäre sie es noch! Der Kindheit Poesie weiß nichts von Rang und Stand, der Kindheit Friede nichts von

Spaltung der Parteien. Und auch jetzt, — war sie nicht liebreich zu ihm wie eine Schwester? Hatte er nicht einst geglaubt, als er ihr die Wasserrose brach, mehr zu lesen in ihren Augen?

Sein Herz schlug stark, fast hätte sein Mund geredet, von dem was es bewegte.

Aber stärker als seine Liebe war seine Treue. — Konnte er Oswalds Vertrauen täuschen? Konnte er die Hand ausstrecken nach einem Gut, das dieser sein zu nennen hoffte?

Gottfrieds Liebe war keine Leidenschaft; sie glich einem Feuer, das wärmt, aber nicht verzehrt, und ein geheiligter Wille herrschte über seinem Gefühl.

So trennte er sich auch heute von den Anderen, als sie noch im schönen Lindenbusche ausruhen wollten, und ging schnell durch den Pfropfgarten dem Hofe zu. Doch ehe er eintrat, bog er ab und stieg den Hügel hinan, auf dem die Kapelle lag. Er trat durch's alte Thor unter das mächtige Lindendach, das sich über so viele Schläfer wölbte. Er stand dazwischen, er sah die Blumen auf den grünen Hügeln, die Kreuze daran; er las die Inschriften:

„Der Tod ist mir nicht fürchterlich,
Denn JEsus Christ ich glaub an Dich;
Wer glaubt, schläft mit der Hoffnung ein,
Noch heut werd' ich bei Christo sein."

Und:

„Solchen Trost uns, HErr, bewahre,
Daß im Schmerze er uns lab'
Und uns werd' zum Dankaltare
Unsrer Toten stilles Grab."

Da kamen einige Dorfknaben, die Abendglocke zu läuten. Gottfried folgte ihnen in die schon halb dunkle Kapelle und setzte sich still auf eine der Bänke nieder.

Vor ihm stand der kleine buntbemalte Altar mit dem Bild des gekreuzigten Heilandes an der hohen geschnitzten Rückwand, die römischen Soldaten um das Kreuz herum, der eine gläubig aufblickend mit den Worten: „Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen."

Rechts und links an den Wänden waren viele Gedenktafeln und Steinbilder, fromme Ahnen des Theßmar'schen Hauses darstellend. Da stand ein Ritter in voller Rüstung, zu beiden Seiten seine Frauen, in alter deutscher Tracht, mit Schneppenhauben und Stuartkrausen und dicken Halsketten; um sie her fünf Kinder: ein größerer Knabe, schon im Knappenkleide, zwei kleinere und zwei Mägdlein in Stein gemeißelt.

Was mochte alles in Lieb' und Leid durch ihre Herzen gegangen sein? Und nun waren sie so still! Was mochten sie erlebt, erlitten haben? Und nun, wenn sie recht gelebt und recht gelitten hatten, lag alles zu ihren Füßen. Wenn sie das Kleinod errungen, wenn sie überwunden hatten durch des Lammes Blut, was war ihnen dann noch der Erde Lust und Weh? Abgelegte Gewänder, zurückgelegte Sprossen der Himmelsleiter.

Gottfried's Herz wurde still und stiller unter der stillen Gesellschaft, stärker und mutiger unter denen, die den guten Kampf gekämpft hatten.

Die Abendglocke verklang, die Kinder schickten sich an die Thür zu schließen, da betete er leise die Worte des Gerhardt'schen Trostliedes:

„Kein Engel, keine Freuden,
Kein Thron, kein Herrlichkeit,
Kein Lieben und kein Leiden,
Kein Angst, kein Herzeleid,

Was man nur kann erdenken,
Es sei klein oder groß,
Der keines soll mich lenken
Aus Gottes Arm und Schoß."

Und getrost verließ er die Kapelle.

Als er eine Stunde später in's Schloß zurückkehrte, erwartete ihn eine große Freude: Justin war gekommen. — Seit etlichen Wochen zum Priester ordiniert, hatte er bisher in Breslau ausgeholfen, nun aber die Vertretung eines erkrankten Kaplans im nahe gelegenen Kunitz, wohin auch die katholischen Kirchkinder von Domhof eingepfarrt waren, übertragen bekommen. — Gabriele war überglücklich; sie hatte den geliebten Bruder seit einem Jahr nicht gesehen, und auch er ließ sie kaum von seiner Seite und hielt ihre Hand fest in der seinen.

Die Gesellschaft saß schon eine Weile traulich zusammen, als Gottfried eintrat, und nachdem die erste Begrüßung vorüber, fuhr der Großonkel in dem begonnenen Gespräche fort:

„Der Pfarrer Wittig ist ein aufrichtig frommer Mann," sagte er zu Justin, „mit einem wahrhaft katholischen Herzen, vou dem Du manches lernen kannst," und Justin erwiderte:

„Pfarrer Wittig ist mir nicht fremd, schon in Regensburg lernte ich ihn kennen, an einem Nachmittag, den ich mit den Brüdern Goßner bei dem frommen Martin Boos verlebte, auch Bischof Sailer war zugegen."

„Pfarrer Wittig lehrt im Geist und Sinne dieser Männer," nahm wieder der alte Herr das Wort, „das freut mich sehr und ich wünschte, die ganze Kirche hörte mehr auf sie; — aber es geht ihnen wie den Frommen aller Zeiten, sie werden von der großen Menge weder recht gehört noch recht verstanden."

„Die göttliche Wahrheit und Weisheit muß es sich immer gefallen lassen, verkannt zu werden," sagte Justin, „sie geht auf Erden im Bettlergewande und ist doch inwendig eine Königin. Wie Tertullian im Anfang seines Apologeticum schreibt: „Die Wahrheit weiß recht gut, daß sie unter Fremden leicht Feinde findet und daß sie im Übrigen ihre Abkunft, ihre Heimat, Hoffnung, Beliebtheit und Würde im Himmel hat. Eins nur wünscht sie vorläufig: nicht ungehört verdammt zu werden."

„Es freut mich, daß Du Dich mit Tertullian beschäftigst," sagte der Großonkel, „ich hatte schon heute mit meinem jungen Freund Gottfried verabredet seine großartige Schrift: „de spectaculis" zu lesen."

„Da möchte ich sehr gern mich anschließen," sprach Justin, und auf des Onkels Zustimmung wurde nun verabredet, so oft als möglich zusammen zu kommen; auch die Frauen sollten zuhören dürfen, wenn sie sich mit Übersetzung der wichtigsten Stellen begnügen wollten.

Die schönen Tage vergingen nur allzu schnell und bald war die Zeit da, wo Gottfried und Konrad nach Breslau zurückkehren sollten.

Justin hatte sich für den Nachmittag frei gemacht und Tertullian's Schrift „de resurrectione carnis", welche der erst gelesenen folgte, war beendet worden. Die kleine Versammlung saß noch traulich zusammen in ernsten Gesprächen, als Justin aufbrach.

„Alles Schöne auf Erden muß ein Ende nehmen," sagte er lächelnd, „übermorgen seid Ihr (zu Gottfried und Konrad gewandt) wieder in Breslau und wer weiß, wie bald auch ich dahin zurückkehre, Gabriele mit Fräulein Rénoux nach Rothendorf, der Großonkel nach Gnadenfrei geht?"

„Dann wird es öde und still in Domhof sein," fiel Gabriele ein, „aber jetzt war es eine reiche Zeit und es bleibt uns gewiß ein reicher Segen."

„Das hoffe ich auch," stimmte Justin bei. „Ich habe bei unserem Zusammensein oft an Sailer's Worte denken müssen: „Wenn es eine Gemeinschaft der Gemüter gibt, die mit heiliger Magie wirkt, so gilt dies vorzüglich von der Gemeinschaft der Heiligen, in der alle Guten mit allen Guten und alle Guten mit dem Einen höchsten Gute, mit Gott selbst, eins sind." — Doch Gottfried, Du wolltest mir noch ein Stück das Geleit geben?"

Gottfried that es und wanderte mit ihm in der Abenddämmerung durch den tauigen Busch, am Bach entlang, zwischen den hohen Linden und Eichen dahin. Die zuletzt gelesene Schrift bewegte beider Seelen.

„Tertullian weicht von manchen Kirchenlehrern ab," sagte Justin, „aber wie mir scheint nicht von der heiligen Schrift. Im Gegenteil, seine lebendige Hoffnung auf die Zukunft des HErrn, wie sie uns zuerst in der Schrift „de spectaculis" das Herz bewegte und auf die Auferstehung, wie sie uns aus der andern „de resurrectione carnis" den Glauben gestärkt hat, ist ganz den Anschauungen der Apostel und ersten Christen, der frommen Bischöfe und glorreichen Märtyrer gemäß. Wie kostbar ist diese Stelle (er zog seine Brieftasche heraus, in welcher er sich Vieles aufgezeichnet hatte): „Der Leib wird abgewaschen, damit die Seele rein werde; der Leib wird durch die Handauflegung überschattet, damit auch die Seele durch den Geist erleuchtet werde; der Leib genießt Fleisch und Blut Christi, damit auch die Seele aus Gott genährt werde. Die Gott wohlgefälligen Opfer, Fasten, Kasteiungen, Entbehrungen, Todesmarter, das Martyrium,

das Alles wird Gott von den Gütern des Leibes dargebracht. Was aber durch die Arbeit verbunden war, kann bei eintretender Belohnung nicht getrennt werden."

„Und dann," fügte Gottfried hinzu, „das treffende Wort: Restitutionem carnis faciliorem credas institutione."

Unter solchen Gesprächen hatten sie bald das Thor erreicht, das den Tierbusch schloß und das Ziel des Geleits war. Sie trennten sich mit warmem Händedruck und der Hoffnung des Wiedersehens.

Gottfried kehrte allein zurück. Der Mondenschein hatte die Dämmerung abgelöst und warf sein Silberlicht durch die hohen Bäume. Die Rehe mochten schlafen, der Fasanenruf war verstummt und alles noch stiller im Wald als vor zwei Wochen zur Mittagszeit, als er ihn zuerst mit Konrad durchwandert hatte. Da hörte er plötzlich einen ängstlich bittenden Ton, „Kiwitt, Kiwitt" — er ging schneller, aber der Ruf verfolgte ihn, und erst nach einigen Minuten entdeckte er, daß er von einem Käuzchen herrührte, das, von Baum zu Baum flatternd, ihn bis an's Schloß mit seinem melancholischen Ruf begleitete. Gottfried war nicht abergläubisch, aber es durchzuckte ihn doch ein eigenes Gefühl, — sollte dieser Ruf — im Volksmund ein Todesruf — sein Lebewohl von Domhof sein? — Und noch einladender als sonst däuchte ihm das flackernde Kaminfeuer und das mit mehreren Lichtern erleuchtete, trauliche Gemach, in dem er Herrn von Theßmar, Gabriele und Fräulein Rénoux schon versammelt fand und das bald auch Konrad betrat, hoch erfreut über den Fuchs, den er noch auf dem Anstand geschossen.

„Hätte ich doch meine Orgel hier," sagte der Großonkel; „sie mußte repariert werden und ist nun in Gnaden-

frei — es fehlt uns an jeglichem Instrument außer dem besten, der menschlichen Stimme.“

„Die liebe Großmutter erzählte immer von ihrer Harfe, sollte die nicht noch in Domhof sein?“ frug Gabriele.

„Ach ja,“ antwortete der Großonkel, und Frau Blümel, die mit ihrem Strickstrumpf am Kamin saß, fügte hinzu: „Oben in der Rumpelkammer, neben der Rauchkammer, steht eine schöne Harfe.“

„So wollen wir sie gleich holen,“ rief Konrad und eilte mit dem Diener die Treppen hinauf, die Wirtin folgte und der Onkel rief: „Seid achtsam mit dem Lichte, vergeßt nicht, daß vierhundertjähriges Holz gut Brennholz ist.“

Nach kurzer Zeit brachte Konrad im Triumph die Harfe. Sie war schön und gut; der goldene Stimmschlüssel hing daran und mit wenig Mühe ward sie hergerichtet und gestimmt, so daß Gabriele sie versuchen und zur Begleitung des Gesanges gebrauchen konnte.

„Profane Musik paßt nicht zur Harfe — mir ist sie immer wie ein geweihtes Instrument,“ sagte sie schüchtern, „und wenn es Ihnen recht ist, lieber Onkel, sing ich unser schönes schlesisches „Reginenlied.“

Der Onkel nickte und Gabriele begann:

Regina wollt' spazieren geh'n,
Drei Röslein brechen ab;
Da kam zu ihr ein Jüngling
In einem schneeweißen Kleid.

„Ach Jüngling, schönster Jüngling mein,
Wie kommest Du hierher?
Alle Thore sind geschlossen,
Alle Mauern sind zu hoch.“

Reginenlied.



„„Mir ist kein Thor verschlossen,
Keine Mauer ist mir zu hoch!““
„So brich mir ab drei Röslein
Aus Deinem Garten doch.“

„„Ach Jungfrau, schönste Jungfrau mein,
Wie heißest Du mit Nam’?““
„Mein Name heißt Regina,
Regina heißt mein Nam’.

Ach Jüngling, schönster Jüngling mein,
Wie heißest Du mit Nam’?“
„„Mein Name der heißt JEsus,
Ja, JEsus heißt mein Nam’.““

„Und wenn Dein Name JEsus heißt,
So bist Du Gottes Sohn;
So führe mich gen Himmel
An einen sel’gen Ort.“

Er nahm sie bei ihrer schneeweißen Hand
Und führt sie mit sich fort,
Er führte sie in den Himmel
An einen sel’gen Ort.

„Ach wenn das Vater und Mutter wüßt’,
Daß ich im Himmel bin,
Sie würden mich nicht suchen
An einem fremden Ort.“

Er nahm ein Brieflein in die Hand
Und schrieb darauf die Wort:
Regina ist im Himmel
An einem sel’gen Ort!

Alle lauschten still und die melodischen Töne mit den eigentümlich sinnigen Worten, die so kindlich von der himmlischen Brautliebe erzählen, drangen tief in’s Herz. Dann, nach kurzem Abendsegen, trennte man sich zur Nacht.

Es war schon spät, auch Konrad, ermüdet von der Jagd, hatte sein Schlafgemach aufgesucht; nur Gottfried saß am Kaminfeuer bei dem alten Herrn, der diesen Abend besonders mitteilsam war. Sie hatten von Tauler und den Mystikern, dann von Bengel geredet und es nicht geachtet, wie die Zeit verging.

Da rief der alte Herr erschrocken: „Horch, was ist das?“ und auch Gottfried hörte ein dumpfes Getöne, das von oben, die Esse hinab, zu kommen schien, — als plötzlich dicke Rauchwolken durch den Kamin in die Stube drangen. Beide sprangen auf, Gottfried eilte nach der Thür, da stürzte ihm schon Frau Blümel mit dem Angstruf entgegen: „Retten, retten, es ist Feuer in der Rauchkammer ausgebrochen, — es muß schon den Fußboden durchgebrannt haben, denn aus Fräulein Gabriele's Stube kommt Rauch durch die verschlossene Thür!“ —

Mehr hörte Gottfried nicht, er flog die Treppe hinauf, „Konrad,“ rief er mit mächtiger Stimme, doch er wartete die Antwort nicht ab; während Herr von Theßmar die Treppe herauf und Fräulein Rénoux händeringend aus ihrer Stube kam, sprengte er mit starker Schulter die Thür zu Gabrielen's Zimmer und drang durch die Rauchwolken in ihr Gemach. Das Feuer hatte, langsam kohlend, nur einen Teil der Decke ergriffen und die dicken Vorhänge glimmten mehr als daß sie brannten. Das Licht, das auf dem Tisch stand, flammte dunkel durch den Rauch, und am Stuhle davor kniete, noch angekleidet, halb umgesunken, Gabriele, betäubt von dem Qualm, der sich unbemerkt und allmählich um sie verbreitet hatte. Das Feuer war nahe daran ihr Gewand zu ergreifen und ohne einen Augenblick des Besinnens umfaßte Gottfried sie mit starkem Arm und trug sie aus der brennenden Stube.

Jetzt kam Konrad zu Hilfe.

„Bringt sie in's Freie," rief Herr von Theßmar, der trotz der Gefahr seine ruhige Fassung bewahrte, „öffnet die Hausthür, aber schließt sie wieder, damit kein Zug das Feuer vermehre."

Gottfried und Konrad führten vorsichtig und behutsam seinen Befehl aus; Fräulein Rénoux folgte. Auf der Bank, vor der Hausthür, unter den Kastanien, legten sie ihre teure Bürde nieder, den Kopf in Fräulein Rénoux's Arm, die ihren Liebling mit Thränen benetzte.

Die kühle, reine Luft wirkte belebend auf das im Rauch fast erstickte Mädchen und nur wenig Minuten hatte der Nachtwind über sie hingeweht, als sie die Augen öffnete und angstvoll um sich blickte.

„Wo bin ich? Was ist geschehen? — Gottfried!" und sie griff nach seiner Hand, die er ihr wie zum Schutz reichte, „wo ist meine Charlotte?"

„Hier, mein Herzblatt, — sei nur ganz still — es ist uns ein Unfall begegnet, — aber sprich jetzt lieber nicht — Dein Herz pocht so stark und schnell."

„Ja, es pocht, als wollte es seine Kammer sprengen," sagte matt Gabriele und lehnte ihren Kopf an die treue Freundin, während sie Gottfried's Hand noch fest hielt.

„Wird es besser, Gabriele?" frug er leise und beugte sich über sie.

Sie hauchte ein „Ja," — dann ließ sie seine Hand los und schloß die Augen.

„Ueberlassen Sie mir mein Kind, völlige Ruhe ist das Beste," sagte Fräulein Rénoux. Gottfried stand einen Augenblick unschlüssig, dann eilte er Konrad nach in das brennende Haus.

Das Feuer ward gelöscht, ohne das Schloß, mit Ausnahme des einen Dachgiebels, zu beschädigen. Der Morgen dämmerte herauf und das Frührot verbreitete sich über den Himmel, als Gottfried und Konrad reisefertig auf der Brücke standen und von dem gütigen Großonkel Abschied nahmen.

Sie mußten eilen, die Post zu erreichen, die nur zweimal wöchentlich von Berlin kam; der Onkel wollte sie bis zur Stadt schicken und seine Schimmel stampften ungeduldig vor der Thür. Nur wenige Minuten noch traten sie in das Gärtnerhaus, wo Gabriele auf dem Bett der Gärtnersfrau ruhte, und hörten von Fräulein Rénoux, daß sie in sanftem Schlummer liege. Fräulein Rénoux nahm mit Thränen von ihnen Abschied, Frau Blümel's Hände zitterten, die ganze Dienerschaft hatte die Augen feucht und blickte bewundernd auf ihren tapfern jungen Herrn und seinen mutigen Freund, wohl wissend, wie viel sie zur Rettung des Schlosses gethan, — Herr von Theßmar küßte beide und legte seine Hände segnend auf ihr Haupt — aber an Gabriele konnten sie nur einen Gruß bestellen.

Zwölftes Kapitel.

Im Postwagen und wieder im alten Schloß.

Gottfried und Konrad hatten längst die drei Meilen von Domhof entfernte Stadt erreicht und standen wartend vor der Thür des Posthauses, als nach mehrstündiger

Verspätung die Berliner Post in Begleitung von zwei Beiwagen über das Pflaster rollte. Wer beschreibt ihre Freude, als sie Oswald unter den Passagieren erblickten! Konrad fiel ihm stürmisch um den Hals und Gottfried schüttelte mächtig seine Hand. „Ich komme von Berlin," sagte Oswald erläuternd, „und will über Breslau nach Hause reisen. Aber wie geht es Euch? Und wie in Domhof? Ihr kommt doch von dort?"

„Wir kommen von Domhof, doch die Frage wie es dort geht, ist nicht so schnell beantwortet," entgegnete Konrad, und nun schilderte er in lebendigen Farben die eben durchlebte Nacht.

Oswald war tief ergriffen. Er schlug vor, der Post, während des Pferdewechsels, ein Stück voraus zu gehen. Bald hatten sie das Städtchen hinter sich und wanderten langsam durch den sandigen Kiefernwald.

„Wie sieht es in Berlin aus?" frug Gottfried, nachdem sie lange still nebeneinander gegangen waren, „was gibt es für Kunde von der großen Armee?"

„In Berlin sieht es traurig aus," entgegnete Oswald; „die Franzosen hausen dort, als wär's ihr Eigentum, selbst Spandau ist von ihnen besetzt. Der König lebt in Potsdam wie ein Gefangener; zuweilen erscheint er in Berlin, unter seinen wenigen Soldaten. Seine besten Freunde hat er entlassen müssen, Gneisenau ist in England, Stein soll in Rußland sein — über Hardenberg's kluge Pläne herrscht tiefes Schweigen."

„Neulich sagte der Onkel," fiel Konrad ein, „daß es nur eines Handstreiches der Magdeburger und Stettiner französischen Besatzung bedürfe, um auch die Weichselübergänge in die Gewalt zu bekommen?"

„Vielleicht auch nur eines Handstreiches, um sich der Person des Königs zu bemächtigen," sprach Oswald ernst, „seine Wagen sollen reisefertig im Schloßhof stehen."

„Und was hörtest Du von der Armee?" —

„Unsere Truppen, unsere preußische Brigade, unter dem eisenfesten General York soll sich brillant geschlagen haben und die beste Manneszucht aufweisen, auch sich streng von der übrigen Armee geschieden halten. Sie steht noch in Kurland und behauptet es. — Vom Innern Rußlands kommen wunderbare Gerüchte. Das Volk der Russen soll, in heiligem Zorn entbrannt, fanatisch aufgeregt, im Kampf für seine Heiligtümer bereit sein, alles zu wagen. — Napoleon soll auf Moskau zu marschieren — Niemand weiß, was geschehen wird — doch glaubt man, die Russen stürzen sich eher in's eigene Schwert, als daß sie diese ihre heilige Stadt übergeben."

„Was sagen die Franzosen in Berlin?" frug noch einmal Gottfried.

„Sie sind siegesgewiß und siegestrunken wie ihr Kaiser — doch ihr Gesandter, St. Marsan, muß ein edler Mann sein; die Kameraden in Potsdam erzählten, er ehre und liebe unseren König aufrichtig und sei von tiefster Bewunderung für ihn erfüllt."

Jetzt hatte die Post sie eingeholt. Im letzten Beiwagen, wo sie vorher schon Plätze belegt hatten, saßen sie, zu ihrer Freude, allein. Der hohe Wagen schwankte langsam durch die Sandwege, die Sonne stand schon tief am Himmel, dunkle Wolken türmten sich im Süden und es fielen einzelne dicke Tropfen. Bald war Gottfried, dessen Augen sich in der vergangenen Nacht nicht geschlossen hatten, fest eingeschlafen.

Oswald zog seines Bruders Kopf an seine Brust, „so wirst Du besser ruhen können," sagte er liebreich und legte den Arm um ihn. — Schon hatten Konrad's Augenlider sich gesenkt, als Oswald flüsternd zu ihm sagte: „Konrad, weißt Du nicht, ob Gabriele mich lieb hat?"

„Gabriele Dich lieb? Gewiß sehr lieb," und er blickte erstaunt und lächelnd auf den Bruder. Dieser schwieg; dann aber frug er noch einmal, schnell und fast heftig:

„Glaubst Du nicht, daß sie den Schläfer hier uns gegenüber, der eben das Glück hatte ihr teures Leben zu retten, mehr liebt als uns alle?"

„Sie hat Marianne sehr lieb," entgegnete der Knabe, „Marianne ist ein herrliches Mädchen, ist ihre beste Freundin und Gottfried ihr Bruder!" —

Jetzt war's an Oswald zu lächeln. „Gewiß ist Marianne ein herrliches Mädchen, aber ist Gottfried nicht wert um seiner selbst willen geliebt zu werden?"

„O ja, und von ganzem Herzen! Nächst Dir habe ich keinen lieber als ihn — aber"

— „Aber?" — „Warum sollte deshalb Gabriele ihn lieben?"

„Weil sie ihn von Kindheit an gern mochte, sich von ihm am besten zureden ließ, wenn sie heftig, und trösten, wenn sie traurig war, und weil Gottfried ein Jüngling ist, dem die Herzen ungesucht zufliegen."

Konrad besann sich eine Weile, dann sagte er leise: „Du magst doch recht haben, Oswald. Vor vierzehn Tagen, als Du ihr durch Gustav die schönen Rosen schicktest, hat sie sich schrecklich gefreut, sie gleich eingefrischt und immer auf ihrem Fenstertisch gehabt; als sie aber verwelkt waren, ließ sie das Mädchen die Rosen fortnehmen,

ohne auch nur ein Blatt davon zu behalten — und — eine Wasserrose, die ihr Gottfried vor langer Zeit aus der Weide holte, die sah ich sorgsam getrocknet in ihrem Gebetbuch liegen."

Oswald schwieg. Er zog Konrad's Kopf fester an sich und bald schlummerte der Knabe süß und friedlich an des Bruders Brust, ohne zu ahnen, wie stürmisch ein heißes Herz darunter pochte.

Gottfried erwachte zuerst; es war völlig Nacht; in der Ferne sah man die Lichter der alten Piastenstadt; der Mond warf einen hellen Schein auf die beiden Schläfer, denn auch Oswald hatte endlich der Schlummer übermannt. „Wie schön muß es sein so zu ruhen!" dachte Gottfried.

Konrad aber erinnerte sich oft im spätern Leben mit Wehmut jenes süßen Schlafs an seines Bruders Brust.

Justin blieb doch länger als er gedacht in Kunitz, Domhof so nahe, das war eine Freude für ihn und ein Trost für Gabriele. Denn nach jener Feuersbrunst war ihr bis dahin nur keimendes Herzleiden zur ernsten Krankheit geworden. Lange mußte sie ganz still liegen und durfte auch dann das Zimmer nicht verlassen. Justin kam fast täglich, der Großonkel saß manches Stündchen bei ihr und Fräulein Rénoux pflegte sie mit aufopfernder Treue.

Dennoch hegte sie ein heimliches Sehnen und dieses Sehnen wurde erst gestillt, als Marianne, dringend eingeladen von Herrn von Theßmar, innig gebeten von Gabriele, abgeholt von der guten Frau Blümel, bei November-Sturm und Regen in Domhof ankam.

Einige Tage später saßen die Freundinnen eifrig plaudernd, Gabriele in des Onkels hohem Lehnstuhl auf dem Tritt der tiefen Fensternische, in Gabrielen's Zimmer und schauten über die Terrassen in einen Teil des Hofes und über den Wasserspiegel nach der hochgelegenen Kapelle hin. Es war eben 12 Uhr und vom Turme klang die Mittagsglocke.

„Wie habe ich doch das Läuten so gern," sagte Gabriele und legte ihre Hand in Mariannens, die an ihrem Stuhl lehnte und liebreich auf sie niederblickte, „die Betglocke, die uns mahnt an die Gemeinschaft mit dem HErrn und Seinen Heiligen."

„Ja, das Läuten ist eine schöne Sitte," antwortete Marianne, „aber weißt Du, eigentlich sollten wir des Glockenrufs als Mahnung zum Gebet nicht bedürfen, es sollte uns wie von selbst aus dem Herzen quellen."

„Wohl, wohl," entgegnete Gabriele; „wir sollen ohne Aufhören beten; aber wir schwache Menschen bedürfen der Erinnerung; auch unsere Augen und Ohren sind Thüren, durch die unser inneres Leben beeinflußt wird."

Marianne schwieg und Gabriele fuhr lebhaft fort: „Ich könnte z. B. im Gottesdienst die Symbole nicht entbehren. Das Weihwasser beim Eintritt, das Kreuzeszeichen beim Gebet, die Weihrauchwolke, die emporsteigt, vor allem die Lampe im Heiligtum; alles spricht eine vertraute Sprache zu mir, die meine Andacht, meine Freude, meine Liebe zum HErrn vermehrt. — Freilich tragen wir auch unsere inneren Empfindungen auf die äußeren Dinge über. — Ich mußte eben daran denken, wie verschieden die Glocken klingen können: jetzt so friedlich und schön durch die stille sonnige Luft — vor einigen Tagen, als man im strömenden Regen den Sarg des

kleinen Schäferjungen vorbei trug, so traurig und ernst! — O, Marianne, es ist wohl unrecht? Aber ich mag Grabgeläute nicht gern."

„Unrecht?" wiederholte Marianne, „unrecht möchte ich es nicht nennen, denn es ist ja so unbeschreiblich traurig, wenn der Leib des Menschen, des Menschen, der nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, in die Erde gesenkt wird, daß er wieder zu Staub werde, davon er genommen ward! — Ach, wie geht's einem da durch die Seele, daß der Tod der Sünde Sold ist — aber Gabriele," — und sie blickte freudig auf: „die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo JEsu unserm HErrn. — Als unser geliebter Vater fühlte, daß es zu Ende ging," fuhr sie bewegt fort, „da hat er die Worte so oft wiederholt: „Tod wo ist dein Stachel? Hölle wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch JEsum Christum unsern HErrn;" und dann wie es im Psalm geschrieben steht: „Ich liege und schlafe und erwache, denn der HErr hält mich." — O, dies glorreiche Erwachen nach dem Bilde des HErrn! Da wird wahrhaftig am „Morgen das Jauchzen einkehren" und „das Weinen am Abend" vorüber sein." —

„Du erinnerst mich an unser schönes Lesen im Tertullian, als Dein Bruder hier war," sagte Gabriele, „hat er Dir nicht davon erzählt?"

„Gewiß, das hat er und viele kostbaren Stellen uns mitgeteilt, die in seinem Notizbuch oder in seinem Gedächtnis verzeichnet standen."

„Ich gedenke eben der einen," fuhr Gabriele fort: „Die Erde stellt in reicherer und schönerer Weise zurück, was sie vernichtet hat, mit wirklichem Wucherzins nach dem Untergang, mit Gewinn nach dem Verlust. Alles

nimmt ein Ende, daß es wird, nichts geht unter als zum Heil."

„O ich weiß, welche Stelle Du meinst, es ist die, in welcher Tertullian den Wechsel in der Natur als ein Zeugnis für die Auferstehung anführt und sagt: Gott habe die Auferstehung schon in der Natur gelehrt, ehe Er sie uns durch die Schrift offenbarte, gleichsam „mit Seiner Macht früher als mit Seinem Wort."

Und Gabriele sprach: „Er sagt, Gott habe uns die Natur als Lehrerin vorausgeschickt, damit wir desto besser der Weissagung glauben könnten und nicht zweifeln, daß Er, den wir als Wiederbringer aller Dinge kennen, auch der Auferwecker des Fleisches sei, wie er schreibt: „Wenn nun für den Leib des Menschen dies alles wieder aufersteht, was sollte man dazu sagen, wenn er, um deswillen und für dessen Nutzen nichts vergeht, selbst gänzlich zu Grunde ginge."

„Er hält das Wunder der Auferstehung für fast noch größer als das der Schöpfung," stimmte Marianne bei, „ich entsinne mich, wie Gottfried die Worte anführte: Restitutionem carnis faciliorem credas institutione."

„Ich möchte jetzt vorzugsweise solche Stärkung des Glaubens einsammeln," sagte Gabriele nach einer Pause, „denn ich werde sie vielleicht bald recht nötig brauchen."

„Aber Gott kann Dich doch wieder gesund machen," erwiderte Marianne und schaute ihr liebreich sorgend in die Augen, „es ist Ihm ein Leichtes, wenn Er will!"

„Wenn Er will! Wenn Er aber nicht will?"

„So müßte es auch das Beste sein," antwortete Marianne fest, obwohl ihr die Thränen in die Augen kamen.

„Gewiß das Beste! Aber, Marianne, es ist nicht so leicht, Gottes Willen zu lieben, nicht so leicht, mit Freuden Gottes Wege zu gehen. Du glaubst nicht, wie ungeduldig ich oft in diesen Wochen war, wie viel Mühe Gott mit mir hat, um mein Herz stille zu machen. Als ich gesund war, dachte ich's mir schön, der Welt zu entsagen und zu meinen lieben Ursulinerinen zu gehen — nur daß die gute Tante entschieden dagegen war, hielt mich zurück — und jetzt? — Die Welt scheint mir so schön, das Leben so reich und die Stille, in die mich Gott gesetzt hat, will mir nicht gefallen!"

„Ich denke es mir auch leichter: Schweres zu thun, als zu leiden," entgegnete Marianne, „und doch sagt die liebe Mutter, wenn wir das Haupt nicht völlig beugen lernten unter den Willen des HErrn, könnten wir es auch nicht getrost erheben."

„Mit Justin sprach ich öfter davon," fuhr Gabriele fort, „daß es leichter scheint, sich selbst Entsagungen und Opfer aufzulegen, als fröhlich in die zu willigen, die Gott von uns fordert. Justin betonte es, daß es nicht nur einen handelnden, sondern auch einen leidenden Gehorsam gäbe und las mir dabei Vieles aus Heinrich Suso's Leben vor. Es ist sehr beweglich, wie Suso erzählt, daß er sich oft selbst gezüchtigt, dann aber eine Vision gehabt habe, in welcher Gott zu ihm sprach: Bisher züchtigtest Du Dich nach eigenem Gefallen und hieltest inne, wenn es Dir zu wehe that, nun aber will Ich Dich in meine Schule nehmen und auserwählt machen im Ofen des Elends. — Und dann begann erst recht seine schwere Prüfungszeit."

Doch Marianne erwiderte: „Bei dem allen bleibt es unser größter Trost, zu wissen, daß denen, die Gott lieben,

alle Dinge zum Besten dienen müssen und daß der HErr immer Gedanken des Friedens und nicht des Leides mit uns hat. Lavater sagt einmal; „Wie Dein Leiden sich mehrt, so mehrt sich die Kraft es zu tragen.“ Und ein andermal: „Der hat viel gelernt, der auf Gott still horchen gelernt hat.“

„Du bist eine liebe Trösterin!“ und Gabriele schlang ihre Arme um der Freundin Hals, „wie dank’ ich es Deiner Mutter, daß sie Dich mir gönnt, aber wie sehr mag sie Dich entbehren — und wie sehr auch Dein Bruder Dich vermissen!“

„Er freut sich, daß ich bei Dir bin.“

Gabriele schwieg und beide schauten hinaus, wo die Sonne so hell auf dem Wasser blinkte. Da sahen sie zwei Pferde über den Hof führen. — „Oswald’s schöner Eisenschimmel,“ rief Gabriele, „und der Goldfuchs, der in Rothendorf gezogen ist, wie gut ich sie kenne! Und sieh’, Marianne, da ist Gustav, Oswalds Bursche.“

Gustav grüßte hinauf mit seinem freundlichsten Gesicht; er führte die Pferde auf und ab, sie waren warm geritten, sahen aber noch sehr mutig aus und trugen schönes Zaum- und Sattelzeug; Gabriele und Marianne nickten wieder. Jetzt kam Fräulein Rénoux, um zu erzählen, daß Oswald beim Onkel sei, und bald trat er selbst herein. Seine Wangen waren gerötet vom scharfen Ritt und seine Augen hatten einen besonders warmen Glanz. Doch ein Schatten flog darüber, als er gewahrte, wie leidend Gabriele sei.

„Du wunderst Dich, mich so wenig lobenswert zu finden,“ sagte sie, ihm herzlich die Hand reichend, „aber ich mache wirklich Fortschritte und wenn es so schön wie

heute bleibt und der sonnige „Alte-Weiber-Sommer“ kommt, hoffe ich bald ins Freie zu können.“

Oswald suchte vergeblich nach einer scherzenden Antwort; sein ausdrucksvolles, lebendiges Gesicht, das immer der Spiegel seines Herzens war, sagte mehr als Worte, was er empfand. — Doch allmählich gewann er seine Fassung wieder und als am Nachmittage Gabriele in den Saal hinüber kam, fand er mehr und mehr den alten Ton herzlicher Fröhlichkeit und unterhielt Gabriele, den Großonkel und alle aufs Beste.

Am andern Morgen nach dem Frühstück — der Großonkel hatte Marianne gebeten, ihn in die Schule zu begleiten, wo des guten Lehrers Frau schon lange krank lag — Frau Blümel schaffte im Hause herum — saßen Oswald und Gabriele am Kamin. Sie plauderten von früheren Tagen und von Rothendorf. Gabriele, die in Decken gehüllt war, fand es am flackernden Feuer sehr behaglich und merkte nicht, daß Oswald immer stiller wurde, auch nicht, daß er Fräulein Rénoux, die wieder und wieder im Zimmer zu ordnen fand, fragend ansah. — Endlich sagte er, wie mit schnellem Entschluß: „Gabriele, würde es Dich angreifen, einige Worte mit mir allein zu sprechen?“

Gabriele schüttelte errötend den Kopf und Fräulein Rénoux verließ sogleich den Saal.

Als sie eine halbe Stunde später, zaghaft und um ihren Pflegling besorgt, zurückkehrte, wandte Oswald sich dem Fenster zu, um seine Thränen zu verbergen, und Gabrielens flossen reichlich hernieder, aber von der Unterredung der Beiden hat kein Dritter je ein Wort erfahren.

Wenige Stunden später ritt Oswald nach Rothendorf zurück. Er kam an Gabrielens Fenster vorbei und grüßte

hinauf, aber es lag wie Trauer über seinem Gesicht, sein Pferd bäumte nicht mutig wie am Tage zuvor und der treue Gustav saß auf dem Goldfuchs mit gesenktem Kopf. Es lag auch kein Sonnenschein über dem Lande, sondern trübe Wolken hingen schwer herab und bald hüllte ein dicker Herbstnebel die Reiter ein und das alte Schloß.

Dreizehntes Kapitel.

Durchs gold'ne Thor.

Eine dringende Einladung des alten Herrn von Theßmar und inständige Bitten Gabrielens hatten Frau Ohnhausen zu dem Versprechen vermocht, ihre Tochter selbst abzuholen und mit Beginn der Weihnachtsferien nach Domhof zu kommen. Gottfried mußte sie begleiten, das unterlag keinem Zweifel; wie hätte sie auch allein die Reise machen sollen?

So verließen denn beide Breslau am selben Tage wie Konrad, der mit seinen Eltern zum Fest nach Herrnau ging, und fuhren in des Onkels alter Kalesche den Bergen zu.

Das Frostwetter war spät, aber nun mit Macht gekommen; die ganze Natur lag erstarrt, die Sonnenstrahlen schienen ihre Gewalt über die Erde verloren zu haben und wo sonst die Räder der Wagen und Hufe der Pferde sich lautlos im Sande bewegten, rollten und trabten sie jetzt wie auf hartem Pflaster dahin.

„Frierst Du nicht, Mütterchen?" frug Gottfried, als sie gegen Abend das Ziel ihrer Reise fast erreicht hatten, und deckte sorglich die große Wildschur, die zu ihrer Abholung mitgekommen war, über die Mutter.

„Nein, mir ist ganz warm, aber ich schäme mich, es so gut zu haben, wenn ich an das Elend denke, in dem so viele Tausende schmachten!“

„Es muß furchtbar sein,“ sagte Gottfried ernst, „ein erschütterndes Strafgericht, mit dem der HErr den Uebermütigen und sein Heer geschlagen hat! — Sahst Du gestern die Jammergestalten auf dem Ring und in der Ohlauerstraße. Einige waren taub vor Kälte, abgemagert, fast unbekleidet, — das Herz thut einem weh, sie zu sehen! Auch die drei, die ich Dir neulich in die Küche brachte, wie waren sie verhungert!“

„Sie verschlangen mit den Augen die warme Suppe, ehe sie noch auf ihren Lippen war.“

„Was müssen sie gelitten haben! Ich traf vor einigen Tagen beim guten Doktor Cornelius einige andere Soldaten, die gespeist wurden. Es waren Württemberger, und als sie sich durchwärmt und gesättigt hatten, fingen sie an zu erzählen. O, dieser Brand von Moskau, dieser Uebergang über die Beresina, dieser Zug durch die öden, von allem entleerten Schneefelder — ich möchte nicht wiederholen, was sie sagten! Und der Kaiser, teilt er vielleicht die Not seiner armen Soldaten? Er soll am 12. Dezember, in Pelze gehüllt, auf flinkem Schlitten durch Glogau geeilt sein — wie mir Oswald gestern aus Herrnau schrieb!“

Jetzt bogen sie in ein freundliches Dorf.

„Ist das nicht Lonitz, der letzte Ort vor Domhof?“ frug die Mutter.

„Ja, das letzte Dorf, was schon Herrn von Theßmar gehört und dort kannst Du den Domhofer Kirchturm sehen.“

Beide fuhren still weiter. Der Mutter Herz pochte in heller Freude dem Wiedersehen mit der geliebten Tochter

und auch mit Gabriele entgegen und doch bangte es für den Sohn!

War es nicht zu viel gewagt, daß er Gabriele wiedersah? Ging es nicht doch über die Kraft seines mutigen Herzens? Aber er hatte sie so ganz zu beruhigen gewußt — und auch jetzt, wenn sie in sein Gesicht schaute, das die Abendröte hell beleuchtete, wie ruhig war sein Ausdruck, wie fest und klar sein Blick, — nein, sie konnte die Sorge bannen und der Freude sich hingeben!

Die Dämmerung war schon vorgerückt, als sie in Domhof ankamen. Auf dem Hofe war es still, nur vom Eichwald klang der heisere Ruf der heimkehrenden Krähen; die großen Kastanien streckten ihre dürren Äste bis an die Fenster des Schlosses und klappten im Winde an die hart gefrorenen Scheiben, aber drinnen erwartete sie ein warmes Willkommen. Marianne eilte ihnen im Hausflur jubelnd entgegen, dann kamen Fräulein Rénoux und Frau Blümel sie herzlich zu begrüßen; oben im Saal, der jetzt im Winter das Wohnzimmer war, wurden sie vom Hausherrn aufs Beste willkommen geheißen und bald kam auch Gabriele aus dem anstoßenden Kabinett, schlang ihre Arme zärtlich um Frau Ohnhausen, reichte Gottfried die Hand und blickte ihn mit ihren schönen Rehaugen dankbar an. Hatten sie doch einander nicht wiedergesehen seit der Feuersnacht, wo Gottfried sie aus dem brennenden Zimmer trug.

„Was ist das für eine gewaltige Schrift, die der HErr uns zu lesen gibt in den Ereignissen dieser letzten Wochen," sagte der alte Herr von Theßmar, als sich alle am flackernden Kamin, das einen ganzen Eichbaum zu verzehren schien, traulich niedergelassen hatten.

„Er hat den Weg des Gottlosen verkehrt, wie es in den Psalmen geschrieben steht und gewendet die Gedanken

der Völker. Er hat es gezeigt: einem Könige hilft nicht seine große Macht, und Hochmut kommt vor dem Fall." „Wie steht es in Breslau?" fuhr er zu Gottfried gewendet fort, „regt sich nicht, zumal unter der Jugend, ein frischer Mut?"

„O ja, ein neues Leben scheint durch alle Schichten zu pulsieren. Schon sind die Reserven einberufen und Niemand frägt: warum? Es wird kaum gezweifelt, wem die Rüstungen gelten. Auch Blücher soll seit kurzem verborgen in Breslau wohnen. Unter meinen Freunden heißt es: jetzt oder nie! Und doch, — was können wir thun ohne den König? So lange er schweigt, müssen auch wir die Hand auf den Mund legen."

„Habt nur Geduld," erwiderte der alte Herr, „und glaubt mirs, unser HErrgott thut Seine Werke nicht zur Hälfte. Ihr werdet noch große Dinge erleben, wenn Ihr die Zeit erwarten könnt."

„Es mag sein," fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „daß die in der Offenbarung JEsu Christi geweissagten Dinge sich noch umfassender erfüllen werden; aber eine vorbedeutende Erfüllung haben sie schon in den letzten Jahrzehnten gefunden.

Ist nicht die französische Revolution mit ihren Greueln, mit ihrem Zorn gegen alles was hoch ist auf Erden, mit ihrem Sturz des ältesten Thrones der Christenheit, mit ihrer Schändung des Heiligtums, mit ihrem in Strömen vergossenen Blute ein Vorspiel der Zeit gewesen, von der es in der Offenbarung heißt: Das Meer und die Wasserwogen werden brausen, die Sterne werden vom Himmel fallen, die Sonne wird schwarz werden wie ein härener Sack und der Mond wie Blut? Als dann Napoleon kam und die ermüdeten Rasenden bändigte und sie zähmte unter seine

eiserne Hand, als er sein Zepter ausbreitete, siegend von Land zu Land, nicht im Aufblick zum HErrn, sondern in eigener Kraft, war er da nicht ein Vorbild des Antichristen, war er nicht eine Zuchtrute, mit der Gott die Völker schlug und uns alle heimsuchte, um unsrer Sünde willen? Wenn nun unser Volk sich in den Jahren der Not mehr und mehr zu Gott gewendet hat, wenn es Buße thut und sich mit seinem Könige in kindlichem Vertrauen zum HErrn wendet — wird Er da nicht die Zuchtrute wieder zerbrechen? Und wird Er nicht das Morgenrot eines neuen Tages über unser Land kommen lassen? Eines Tags, darin die Herzen der Menschen hell werden in neuem Glauben, Hoffen und Lieben, eines Tags der Freiheit und des Friedens, der auch ein Vorschmack sein kann, jenes herrlichen Tags, da Christus der HErr Sein Friedensreich aufrichten und Sein befreites Volk beherrschen wird in Recht und Gerechtigkeit?"

„Wenn der HErr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden," sagte Frau Ohnhausen bewegt. „Alle andere Befreiung kann doch nur ein schwaches Abbild sein jener herrlichen Erlösung von den Banden der Sünde und des Todes!"

„Wie's in dem Liede heißt," sprach Marianne: „wenn der Tag anbrechen wird, dem kein Tag zu gleichen."

„O lassen Sie uns das Lied singen, Onkel," bat Gabriele, „es paßt so schön für die späte Abendstunde."

Der Onkel nickte und bald klang es melodisch durch den Saal:

„Der Tag ist hin,
Mein Geist und Sinn
Sehnt sich nach jenem Tage,
Der uns völlig machen wird
Frei von aller Plage.

Die Nacht ist da:
Sei Du mir nah,
JEsu, mit hellen Kerzen;
Treib der Sünden Dunkelheit
Weg aus meinem Herzen.

Was sich geregt
Und vor bewegt,
Ruht jetzt von seinen Werken;
Laß mich, HErr, in stiller Ruh
Dein Werk in mir merken.

Wann aber soll
Der Wechsel wohl
Der Tag und Nächte weichen?
Wann der Tag anbrechen wird,
Dem kein Tag zu gleichen.

Alsdann wird nicht
Der Sonnen Licht
Jerusalem verlieren;
Denn das Lamm ist selbst das Licht,
Das die Stadt wird zieren."

Der Freundes-Kreis blieb nun die noch übrige Advents-zeit still zusammen. Justin kam öfters herüber. Manch wichtiges Gespräch wurde gepflogen, manch schönes Lied erklang. Marianne konnte sich nicht genug freuen, daß sie bei ihrer geliebten Gabriele bleiben und dazu noch Mutter und Bruder in Domhof haben konnte. Gabriele, obwohl noch viel Schonung bedürfend, kam doch wieder mehr ins Wohnzimmer hinüber und wenn sie im an-stoßenden kleinen Kabinett sich ausruhen mußte, saßen Marianne und Gottfried bei ihr, harmlos plaudernd oder in ernste Unterredungen vertieft.

Ein besonderes Vergnügen aber war es ihnen, des treuen Claudius Weihnachtskantilene zur Ueberraschung für den Großonkel einzuüben, wobei nicht nur Justin und Fräulein Rénoux, sondern auch der Schullehrer und seine Kinder sie hilfreich unterstützten.

Lange hatte kein Tannenbaum gebrannt im alten Schlosse; — mit wehmütigem Lächeln blickte der Großonkel auf die hellen Weihnachtslichter.

Da klang es hinter den grünen Zweigen im leisen Chor:

„Euch ist heute der Heiland geboren,
Welcher ist Christus der HErr!"

und Marianne mit ihrer klangreichen Stimme fuhr fort:

„Maria war zu Bethlehem,
Wo sie sich schätzen lassen wollte;
Da kam die Zeit, daß sie gebären sollte,
Und sie gebar Ihn!
Und als sie Ihn geboren hatte
Und sah den Knaben nackt und bloß,
Fühlt sie sich selig, fühlt sich groß
Und nahm voll Demut Ihn auf ihren Schoß
Und freute sich in ihrem Herzen sein,
Berührt den Knaben zart und klein,
Mit Zittern und mit Benedein,
Und wickelt Ihn in Windeln ein
Und bettete Ihn sanft in eine Krippe hin,
Sonst war kein Raum für Ihn."

Dann sangen alle zusammen:

„Den aller Weltkreis nie beschloß,
Der lieget in Mariens Schoß,
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein. Kyrieleis.

Darauf wieder eine einzelne Stimme, ein wohlklingender Tenor (es war Gottfrieds):

„Vor Gott geht's göttlich her,
Und nicht nach Stand und Würden.
Heroden läßt Er leer
Mit seinem ganzen Heer;
Und Hirten auf dem Felde bei den Hürden
Erwählet Er."

Recitativ (von Justin gesungen):

„Sie saßen da und hüteten im Dunkeln ihre Herde,
Mit unbefang'nem, frohen Sinn;
Da stand vor ihnen an der Erde
Ein Engel Gottes und trat zu ihnen hin,
Und sie umleuchtete des HErrn Klarheit,
Und er sagte ihnen sel'ge Wahrheit."

1. Chor:

„Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort."

2. Chor:

„Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns."

Alle zusammen:

„Ein Kindlein so löbelich
Ist uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich,
Zu Trost uns armen Leuten,
Wär' uns das Kindlein nicht geboren,
So wär'n wir allzumal verloren,
Das Heil ist unser aller."

Recitativ (von Marianne gesungen):

„Die Väter hofften auf Ihn mit Thränen und mit Fleh'n
Und sehnten sich den Tag des HErrn zu seh'n
Und sahen ihn nicht.
Was Gott bereitete
Und von der Welt her heimlich und verborgen war,
Ward in der Zeiten Fülle offenbar.

Und in der Krippe lag zu ihrer großen Freude
In seinem Windelkleide,
Auf Grummet von der Weide
Der Knabe wunderschön."

Chor.

„Lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt."

Recitativ (Justin):

„Die Weisen fielen vor Ihm nieder,
Und gaben ihre Schätze gern,
Und gaben Weihrauch, Gold und Myrrhen.
Sie sahen Seinen Stern
Und kannten ihren Heiland, ihren HErrn,
Und ließen sich das Heu und Stroh nicht irren."

Choral (von allen gesungen):

„Er ist auf Erden kommen arm,
Daß Er unser sich erbarm
Und in dem Himmel mache reich
Und Seinen lieben Engeln gleich.
Kyrieeleis."

Ergreifend und zart sang Gottfried das Affetuoso:

„Da liegt und schlummert Er,
Die Äuglein zugethan,
— O Du Barmherziger! —
Komm Alles um Ihn her
Und dien' und bet' Ihn an."

Und herzbewegend klang der Choral:

„Willkommen in dem Jammerthal,
O bis willkommen tausendmal,
Viel tausendmal gesegnet!
Du teures, liebes, holdes Kind,
Es weht bei uns ein kalter Wind
Und schneiet hier und regnet.
Wir gingen trostlos und verzagt,
Im fremden Lande viel geplagt,
Gefangen alle auf den Tod;

Da kommst Du zu uns in der Not,
Zu bringen uns
Heim zu des Vaters Haus und Herd,
Wir sind's nicht wert, wir sind's nicht wert."

Darauf Marianne:

„Holdseliger, gebenedeiter Knabe!
Ich lieb' und bete an.
Du weißt, daß ich nichts habe
Und Dir nichts geben kann,
Ich lieb' und bete an."

und Marianne mit Gottfried:

„Ich zitt're HErr und glaube
Vor Deinem Angesicht,
Und danke Dir im Staube,
Verschmäh' mich nicht!"

Darauf sangen die Kantorkinder mit feinen, dünnen Stimmchen:

„Wir wollen Seine Krippe schmücken
Und bei Ihm bleiben die ganze Nacht,
Die Hände Ihm küssen und drücken,
Er hat so treu an uns gedacht."

und Fräulein Rénoux, Frau Blümel, der Schulmeister und Justin fielen ein:

„Und wir mit Euch Ihn grüßen
Und mit Euch Tag und Nacht
Die Hände und Füße Ihm küssen,
Er hat uns selig gemacht."

Zuletzt setzte sich der Lehrer an des Großonkels Handorgel, die wieder da und wohl restauriert war, zog die Register und mit jubelnder Stimme sangen alle dazu:

„Du bist würdig zu nehmen Lob und Preis und Dank und Kraft und Macht und Ehre und Herrlichkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Darauf klang wie ein zartes Echo von Gabrielens sanfter Stimme, mit Harfenbegleitung, der Schlußvers:

„Dem Menschen dünkt es wunderbar,
Und mag es nicht verstehen;
Doch ist's wahrhaftig wahr!
Und selig sind die Augen, die Ihn seh'n!"

Mehr hatte sie ihren Kräften nicht zumuten dürfen und bis dahin mit dem Großonkel und Frau Ohnhausen den Zuhörerkreis gebildet.

Der alte Herr von Theßmar war tief bewegt und herzlich drückte er den Sängern die Hand, während Frau Ohnhausen ihre Kinder und Gabriele küßte und aller Herzen voll Christfreude und Weihnachtsfrieden waren.

Die Festtage zogen vorüber und das Jahr 1812 kam ans Ende. Ein neues Jahr zog am Horizont herauf und tausend Lippen frugen: was wird es bringen? und tausend Augen blickten hoffend empor und tausend Hände sehnten sich das Schwert zu nehmen und tausend Herzen flehten zu Gott um Rettung!

Auch der kleine Kreis im alten Schloß hatte das thränenreiche Jahr mit Gebet beschlossen und das neue hoffend und betend begrüßt.

Jetzt war schon seine erste Woche dahin und Frau Ohnhausen mußte an die Heimreise denken; aber noch sollte sie auf ihren Pflegling Konrad warten, der mit seinen Eltern von Herrnau kommend in Domhof vorsprechen wollte, und sie wartete gern. — Marianne und Gabriele waren glücklich, einander noch länger zu haben, während Gottfried manch' schöne Stunde mit dem Großonkel saß und manch' schönen Weg nach Kunitz machte,

wo er bei Justin und Pfarrer Wittig immer willkommen war. Der hartgefrorene Bach verschaffte dem geübten Schlittschuhläufer gute Gelegenheit zu kräftiger Bewegung und oft schon war er mit Marianne im Stuhlschlitten dahingesaust. Eben, am sonnigen Nachmittage, rüstete er sich wieder zur Schlittschuhfahrt, als Gabriele ins Zimmer kam. „Könnte ich doch auch einmal fahren," sagte sie sehnsüchtig, mit einem Blick auf Gottfrieds Schlittschuhe, die er schon in der Hand hielt.

„Das geht gewiß," erwiderte er schnell, „ich werde Sie gern so rasch oder so langsam fahren, wie Sie wollen."

„Es wird Dir zu anstrengend sein, bis zum Bach zu gehen," mahnte Fräulein Rénoux.

„Aber, liebstes Charlottchen, wenn ich das nicht einmal könnte," fiel Gabriele lebhaft ein; doch schnell fügte sie hinzu: „Du magst wohl recht haben, verzeihe meine alte Ungeduld."

„Ich kann nicht denken, daß Ihnen dies schaden könnte," sagte Gottfried, „die Luft ist schön, Sie können ganz still sitzen und, wenn Sie wollen, hole ich den Rollstuhl aus der Remise und fahre Sie zum Teich."

„Nein, nein, das macht zu viel Mühe; wenn ich bis dahin nicht gehen kann, bleibe ich hier," sagte Gabriele bestimmt.

Doch Fräulein Rénoux wollte ihren Liebling nicht kränken, sie fand jetzt auch die Luft besonders rein und schön, holte Hüllen und Decken herbei und bald saß Gabriele im weißlackierten Stuhlschlitten, — während Fräulein Rénoux, der Glätte ungewohnt, am Ufer blieb, — und Gottfried fuhr mit ihr den Bach entlang auf der spiegelglatten Fläche dahin.

Der Reif versilberte Bäume und Zweige, und die schon tief stehende Sonne warf blitzende Strahlen auf das Eis.

„Wie wunderschön!“ sagte leuchtenden Auges Gabriele, als sie an den Ausgangspunkt zurück kamen, „könnten wir nicht noch einmal fahren?“ —

„O wie gern!“ Und Gottfried fuhr wieder den Bach entlang, unter den alten Bäumen dahin und weiter, weiter bis der Bach sich bog und die ans Scheiden gekommene Sonne das Eis in Glut zu verwandeln schien. Hier hielt er an und beugte sich zu Gabriele nieder.

„Ist es nicht wie ein Feenpalast unter uns und wie eine Märchenwelt um uns?“ sagte er, indem er auf das purpurfarbne Eis zu ihren Füßen und auf die silbernen Äste der Bäume, die sich weit über den Fluß streckten, zeigte. „Und dort, o sehen Sie, Gabriele, dort bilden die Bäume ein Thor und die Sonne füllt es ganz aus mit ihrer zurückgelassenen Glut; ist es nicht wie eine Thür ins Himmelreich?“

Gabriele schwieg und schaute sinnend in die lichte Pracht, als blickte sie hindurch in eine andere Welt. Dann sagte sie langsam und feierlich: „Wie schön ist die Erde und wie schön das Leben und doch nur ein Schattenbild, ein schwacher Abglanz der zukünftigen Herrlichkeit. Wenn uns Gott schon so viel Freude gibt, mitten unter Kampf und Schmerzen, was wird erst der Sieg und die vollkommene Freude sein!“

„Die Krone ist des Kampfes wert,“ sprach Gottfried bewegt, — „unser ganzes Leben ist zu wenig für die eine kostbare Perle und wir müssen alles daran geben, das Kleinod zu erringen.“

Gabriele aber wiederholte leise die Endstrophen eines Eichendorff'schen Liedes:

„Und ob es gedunkelt
Auf Erden schon hat,
Durchs Abendrot funkelt
Eine prächtige Stadt;
Von den goldenen Türmen
Singet der Chor,
Wir aber stürmen
Das himmlische Thor."

Dann bat sie ihn, umzukehren, weil die Sonne zu Rüste sei und ihre treue Charlotte sich sorgen würde.

Gottfried wandte den Schlitten langsam und zögernd, — es war ihm als hätte er dem Himmelsthor ganz nahe gestanden, als wollte es ihm eben die Pforten öffnen zur goldenen Stadt und als müsse er nun noch lange wandern im Zwielicht, im Dämmerschein bis zum Anbruch des ewigen Morgenrots! — Ruhig glitt er mit seiner Gefährtin auf dem Eise dahin und übergab sie ihrer harrenden Pflegerin. Darauf kehrten sie zum Schlosse zurück.

Als sie nahe kamen, sahen sie einen Reisewagen davor stehen und hörten, die „Rothendorfer" seien eben gekommen. Gabriele eilte ins Wohnzimmer und fühlte sich bald von den Armen der Tante umschlungen. Gretchen und Lieschen hingen sich an Fräulein Rénoux's Hals und jubelten ihrem geliebten Gottfried entgegen.

Jetzt trat Konrad ein, schüttelte allen heftig die Hand und sagte bewegt: „Wir bringen gute Botschaft! Seit vorgestern ist unsere liebliche Kousine Antoinette Oswald's geliebte Braut!" — Gottfried warf einen schnellen, fragenden Blick auf Gabriele. Doch ein Freudenschein ging über ihr Gesicht und sie rief in die Hände klopfend:

„Wie lieb, wie schön! Tausend Glück und Segen für beide, Herzens-Tante!“ und sie umarmte noch einmal Frau von Theßmar.

„Aber meine Nachrichten sind noch nicht zu Ende,“ fuhr Konrad lebhaft fort: „Napoleon ist in Paris angelangt und Graf York am 30. Dezember mit seiner preußischen Brigade zu den Russen übergegangen!“

„Ja,“ sagte Herr von Theßmar, der eben mit dem Großonkel herein kam, „der treue York hat es auf seinen Kopf genommen, das französische Bündnis zu lösen; bei Tauroggen in der Poschrumer Mühle hat er den Vertrag unterzeichnet; dann dem König alles gemeldet und seinen Kopf ihm zu Füßen gelegt!“

„Was wird der König thun?“ frug Gottfried schnell, „wird er mit Frankreich brechen?“

„Dem König sind die Hände noch gebunden,“ erwiderte Herr von Theßmar, „aber man sagt, er wolle nach Breslau kommen, um freier handeln zu können.“

„O, wenn er käme!“ rief Gottfried warm, „unter seinen treuen Schlesiern kann er sicher wohnen; jede Mannesbrust wird ein Schild für ihn sein und jeder Mannesarm eine Waffe.“

„Und ist der Kaiser nicht eigentlich ein geschlagener Mann, wenn er ohne Heer nach Frankreich geflohen ist?“ sprach Justin. „Wie sagten Sie doch, lieber Onkel, daß das neueste Bülletin des Moniteur's lautete?“

„Die große Armee sei vernichtet, die Gesundheit seiner Majestät niemals besser gewesen,“ antwortete mit fast bitterem Lächeln der alte Herr.

„Er wird doch wieder Legionen aus dem Boden stampfen,“ fiel Herr von Theßmar ein, „und seine Be-

satzungen an der Elb= und Oder=Linie, in den Festungen und an den Weichselübergängen sind sehr stark! Nein, nein, wir dürfen uns nicht täuschen! — Wenn der König mit Frankreich bricht, so gilt es einen Kampf auf Leben und Tod."

„Aber einen anderen Kampf als vor sechs Jahren," sprach Gottfried schnell; „die ganze Jugend, das ganze Volk wird aufstehen und sich um seinen König scharen!"

Mariannens Augen hingen an dem Bruder. Nun wird er ausziehen, zu siegen oder zu sterben, so ging es durch ihr Herz. Still legte sie ihre Hand in die seine und merkte es nicht, wie sie bebte; aber Gottfried fühlte es und drückte sie fester. — Auch seine Seele bebte von der Gewalt der Gefühle, die der Augenblick hervorrief, und wunderbar ging es durch sein Gemüt: Oswald, sein Oswald, für den er alles opfern wollte, verlobt! Und Gabriele frei! — Aber der König, das Vaterland, hatten nicht sie, nächst Gott, das erste Recht an ihn in solchen Tagen? — Und konnte er werben um Gabriele, die der Erde nur wie geliehen, die keinem Sturm gewachsen schien, in solcher Zeit? Aber einst, wenn die Friedensglocken läuten würden über dem befreiten Vaterlande — einst, wenn er heimkehrte! — Er sah es wieder wie Sonnenglanz, wie Purpurschein vor seinen Augen, wie Himmelslicht aus einer goldenen Stadt! — War das irdisches Leuchten? War das die Thür zu Erdenglück? Oder war es das Perlenthor zur ewigen Gottesstadt? Der Sonnenglanz aus einer anderen Welt?

Konrad summte vor sich hin:

„Frisch auf Kameraden,
Aufs Pferd, aufs Pferd,
Ins Feld, in die Freiheit gezogen."

Der Großonkel recitierte Eichendorffs Worte:

„Was für ein Klang in diesen Tagen
Hat übermächtig angeschlagen?
Der Völker Herzen sind die Saiten,
Durch die jetzt Gottes Hauche gleiten."

Da zog Marianne den Bruder mit sich in das anstoßende Kabinett, wo Gabriele im Lehnstuhl saß und Justin neben ihr stand.

„Hast Du's gehört, Marianne, was Justin mir eben sagt, daß der König nach Breslau kommen, daß der Entscheidungskampf beginnen und die ganze Kraft unseres Landes erfordern wird?" frug Gabriele, ihre Hand ergreifend.

„Ja, Gabriele, und Du mußt mir helfen tapfer sein, denn —" sie sah auf Gottfried mit dem Ausdruck sorgender Liebe. Gabriele folgte ihrem Blick und verstand sie sogleich. — Da schaute Gottfried Gabriele an so warm, so treu und fragend, daß ihr die Thränen in die Augen kamen.

„Müssen Sie alle ausziehen in den ernsten Kampf?" frug sie zögernd.

Gottfried bog sich zu ihr nieder: „Würden Sie wollen, daß einer von uns zurückbliebe, der Waffen tragen kann?" frug er leise. „Müssen wir nicht bereit sein, alles zu opfern für unseren König und das Vaterland?"

Gabrielens Augen leuchteten; die vorübergehende Schwäche war besiegt. „Wie gern will ich für meinen König opfern," rief sie warm und innig; dann senkte sie die langen Wimpern über ihren feuchten Blick.

Auch Gottfried beschattete mit der Hand die Augen. — Seltsam: vor seinem innern Auge stieg ein kleines Mädchen auf, das sich betrübt über die zerschnittene Hand beugte und die tiefe Wunde verband. Und wieder sah er eine Jungfrau vor sich, der er die Wasserrose brach und die

ihm die Hände helfend entgegenstreckte — und immer waren es dieselben Augen mit derselben Liebe und Herzensgüte, die wie Sterne in sein Leben schienen und ihm eben wieder so hell geglänzt hatten. Waren es nicht seine Sterne? Leuchteten sie nicht für ihn?

Gottfried stand leise auf und ging hinaus in die Winternacht. Da strahlten die Sterne in aller ihrer Pracht — Gottes Sterne, die er liebte, die ihn hinaufzogen, und doch nicht sein Eigentum! Und die anderen Sterne? Die tiefen, seelenvollen Augen, die alles in ihm wachriefen, was von dem Ideal des Weibes in seinem Herzen ruhte?

Wohl hatte er sie in Thränen gesehen — aber diese Thränen glichen Tautropfen, welche die Sonne bald hinwegküssen konnte. Und der Friede, der in Gabrielens Herzen wohnte, der sich während der ernsten Krankheitswochen immer mehr darin ausgebreitet hatte, war ihm ein heiliges Gut. Sollte er ihn stören? Sollte er Gabriele nicht mehr lieben als sich selbst? — Er hatte einst seine Liebe Gott geopfert und nur aus Gottes Hand wollte er sie wieder empfangen. Das gelobte er auf's Neue in dieser stillen Nacht. — Seine Seele stieg empor auf Adlersflügeln und die Luft der himmlischen Heimat drang hinein, daß sie stark wurde und ruhen konnte in der Liebe des HErrn.

Mit kühlen Wangen und getrostem Herzen kehrte er ins Haus zurück. — Schon auf der Treppe hörte er Gesang und als er ins Wohnzimmer kam, klang Gabrielens Harfe so rein und schön und begleitete lieblich das Schenkendorf'sche Lied, das Marianne innig sang:

„In die Ferne möcht' ich ziehen,
Weit von meines Vaters Haus,
Wo die Bergesspitzen glüh'n,
Wo die schönen Blumen blüh'n,
Ruhte meine Seele aus.

Hätt' ich Flügel, hätt' ich Flügel,
Flög ich auf zu meinem Stern,
Ueber Meere, Thäler, Hügel,
Sonder Schranke, sonder Zügel
Folgt ich immer meinem HErrn.

Aufgehoben, aufgenommen
In den Himmel ist Er nur,
Herrlich will Er wiederkommen,
Seine treuen, stillen Frommen
Harren immer Seiner Spur.

Meine Seele gleicht der Taube,
Die sich birgt im Felsgestein,
Wird der Erde nicht zum Raube,
In den Himmel dringt mein Glaube,
Meine Lieb und Sehnsucht ein."

Am andern Tage, in der Dämmerung des kalten Wintermorgens, war die Gesellschaft um den Frühstückstisch versammelt, den Reisenden noch Lebewohl zu sagen; auch Gabriele fehlte nicht. In der tiefen Fensternische stand sie weinend neben Marianne und schlang die Arme wieder und wieder um ihren Hals; galt es doch der Trennung von der geliebtesten Freundin!

Justin stellte sich neben sie und legte tröstend seine Hand auf ihre Schulter,

„Wenn Menschen auseinander geh'n,
So sagen sie auf Wiederseh'n"

sprach er freundlich.

Die Morgenröte zog golden am Himmel herauf. Da trat auch Gottfried herzu, um Abschied zu nehmen. „Wie froh bin ich, daß Deine Pflicht Dich in der Heimat fesselt," sagte er zu Justin mit einem Blick auf Gabriele, dann faßte er ihre Hand.

„Gabriele," sagte er bewegt, „wir gehen einer ernsten Zeit entgegen, unser Leben, unser Wiedersehen, es steht in Gottes Hand. — Aber dort die herrliche Morgenröte und gestern das purpurne Abendglühen — o, lassen Sie's uns nimmer vergessen: Morgens und Abends und immerdar ist uns die Thür geöffnet zum Vaterherzen, zur Heimatsstadt und einst thun sie sich auf, die Thore des himmlischen Jerusalems und die Ueberwinder ziehen ein mit Harfenspiel und Siegesgesang."

Seine Stimme bebte und Gabrielens Thränen tropften auf ihre Hand, die er noch so fest in der seinen hielt. Er drückte sie innig an die Lippen und wandte sich zum Gehen. Die Andern waren schon die Treppe hinab; auch Gabriele und Justin folgten in den Hausflur.

„Gott schütze Sie, Gottfried," flüsterte Gabriele, als er ihr noch einmal die Hand drückte. Und zurückblickend von der großen Brücke in den matt erhellten Flur, sah er Gabriele an Justins Arm gelehnt mit gefalteten Händen. Er war gewiß, sie betete für ihn.

Schnell rollte der Wagen dahin und still waren die, die darin saßen Doch je näher sie Breslau kamen, je belebter wurde die Straße. Da kamen Trupps junger Burschen aus Stadt und Land dahergeschritten. Etliche sangen, neben dem Wagen marschierend:

„Trommeln und Pfeifen,
Krieg'rischer Klang
Wandern und streifen
Die Welt entlang,
Rosse gelenkt,
Mutig geschwenkt,

Schwert an der Seite,
Frisch in die Weite,
Flüchtig und flink,
Frei wie der Fink."

und Konrad konnte es nicht lassen, mit zu singen. Von Anderen hörten sie im Vorüberfahren die Strophe:

„Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte."

Ueberall eilten die einberufenen Reserven auf die Stadt zu; sie schritten rüstig vorwärts, ihre Stöcke in die Luft schwenkend und Lieder aus „Wallensteins Lager" anstimmend. Große Leiterwagen kamen auf der hart gefrorenen Straße dahergerollt voll jugendlicher Insassen. Es waren Kadetten, die der schlesischen Hauptstadt zufuhren.

„Drosting," rief Konrad, als sie zusammen am Stadtthor hielten — und „Konrad!" klang eine Stimme aus der jungen Schar.

„Wir Großen ziehen in's Feld," rief Drosting lebhaft, — „wir haben gejubelt die ganze Nacht hindurch, als es bekannt wurde: — nun geht's los!"

„Und die Kleinen? Dein Bruder, wo bleiben sie?"

„Sie sind sehr traurig und brachten alle Sparpfennige für's Vaterland, — aber ich bin doch froh, daß mein Bruder noch daheim bleibt, um unserer Mutter willen."

In der Stadt kamen die Freunde, — den Mund voll froher Botschaft aus dem alten Ordenslande, wo York und der Freiherr von Stein regierten, wo der Adel und die Bürgerschaft wetteiferten, sich unter die Fahne zu stellen, das Herz voll ungestümer Erwartungen, voll kühnster Hoffnungen — und zwei Wochen später, am 25. Januar, kam er, an dem die Herzen hingen, nach dem die Augen blickten, auf den die Patrioten hofften: der König selbst.

Vierzehntes Kapitel.

„Der König rief und alle, alle kamen.“

„Warum nur Gottfried heute so lange ausbleibt?“ sagte Frau Ohnhausen, indem sie ihr Buch — Paul Gerhardt's Kreuz- und Trostlieder — auf ihren Nähtisch legte und ihre fleißigen Hände mit dem Strickstrumpf ruhen ließ.

„Er ist im Kolleg bei Professor Steffens, der seine Zuhörer oft länger fesselt,“ erwiderte Marianne und fuhr fort mit den zierlich gravierten Zinntellern, die wie Silber glänzten, den Mittagstisch zu decken. — Sie hatte dabei den Blick gesenkt, als wolle sie eine Freude oder einen Schmerz vor dem forschenden Auge der Mutter verbergen.

„Ich weiß nicht,“ begann diese auf's Neue, „aber es ist, als schnürte eine bange Erwartung mir das Herz zusammen, als müßten wir heute was Großes erleben.“

„Ach Mütterchen,“ entgegnete Marianne abwehrend, „Großes geschieht jetzt alle Tage. Ist es nicht etwas sehr Großes, daß der König mit seinen Prinzen und Prinzessinnen in unsere Stadt kam? Daß er ein Komitee zur Verstärkung der Armee errichtet hat, daß er so viele edle Männer um sich versammelt? — Blücher ist aus seinem Versteck hervorgekommen, Scharnhorst bei dem König, Gneisenau und der Freiherr von Stein werden erwartet, — ja man sagt, daß auch der Kaiser Alexander kommen und mit unserem König sich verbünden werde! — Und nun gar der Aufruf vom 3. Februar, der gestern Abend bei Doktor Cornelius vorgelesen wurde und heute erscheinen soll, der alle Jünglinge, die bisher vom Kriegsdienste frei waren, auffordert, freiwillig die Waffen zu ergreifen.“

„Gerade er macht mein Herz erbeben," fiel schnell die Mutter ein. „Sahst Du nicht die Aufregung, die er hervorrief, und wie still dann alle wurden? Professor Steffens schien mit seinen Gedanken weit fort zu fliegen; auch Gottfried ging so schweigsam sinnend mit uns heim und seine Augen hatten jenen besonderen Glanz, den sie immer bekommen, wenn ihm etwas tief zu Herzen geht."

Die Tochter blickte fragend auf, dann senkte sie wieder schnell den Blick.

„Marianne!" rief Frau Ohnhausen erschrocken, „Du verbirgst mir etwas!"

„Liebes Mütterchen, sorge Dich nicht; es ist nur, daß Konrad vorhin heraufgesprungen kam, seine Bücher hinlegte und eilig erzählte — er müsse in den großen Festsaal der Universität, Professor Steffens habe um 11 Uhr statt über Naturwissenschaften einen Vortrag über den Aufruf vom 3. Februar gehalten — und nun, — alles ströme zur Universität, alles bitte, er solle die Rede im großen Festsaal wiederholen," — sie hielt inne, denn es klopfte hastig und Joseph Raguel trat ein, mit der Frage auf den Lippen: „Ist Gottfried noch nicht hier?"

„Nein," antworteten Mutter und Tochter, nun beide erschrocken.

„So kommt er gewiß sehr bald, ich will ihm entgegen gehen, um ihn zu sprechen," und Joseph wollte sich schnell verabschieden. — Doch Frau Ohnhausen hielt seine Hand, — „Sagen Sie uns, was geschehen ist," bat sie herzlich, „Ungewißheit ist so schwer zu tragen."

„Nun so will ich kurz berichten, was ich weiß," sprach Joseph teilnehmend und setzte sich auf den dargebotenen Stuhl. „Wir waren um 8 Uhr wie immer im Kolleg bei Professor Steffens versammelt bis 9 Uhr. Da sagte

er am Schluß ungefähr so: „Meine Herren, ich sollte um 11 Uhr einen zweiten Vortrag halten über Naturwissenschaften; ich werde aber die Zeit benützen, um über einen Gegenstand zu Ihnen zu sprechen, der wichtiger ist. Der Aufruf Sr. Majestät an die Jugend, sich freiwillig zu bewaffnen, ist erschienen und wird noch heute an Sie ergehen. Dieser wird Gegenstand meiner Rede sein. Machen Sie meinen Entschluß überall bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieser Stunde versäumt werden, ist gleichgültig. Ich erwarte so viele als der Raum zu fassen vermag."

Frau Ohnhausen holte tiefen Atem und faltete unwillkürlich die Hände. Marianne aber sagte lebhaft: „Ähnliches hat mir schon Konrad im Fluge erzählt und wie dann alles durcheinander wogte und zur Universität strömte — aber was ist weiter geschehen?"

„Es war eine große Erregung unter allen Zuhörern," fuhr Raguel fort, „und jeder eilte, die Aufforderung zu verbreiten. Schon um 10 Uhr war der Hörsaal gefüllt, die Treppen und Flure bis auf die Straße besetzt."

„Und wie war die Rede?" frug Marianne gespannt, „wie hat alles geendet?"

„Das muß Ihnen Gottfried selber sagen," antwortete Joseph mit mühsam unterdrückter Bewegung, „er wird es besser können als ich; Steffens soll die Rede noch einmal halten, der Rektor, der Staatskanzler kamen, — doch ich muß eilen, Gottfried zu treffen, gewiß wird er gleich hier sein."

Mit diesen Worten schüttelte er beiden die Hand und Mutter und Tochter waren wieder allein, ihren Gedanken

überlassen. Doch nicht lange, da hörten sie wohlbekannte Schritte auf der Treppe, und der, um den sie bangten, kam.

Sein Gesicht war ungewöhnlich bewegt und seine Augen glänzten. Er trat dicht an Frau Ohnhausen heran, faßte ihre Hand und sagte leise und feierlich: „Ich komme um Deinen Segen bitten, geliebte Mutter, um Deinen Segen für den heiligen Kampf.“

Der Mutter Hand zuckte in der seinen. „Ist nicht der einzige Sohn der Witwe ausgenommen?“ frug sie mit fast tonloser Stimme.

„Ja, Herzens-Mutter! Aber wer möchte davon Gebrauch machen, der die Waffen tragen kann?“ — Er kniete nieder, umfaßte sie mit beiden Armen und schaute ihr voll und innig in das thränenüberströmte Angesicht. — „Denke daran,“ fuhr er bittend fort, „wie der Vater Leid trug um unseres Königs, unseres Landes Schmach, — denke auch daran, wie das Blut Deiner Ahnen, die des großen Kurfürsten, des großen Friedrich Schlachten fochten, in meinen Adern fließt, denke vor allem daran, daß Gott unsere Zuversicht und Stärke ist, daß ohne Seinen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt — und segne mich für den gerechten Krieg!“

Noch schwieg die Mutter und hielt mit der Hand ihre Augen bedeckt — dann aber legte sie ihre Rechte auf des Jünglings Haupt: „Gott segne, Gott behüte Dich, mein Sohn, mein Erstgeborner,“ ihre Stimme versagte, — Gottfried bedeckte ihre Hand mit Küssen — und als er aufstand, schloß er die weinende Schwester in seine Arme.

Wie ein Lauffeuer ging es durch die ganze Stadt: Steffens hat eine herrliche Antwort gegeben auf des

Königs Ruf, seine zündende Rede ist eine Kriegserklärung gegen Frankreich — er selbst ging mit seinen Zuhörern zum Werbeplatz der freiwilligen Jäger, — Scharnhorst fiel ihm um den Hals, als er zu ihm kam, — St. Marsan fordert Genugthuung, der Staatskanzler hat ihn abgewiesen.

Bald strömte aus den Provinzen die junge Mannschaft herbei; Kriegsvorräte, Munitionswagen fuhren ein, die Kanonen rasselten über das Pflaster, — Regimenter rückten mit klingendem Spiel in die Stadt.

An einem Morgen — es wurde ein größerer Trupp Freiwilliger erwartet — wogte alles noch mehr als zuvor durch die Straßen. An vielen Orten sah man Männer in kleinen Trupps beisammen stehen, besonders auf dem Ring ums alte Rathaus herum, und eifrig reden.

An der Südseite des Rathauses stand auch Gottfried Ohnhausen mit Konrad von Theßmar, Joseph Raguel und Doktor Cornelius. Ihre Augen waren nach den Fenstern des Gebäudes gerichtet, hinter denen man hohe Gestalten sich bewegen sah.

Jetzt gesellte sich ein Mann zu ihnen, von breiter, kräftiger Figur, die Hände auf dem Rücken, den Hut tief ins Gesicht gedrückt und bot ihnen nicht eben freundlich einen guten Morgen.

„Herr Amtsrat!" rief Doktor Cornelius, „Willkommen daheim! Wann kehrten Sie zurück?"

„Gestern," erwiderte wortkarg der Gefragte.

„Und sind Sie nicht voll Freude über die großen Dinge, die in unserer guten Stadt geschehen?"

Rinkendorf schüttelte den Kopf.

„Was, noch immer kein Vertrauen zu besseren Zeiten?"

„Glückliche Menschen — oder — unglückliche, die so schnell wieder hoffen können."

„Wir hoffen nicht ins Blaue," sagte Gottfried, „der Aufruf vom 3. Februar ist eine Königsthat."

„Aber er sagt nicht, warum die Freiwilligen kommen sollen, wem die Rüstung gilt?"

„Als wenn darüber ein Zweifel herrschen könnte!" rief Cornelius.

„Der König hat das Tragen der Nationalkokarde befohlen," fiel Konrad ein, „um dem patriotischen Sinn einen Ausdruck zu geben, wie es in der Order heißt."

„Was sagt aber der französische Gesandte dazu?" frug Rinkendorf erstaunt, „und was zu dem Komitee zur Verstärkung der Armee und was zu Steffens Rede? Ich höre, sie soll alles überstiegen haben, was man bisher zu sagen wagte, soll wie eine Kriegserklärung gegen Frankreich gewesen sein?"

„Sie war ein so köstlicher Ausdruck glühendster Liebe zu König und Vaterland," sprach Gottfried bewegt, „wie er nur aus dem Herzen eines reich begabten, frommen Mannes kommen kann, der die Stunden zuvor auf seinen Knieen im Gebet vor Gott gelegen hat. — Eine Kriegserklärung gegen Frankreich kann sie freilich auch genannt werden."

„Wunderbare Zustände," sagte Rinkendorf wieder kopfschüttelnd, „wo erst ein General und dann ein Professor den Krieg erklärt, während der König selbst beharrlich schweigt."

„York ist freigesprochen, der König hat seine kühne That gebilligt, er zieht mit seinem Heer heran," fiel Konrad ein.

„Der Minister von Stein soll mit Kaiser Alexander günstig verhandelt haben und Kosaken schon in der Neumark sein," fügte Raguel hinzu.

„Und was sagte St. Marsan zu Steffens Rede? Mein Sohn erzählt, er sei höchst aufgeregt herbeigeeilt?" frug der Amtsrat.

„Er kam zum Staatskanzler und verlangte Genugthuung," berichtete Doktor Cornelius. „Noch ehe Steffens, auf die dringendsten und stürmischsten Bitten, seine Rede im Festsaal wiederholen konnte, kam St. Marsan zum Minister von Hardenberg und verlangte, daß gegen Steffens eingeschritten werde. Der Staatskanzler aber machte ihm begreiflich, daß Steffens unbeauftragt und ohne vorheriges Wissen irgend Jemands seine Rede gehalten habe und daß es nicht weise sein würde, gegen ihn einzuschreiten. „Fordern Sie Genugthuung, sie soll Ihnen werden" hat er gesagt, wie der Rektor mir erzählte, „aber wir dürfen Ihnen nicht verheimlichen, daß jeder Schritt gegen den übereilten Redner ihn in einen Märtyrer verwandeln und eine große Bewegung hervorrufen kann, der man schwerlich Herr werden möchte. — Die Gesinnung des deutschen Volkes und der deutschen Jugend könne ihm, St. Marsan, nicht unbekannt sein, fügte der Staatskanzler, klug und fein wie er ist, hinzu."

„Und was war das Resultat?"

„Der Rektor kam zu Steffens und sagte, er könne seine Rede wiederholen, möchte es aber vermeiden, Napoleons Namen zu nennen."

„Das konnte er leicht, denn er hatte ihn auch in der ersten nicht genannt," sprach Gottfried schnell.

„Wie aber in aller Welt hat man die Einberufung der Freiwilligen vor St. Marsan entschuldigt?" frug Rinkendorf noch einmal.

„Man sagte ihm," erwiderte Cornelius, „daß der mittel-

lose Staat ohne die freiwilligen Opfer seiner Bürger nicht bestehen könne und damit gab er sich zufrieden."

„Dann muß die Liebe zu unserem König ihn blind machen, — wurden nicht unter seinen Augen die Jäger eingeübt?"

„Ja, und täglich treffen neue ein."

Jetzt hörte man von der Vorstadt her ein fröhliches Singen:

„Frisch auf Kameraden,
Aufs Pferd, aufs Pferd,
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.
Im Felde da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen,
Da tritt kein andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er ganz allein!"

„Seht da kommt wieder mächtige Verstärkung," rief Gottfried und zeigte auf Scharen junger Leute, die teils zu Fuß, teils zu Pferd und Wagen die Nikolaistraße herauf, dem Ringe zueilten.

„Es ist als wenn ganz Schlesien sich auf die Beine machte und eine Völkerwanderung beginnen sollte," sagte der Amtsrat.

„Ganz Preußen," versicherte der Doktor. — Mehr konnte Gottfried nicht hören, er wurde in dem Gedränge von den älteren Herren abgeschnitten und stand bald mit Joseph und Konrad gerade den Fenstern des Rathauses gegenüber, die nach dem Buttermarkt blickten.

„Seht Ihr die hohe Gestalt im weißen Mantel?" frug Gottfried lebhaft und zeigte auf das eine Fenster. „Das ist Scharnhorst, der herrliche Patriot, der die großen Entwürfe gemacht, der das Vertrauen zu seinem Volke und zu der guten Sache nie verloren hat."

„Das ist mir lieb, daß Du den mir zeigst," rief Konrad — „ich sehnte mich schon lange darnach, ihn zu sehen." Und Joseph fügte hinzu: „Oft schon sah ich den hohen Mann, wenn ich Abends spät vorbei kam, beim Lampenschein, im weißen Mantel, am Schreibtisch knieend schreiben."

„Was ist aber das?" sprach Konrad schnell, „der Mann im weißen Mantel öffnet das Fenster und der jetzt herantritt, mit dem feinen, edlen Gesicht voll Ernst und Güte — kann das der König sein?" —

„Es ist der König! — Wer ihn einmal sah, kann ihn nie vergessen," erwiderte Gottfried bewegt. „So lang' ich lebe, wird er mir vor Augen stehen, wie er einfuhr in unsere Stadt, auf der einfachen Halbchaise, im grauen Mantel, die Feldmütze in das teure, traurige Antlitz gedrückt. — Doch seht, jetzt geht ein Freudenschein darüber hin — Scharnhorst zeigt mit der Hand auf den Zug der herbeieilenden jungen Mannschaft — wie stolz er das Haupt erhebt! Und der König — o seht, dem König stürzen die Thränen aus den Augen!" —

Das Reiterlied aus Wallensteins Lager verstummte als die Heranziehenden den König gewahrten, alle Mützen flogen vom Kopfe und von allen Lippen zitterte ein tief bewegtes: „Es lebe der König! Der König lebe hoch."

„Hermann, unser Nachbarssohn, Oswalds Spielkamerad," rief Konrad und stürzte auf einen Jüngling zu, der mutig seinen beim Hochrufen sich bäumenden Rappen tummelte; er lief neben ihm her, während Gottfried sich dem Elisabethkirchplatz zuwandte und mit Joseph unter das Portal desselben trat.

Als sie allein waren, faßte Joseph Gottfrieds Hand: „Ich wollte schon gestern mit Dir reden, aber ich fand

Dich nicht, Du hast Dich bei den freiwilligen Jägern gemeldet?"

„Ja, mein Joseph, und die teure Mutter gab mir ihren Segen."

„Die Freiwilligen müssen sich selbst ausrüsten?"

„So höre ich und hoffe, daß unsere Ersparnisse dazu auslangen werden."

„Wenn nicht, so erlaube mir für Dich einzutreten, der Erbschmuck meiner geliebten Mutter reicht für uns beide."

„Für uns beide? Willst Du auch zum Schwerte greifen?"

„Ja Gottfried! Ich habe mit Deinem Könige getrauert und gelitten, nun will ich auch für ihn kämpfen. Er ist meinem Volke ein gütiger Herr, — auch sind wir gelehrt, der Stadt Bestes zu suchen, in der wir wohnen, und Gottfried," — er blickte ihn an mit der ganzen Inbrunst seiner treuen Freundesliebe — „ich möchte nichts lieber sein als Dein Waffenträger. — König David mußte gegen seinen Jonathan zu Felde ziehen; ich aber kann an Deiner Seite kämpfen — kann meinen Schild über Deine Brust halten, kann mit Dir siegen oder sterben — was wäre mir das Leben ohne Dich!" —

Gottfried schlang den Arm um seinen Hals: „So sei mein treuer Gesell, Joseph, Geliebter," sagte er bewegt, „und ich will Dir sein wie Jonathan."

In der dunkelen, tiefen Stube eines der alten Giebelhäuser am Maria-Magdalenen-Kirchplatz, in der Amtswohnung des Doktor Cornelius, wo sonst die Schüler sich zu besonderem Studium zu versammeln pflegten, saßen an einem Nachmittage, bald nach dem zwanzigsten

März, einige junge Männer mit dem Doktor am flackernden Kaminfeuer, während mehrere Frauen in der großen bogigen Fensternische nähten, strickten und Scharpie zupften. Die Frau Doktor schnitt Verbandzeug zu und Marianne ging ihr zur Hand.

Sie hatten dabei allerhand zu besprechen, auch Frau Ohnhausen nahm an den Ueberlegungen teil, was von der Leinwand zu Hemden vernäht, was zu Binden zerschnitten, was zerzupft werden sollte.

Frau Bergmann saß gegen ihre Gewohnheit mäuschenstill und die kleine Veronika schluckte mühsam ihre Thränen herunter. Jetzt beugte Marianne sich zu ihr: „Herz, mein Herz, warum so traurig?“ frug sie halb ernst, halb scherzend, „ich meinte, seit Dein Bruder Max gesund aus fernen Landen heimkam, wäre lauter Sonnenschein bei Euch?“ Veronika blickte fast vorwurfsvoll von der Arbeit auf. „Sonnenschein,“ wiederholte sie traurig — „ich sehe viele Thränen. Und sollten wir nicht weinen, wenn zwei Brüder zu Felde ziehen?“

„Ist es nicht schön, zwei Brüder für den König zu geben?“

Veronika schüttelte den Kopf. „Die Mutter schläft keine Nacht, seitdem sich Heinrich bei den Jägern gemeldet hat und Max im „goldenen Zepter“ gewesen ist.“

„Dem Werbeplatz des Lützow'schen Freikorps? — Dort hat er gute, tapfere Gesellschaft — ist nicht auch Theodor Körner dabei?“

„Ja, und Mutter sagt: Dort werden sie am verwegensten kämpfen.“

„Aber es fällt kein Sperling vom Dach ohne Gottes Willen und Er kann wohl aus Feindeshand erretten,“ tröstete Marianne.

„Es ist auch nicht, daß Vater die Brüder zurückhalten möchte — aber er kann den frohen Glauben an den Sieg unserer Waffen nicht teilen.“

„St. Marsan hat Ihrem lieben Vater noch jüngst das Herz schwer gemacht,“ sagte Doktor Cornelius hinzutretend. „Ehe er abreiste, beschwor er den Oberpräsidenten und andere Häupter der Stadt: diesen edlen König und dies Land, das er so lieb gewonnen, nicht ins Verderben zu stürzen, alle diese Knaben und Jünglinge, sagte er, würden den König nicht retten und ihn gegen die Uebermacht des Kaisers nicht schützen können. Mich wundert's nur, daß er unserem Bündnis mit Rußland nicht mehr Gewicht beilegt! Hat er doch am 15. März den glänzenden Einzug des schönen, liebenswürdigen Zaren und den Jubel unserer Stadt, als unser König ihm mit den Prinzen und Generälen entgegen ritt, noch selbst gesehen.“

„Vielleicht weiß er nicht, wie lieb der Zar unsern König hat und wie ernst es der König mit der Waffenverbrüderung nimmt,“ sprach Justin, der mit Gottfried und Oswald sich auch den Frauen näherte. „Dazu zieht Napoleon mit mächtigen Scharen heran; er soll befohlen haben, den Krieg mit aller Energie zu führen, Berlin zu verbrennen.“

„Er ist empört,“ fiel Oswald ein, „daß das kleine Preußen, das er schon ausgestrichen meinte aus der Geschichte der Völker, es wagt, ihm zu widerstehen.“

„Und doch soll Scharnhorst gesagt haben,“ sprach Gottfried schnell, „die Anlage und Aussicht des Krieges berechtige zu den herrlichsten Hoffnungen.“

„Wer könnte daran zweifeln, der den 17. März erlebt hat?“ rief Doktor Cornelius. „Alle die Männer und

Jünglinge, die sich da in die Arme stürzten und Gott mit Freudenthränen dankten, werden ihre Gelübde einlösen."

„Das ist ein Tag, der mit goldenen Lettern für alle Zeiten in Preußens Geschichte verzeichnet steht, dieser 17. März," sprach Oswald schnell. „Wir, die wir in Berlin weilten, ahnten es freilich nicht, was in Breslau geschah! Die ersten Kosaken ritten ein und wurden mit offenen Armen empfangen — und welcher Sturm von Freude begrüßte York und Wittgenstein, als sie im Theater erschienen! Die französische Besatzung aber brach schleunig auf. — Dann am Sonntag, als des Königs Aufruf von allen Kanzeln verlesen wurde — das war eine Bewegung, ein Schluchzen, ein Freudenklang. Schleiermachers Rede werde ich nie vergessen. Fichte soll gesagt haben „jetzt heißt es nicht siegen oder sterben, sondern schlechtweg siegen!"

Gottfried zog ein Blatt aus seiner Brusttasche — es war die privilegierte Schlesische Zeitung vom 20. März, welche den Aufruf des Königs an sein Volk enthielt.

„Das kommt nimmer von meinem Herzen und ist mit goldener Schrift hinein gegraben."

„Nie ist wohl ein Königswort tiefer zu Herzen gegangen," sagte Justin.

„Und auch die Antwort seines Volkes kommt von Herzen," fügte Cornelius hinzu.

„Täglich werden die rührendsten Beispiele von Vaterlandsliebe bekannt," sagte Oswald. „Unser Rothendorfer Schulze läßt seine drei Söhne ins Feld ziehen — arme Bergleute, mittellose Weber aus unseren Thälern und Bergen bringen ihr Erspartes zum Opfer. Bald wird es eine Schande sein, Schmuck oder Silberzeug im Hause zu haben; ein junges Mädchen, hörte ich, schnitt ihre schönen Zöpfe ab fürs Vaterland!"

„Was wird aber aus unserem Lande werden," nahm jetzt Frau Bergmann das Wort, „wenn alle Läden und Werkstätten geschlossen sind? Da sind meiner Schwiegertochter beide Brüder, der Drechslermeister und der Kupferschmied, da ist unser Vetter, der Bauschüler, — samt und sonders zur Landwehr gegangen! Unser Freund, der Kantor zu St. Elisabeth, hat am Sonntag zum letztenmal die Orgel gespielt, unser Nachbar Tölz seinen Laden zugemacht. Und denken Sie, daß ich meinen Franz halten konnte, meinen Einzigen? Er brachte mir Weib und Kind und nahm die Picke." Thränen erstickten ihre Stimme.

„Sie müssen sich mit mir trösten," beruhigte sie freundlich Frau Ohnhausen, „wir haben ein gleiches Los, aber „einen fröhlichen Geber hat Gott lieb."

„Ihr Gottfried ist ledig, das stimmt doch noch besser."

Frau Ohnhausen lächelte: „Ihre Schwiegertochter und das Enkelsöhnchen werden Ihnen ein Trost sein."

Frau Cornelius reichte an Veronika einen neuen Streifen Verbandzeug, dabei glitt ihre Hand über des Mägdleins Hände. „Was ist das?" rief dieses erschrocken, „was ist Ihrem Trauring geschehen? Wie ist der schöne, breite Goldreif so schwarz geworden?"

„Er ist nicht schwarz geworden," entgegnete die freundliche Frau errötend, „er ist Eisen geworden wie das schöne Kreuz, das unser teurer König am Geburtstag der seligen Königin Luise gestiftet hat."

Veronika bat ihn betrachten zu können; sie hielt ihn in der Hand und las: „Gold gab ich für Eisen."

„Gold für Eisen" und „Mit Gott für König und Vaterland" sprach Doktor Cornelius bewegt, „köstliche Wahlsprüche zum Opfern und Siegen!"

Die Arbeit war gethan, die Gäste brachen auf.

Veronika begleitete Marianne nach Hause, während Gottfried und Justin mit Oswald gingen. In der traulichen Giebelstube zeigte Marianne auf Veronika's Bitten ihr die wenigen Kleinodien, die sie besaß und für den König geben wollte: den Henkeldukaten der Rothendorfer Pate, eine Perlenschnur von der Großmutter ererbt und ein goldenes Ringlein.

„Auch das willst Du geben," frug Veronika bestürzt, „das schöne Ringlein von vierfachem Golde, mit den drei bunten Steinen und Glaube, Liebe und Hoffnung darauf, das Dir Gottfried zu Deinem letzten Geburtstag schenkte?"

Marianne aber erwiderte: „Wenn er sein Leben gibt für den König, sollte ich den Ring nicht willig opfern? Was soll mir der tote Schmuck, wenn der lebendige dem Vaterland gehört?"

Da klopfte es leise an die Thür und Raguel trat ein. Seine Augen schimmerten feucht und seine Stimme bebte, als er zu Marianne sagte: „Ich komme Abschied zu nehmen, übermorgen schon mögen wir aufbrechen und am letzten Tage möchte ich den Dienst für Gottfried thun, daß er mit Ihnen sein kann. Aber ich habe noch eine Bitte: Wollen Sie diesen Haarschmuck nehmen, das letzte Stück vom Geschmeide meiner Mutter?" Er sah sie bittend an. Marianne blickte bewegt auf den Geber und auf die Gabe.

„Ich möchte es dankbar annehmen, das schöne Kleinod," sagte sie zögernd, „wenn ich es nehmen darf fürs Vaterland?"

Ein Schatten ging über das Gesicht des bräunlichen Jünglings, aber seine Antwort lautete: „Thun Sie was Sie wollen mit Ihrem Eigentum, es soll mir immer lieb sein."

Da legte Marianne das Diadem zu den anderen Sachen und reichte Joseph die Hand. „Was sollen mir Juwelen,"

sagte sie wärmer und inniger als zuvor, „wenn es entweder so viel Thränen oder so viel Freude geben wird, daß man des Schmuckes nicht bedarf? Wenn mein König wieder herrscht über sein befreites Land, wenn unsere Tapfern heimkehren, gesund und sieggekrönt, dann will ich mir Blumen ins Haar winden statt kalter Steine und mich mit Freuden schmücken."

Jetzt trat Frau Ohnhausen ein, gefolgt nicht nur von ihrem Sohn, sondern auch von Justin und den beiden Brüdern Theßmar. Justin hatte sich eben zum priesterlichen Felddienst gemeldet, Konrad aber von seinem Vater auf die dringende Bitte, bei den Jägern eintreten zu dürfen, eine abschlägige Antwort erhalten: er war voll Unmut und Trauer. Als Marianne ihm freundlich zusprechen wollte, antwortete er heftig: „Mühen Sie sich nicht mich zu trösten. Sie müssen mich doch verachten, wie ich mich selbst verachten muß."

„Still, still," mahnte Frau Ohnhausen und setzte sich zu dem entrüsteten Knaben. Auch Oswald half ihr Konrads aufgeregtes Gemüt beruhigen und seinen sonst willigen, kindlichen Gehorsam wachrufen, der durch die Vaterlandsliebe gefährdet wurde. „Lerne doch Geduld, Geliebter," bat er herzlich, „und denke an Prinz Wilhelm, dem der König auch noch gebeut, um seiner Jugend willen, daheim zu bleiben. Die Zeit wird schon für die Jüngeren kommen, jetzt müßt Ihr uns Älteren das Vorrecht lassen."

Die kleine Veronika hatte sich verabschiedet, Joseph war auf Gottfrieds Bitte nach seiner Geige gegangen, Oswald erzählte Frau Ohnhausen mit halblauter Stimme von seiner holden Braut, und Marianne freute sich durch Justin von Gabriele zu hören. Er war erst vor wenig Tagen von Kunitz gekommen und hatte sie in Rothendorf

besucht. „Sie ist dort recht wie ein Kind des Trostes und des Friedens,“ sagte er innig, „ich hätte früher nicht gedacht, daß mein lebhaftes, heißblütiges Schwesterchen so sanft werden und so lieblich trösten könnte.“ — Gottfried stand ein wenig entfernt von den beiden am Fenster. Kam ihm des Claudius Lied vom Sternlein am Himmel, das er allabendlich scheinen sah und das verschwunden war, in den Sinn? Noch war es nicht verschwunden, noch wußte er seine Stelle und hatte seine Freude daran. — Justins Worte entgingen ihm nicht und sein Herz klopfte, als dieser fortfuhr: „Es ist der Segen der Krankheit, meine ich, der sie so klar und hell gemacht hat, aber nicht dieser allein; ich bin gewiß, ihr Herz hat viel tiefer des Heilands Liebe erfahren, viel völliger sich Ihm ergeben und gelernt in Ihm zu ruhen.“

Bald mußte Oswald aufbrechen, Konrad und Justin gaben ihm das Geleit. Herzlich drückte er allen die Hand; „auf Wiedersehen!“ sprach er warm, „und wer nach Rothendorf kommt, der nehme einen Gruß mit für Gabriele!“

Die übrigen kurzen Abendstunden entflohen Gottfried und Joseph, Frau Ohnhausen und Marianne gar schnell. Marianne hatte gesungen, Joseph seiner Violine die zartesten Töne entlockt; — jetzt lehnte er sie zur Seite; „Das letztemal für lange Zeit, vielleicht für immer,“ sagte er ernst.

Um 9 Uhr mußten die Jünglinge zum Appell. Gottfried sollte noch morgen wieder kommen, aber Joseph nicht mehr. Er hielt Mariannens Hand, als wollte er sie nimmer loslassen, und auch Marianne war tief bewegt.

„Gott sei mit Ihnen, Joseph, lieber Joseph, meines Sohnes treuester Freund,“ sagte die Mutter und reichte ihm ein kleines neues Testament, wie es damals zuerst in England gedruckt wurde, „das Beste, was ich Ihnen

geben kann. Der HErr mache es lebendig in Ihrem Herzen," fügte sie hinzu und küßte seine Stirn.

Die Freunde gingen. — Es war eine dunkle Frühlingsnacht, einzelne Regentropfen fielen. — Marianne schaute den Schatten nach, die das trübe Öllicht auf den Straßen warf, dann ging sie in ihr Kämmerlein.

Und am anderen Tage der Abschied von Gottfried? — Wir breiten einen Schleier darüber; aber wer ein Mutterherz hat und einen geliebten Sohn ins Feld ziehen sah, mag ahnen, was er bedeckt.

Und Frühling war's in Feld und Wald,
Und Frühling in der Menschen Herzen,
Und tausend Blumen sproßten auf
Nach Winterleid und herben Schmerzen.

Es ging ein Blühen durch das Land,
Ein fröhlich Knospen durch die Auen,
Die Blicke konnten überwärts
Den hellen Himmel wieder schauen.

Zu heil'gem Kampf hob sich die Hand,
Fürs gute Recht griff sie zum Schwerte,
Und jeder treu zum König stand,
Und jeder Gott den HErren ehrte.

Was Körner später sang:

„Alles Große kommt uns wieder —
Alles Schöne kehrt zurück;"

und was er bei der Einsegnung des preußischen Freikorps dichtete:

„Der HErr ist unsere Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde,
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde,

Drum retten wir das Vaterland,
So thut's der HErr durch unsre Hand,
Dem HErrn allein die Ehre!",

das war der Grundton im Gemüte aller jener Männer und Jünglinge, die in den Frühlingstagen unseres Vaterlandes den König umgaben, als er mit seinen Prinzen und Generälen aufbrach, ins Feld zu ziehen.

Da hielt er, der geliebte Monarch, auf seinem kräftigen Roß, den schlichten, grauen Mantel um die Schultern, die einfache Feldmütze in die hohe, edle Stirn gedrückt, vor Breslaus Thoren, hinter ihm seine beiden ältesten Prinzen und seine Feldherrn: Blücher, der greise, kühne Held, Gneisenau, der Denker mit dem Adlersfluge, Scharnhorst, der große, biedere, schlichte Mann, und viele andere Prinzen und Generäle. Vor ihm standen die freiwilligen Jäger und hoben ihre Hände empor in heller Begeisterung, als wollten sie es mit ihren Mienen sagen, was sie innerlich gelobten:

„Nun hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Wir schwören Alle, Mann für Mann,
Die Knechtschaft hat ein Ende," —

dann kam die Landwehr! An manches Kriegers Hals hing noch eine weinende Frau, eine liebende Mutter. Aber sie rissen sich mutig los und blickten auf den König. Ein wenig zurück hielten die Zelte, mit dem Kreuz darauf, bei denen sich die Hilfe für die Verwundeten, Ärzte und Geistliche befanden. Der Oberpräsident, der Fürstbischof von Breslau und andere Herren standen davor, unzählige Frauen und Kinder, alte Männer und Veteranen gaben dem König und seinen Truppen hinaus auf den grünen Anger das Geleit, während vom Elisabeth-Turme, der

hinter ihnen im Morgennebel lag, ein Lebewohl=Geläut erklang.

Noch standen alle Kirchenthüren offen, — Tausende hatten in den Gotteshäusern sich dem HErrn befohlen, ehe sie auszogen zum heiligen Kampf, Tausende sich gestärkt mit der Lebensspeise für Leben und Tod. Alle Truppenteile waren auf des Königs Wunsch vor dem Ausmarsch in die Kirchen geführt, das heilige Sakrament ihnen gespendet, ihre Fahnen geweiht, ihre Waffen gesegnet worden.

Da gab es keinen Lärm und kein Geschrei, kein lautes Reden und Weinen unter der großen Menge. Die Männer und Jünglinge standen ernst und fest, die Frauen und Mädchen mit gefalteten Händen, die Greise und Männer, die ihre Pflicht daheim hielt, segneten die Kämpfer. Wie Glockenton und Orgelklang ging es durch aller Herzen.

Auch Frau Ohnhausen und Marianne waren mit ihren Freunden und Frau Bergmann hinausgekommen. Dort konnten sie Justin sehen, der hinter dem Bischof stand und da Franz Bergmann, der sein junges Weib noch einmal umarmte, während er sie zärtlich anblickte, — dort Oswald, in der neuen Landwehr=Reiteruniform der schlesischen Farben wie er als Adjutant auf seinem schönen Goldfuchs hin und her eilte, — und dort, ja dort stand Gottfried, ganz vorn in der Reihe der Freiwilligen und blickte zum König empor. Der grüne Jägerrock und das silberne Bandelier glänzten im Sonnenschein, der schwarze Kragen hob sein schönes Gesicht und die blonden Locken quollen unter dem leichten Tschako hervor; — hinter ihm stand Joseph und blickte auf den Freund, der ihm noch teurer als der König war.

Das Mutterauge hing unverwandt an dem Sohn, als

könne es nicht von ihm sich wenden. — Da erklang das Signal zum Aufbruch, die Trommeln wirbelten, die Pfeifen gellten, die Truppen setzten sich unter Gesang und Hörnerklang in Bewegung. „Die Preußen haben Alarm geschlagen,“ so klang es mutig durch die Luft, — da barg die Witwe ihr Gesicht still und weinend an der Tochter Schulter und diese schlang die Arme fest und innig um der Mutter Hals.

Es war ein herrlicher Maitag und die Sonne grüßte freundlich durch die altertümlichen Scheiben des Kirchleins zu Herrnau, als das Hochzeitsläuten begann und vom Schlosse her der Brautzug nahte.

Die Luft war voll Vogelsang und Blütenduft, auch das Kirchlein mit Blumen festlich geschmückt. Die Braut selbst, in ihrer schlanken Gestalt, mit dem weißen Atlaskleide und dem duftigen Schleier, der sie fast verhüllte, glich einer weißen Lilie, wie sie leise neben dem edlen, im kriegerischen Schmuck gekleideten Bräutigam dahinschritt. Beide waren jung und schön und der Frühling breitete seine hoffnungsgrünen Flügel über das ganze Land. Warum blickten wohl die Väter, die dem Paare folgten, so trübe? Warum so traurig die Mütter? Ja, selbst die Dorfleute, die zahlreich am Wege standen, wischten sich die Augen und die Glocken klangen wie Grabgeläute? Ach, nach der Trauung mußte er ja fort, Oswald, der geliebte Sohn, der glückliche Bräutigam.

Nur für wenige Stunden hatte sein Vetter Wilhelm im Dienst für ihn eintreten können, und in ihnen sollte Antoinette sein Gemahl werden, nicht um ihm zu folgen an den eigenen Herd, sondern um alsbald ihn scheiden

zu sehen und nur das Recht zu erwerben, ihn verwundet pflegen zu dürfen.

Mit schwerem Herzen hatten ihre Eltern eingewilligt — aber hunderte von Brautpaaren traten in diesen Tagen an die Altäre, um den Segen der Kirche für den Bund zu empfangen, den doch so bald die feindlichen Geschosse trennen konnten — da wagten sie nicht, allein sich zu widersetzen.

Wie anders hatte die Mutter sich der Tochter Ehrentag geträumt! — Streng und ernst, die feinen Lippen fest zusammengepreßt, schritt sie daher; während ihre ungleiche Schwägerin, Oswalds Mutter, das Taschentuch vor's Gesicht haltend, kaum das laute Schluchzen unterdrücken konnte, das ihr das Herz zu sprengen drohte.

Die Trauung war vorüber, das kurze Hochzeitsmahl gehalten — nun ging's ans Scheiden! — In dem Wohnzimmer stand Oswald zum Aufbruch gerüstet, und vor ihm sein junges Weib in aller Lieblichkeit und Schöne, mit gesenktem Kopf und tief gesenkten Wimpern; die Arme hingen regungslos herab, und wie innig Oswald sie auch ans Herz drückte, seine Zärtlichkeit wurde nicht erwidert. O, sie hätte wohl sich an seine Brust schmiegen, ihre Arme um seinen Hals schlingen mögen, wäre sie allein, nur einmal mit ihm allein gewesen; aber da blickte aus der Fensternische ihre stolze Mutter, welche unbewegliche Steifheit mit weiblicher Würde verwechselte und schon jede Liebesbezeugung während der streng bewachten Brautzeit als ungehörig zurückgewiesen hatte, — und das verschüchterte Kind wußte nicht, ob es jetzt anders sei, ob es die Liebe zeigen durfte, die es im Herzen trug.

Noch einen Kuß und Oswald eilte hinaus, die Treppe hinab, wo unten vor der Thür sein und seines Burschen

Pferde ungeduldig stampften, und im Portal der Brautvater, seine Eltern und Konrad mit den kleinen Schwestern stand. Wie zärtlich war der Abschied von diesen Geliebten! Die Kleinen wollten den Bruder nicht loslassen, Konrad hielt seine Hand, als könne er nimmer von ihm scheiden. Die Väter legten segnend die Hände auf das junge, noch einmal vom kriegerischen Schmuck entblößte Haupt, die Mutter schlang ihre Arme um den geliebten Sohn, „Oswald, mein Oswald," schluchzte sie in heißem Trennungsschmerz, „Glück meines Lebens, Sohn meiner Jugend, Wonne meines Alters, Gott schütze Dich, Gott schütze Dich!"

Er drückte ihre Hand an die Lippen, dann riß er sich los, um auf's Pferd zu springen. Er hatte schon den Zügel gefaßt und den Sattelknopf, — da wandte er sich zurück. In schnellen Sprüngen flog er die Treppe hinauf, er mußte sie noch einmal umarmen, seine geliebte Frau. Er trat in's Zimmer wo er sie eben verlassen. Da saß sie am Fenster, thränenlos, regungslos und die Finger bewegten die Nadeln ihres Strickzeuges wie im Traume. Oswalds Arme sanken herab, unschlüssig blieb er an der Thüre stehen, — „hat sie mich denn je geliebt?" so ging es fragend durch sein Herz. Zögernd schritt er auf sie zu, — sie erhob sich leise, er nahm ihre kalte Hand zwischen die seinen, schaute tief traurig auf ihr stilles Gesicht, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und ging langsam die Treppe hinab.

Doch schnell schwang er sich in den Sattel, gab seinem Pferde die Sporen, winkte mit der Hand ein letztes Lebewohl und sprengte davon, daß der Sand hoch aufwirbelte und der treue Gustav kaum folgen konnte.

Fünfzehntes Kapitel.

Schlesien frei.

Der Sommer mit seinen Kämpfen, mit seinem lang ausgedehnten Waffenstillstande war vorüber und der Krieg hatte aufs Neue begonnen.

Die Macdonaldsche Armee stand bei Löwenberg, Blüchers Hauptquartier war von dem Eichen umkränzten Dörfchen Krain nach dem Städtchen Jauer verlegt worden. Die Russen, unter General von Sack und von Langeron, und York mit seinen Truppen standen auf den Heßbergen; die übrige schlesische Armee hatte die benachbarten Dörfer besetzt.

In einer Weinstube des Städtchens, unter den altertümlichen Laubengängen, die den Markt umzogen, saß eine Anzahl Krieger beisammen. Es waren meist freiwillige Jäger, außerdem einige Landwehr- und etliche Linien-Offiziere.

Die Freiwilligen umringten einen Jüngling, der ein Lied recitierte. Theodor Körner hatte es im Unmut des Waffenstillstandes gedichtet; es drückte die Gefühle Aller aus und sie wiederholten im Chor:

„Herz, laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott,
Gott wird es wohl verwalten,
Er ist der Freiheit Gott.“

„Die Waffenruhe wäre vorüber,“ sagte einer der Landwehroffiziere, „aber wie wirds weiter mit dem Kampf?“

„O seit die Feuer auf unsern Bergen brannten,“ rief ein anderer, „als Freudenzeichen, daß Österreich endlich

dem Bunde beigetreten ist — wächst die Zuversicht des Sieges überall."

„Ein halber Monat ist seitdem verflossen," sprach wieder der erste, „am 10. August wars, wo die Feuer brannten; lange genug hatten wir darauf gewartet — und noch ist nichts geschehen."

„Man sagt, Fürst Schwarzenberg rücke mit der böhmischen Armee gegen Dresden vor," nahm ein dritter das Wort „und Napoleon sei umgedreht, um ihnen die Stirne zu bieten."

„Die schlesische Armee scheint ihm zu unbedeutend, um sich mit ihr zu messen," bemerkte der erste Offizier; „Macdonald, nicht der Kaiser, soll uns gegenüber stehen."

„Ist nicht die schlesische Armee die kleinste von den dreien?" frug der andere.

„Gewiß, sie zählt nur etwa 90,000 Mann, aber sie hat die besten Führer und die froheste Hoffnung des Sieges lebt in ihr."

Jetzt trat ein Mann heran, dessen Haltung und feinem, nachdenklichen Gesicht man den Gelehrten ansah. Er hatte einen Band Shakespeare in der Hand.

„Ohnhausen," sagte er zu dem Jüngling, der das Lied recitiert hatte, „Sie sind ein guter Vorleser; tragen Sie uns einmal den Hamlet vor."

„Ich glaube, Sie selbst, Herr Professor, oder mein Freund Raguel würden das besser können," erwiderte der Angeredete abwehrend.

Der Professor schüttelte den Kopf und Joseph sagte: „Am schönsten wäre es, wir könnten wieder in verteilten Rollen lesen."

„Dazu ist heut keine Zeit," rief ein anderer, „ich meine, wir stehen am Vorabend einer Schlacht!"

„So wäre es besser eine Klopstocksche Ode zu wählen," sagte der Gelehrte. „Doch da kommt ja mein Schwager Karl," und er ging auf den Eintretenden zu, der wie er die Uniform der Landwehroffiziere trug, „wo bist Du gewesen?"

„Ueberall: in Liegnitz, Profen, Striegau, Schweidnitz, wo ich endlich General von Clausewitz fand und um Mitternacht ihm Blüchers Order ins Bett brachte."

„Nun? Bist Du nicht zufrieden, daß Du ihn fandst? — Du blickst so düster drein?"

„Mein Pferd ist durch den scharfen Ritt unfähig geworden und ich kann nirgends ein anderes auftreiben."

„Was, die „Schriftgelehrten," wie Vater Blücher sie nennt; „zusammen und in ernsten Ueberlegungen?" frug lachend ein älterer Linienoffizier, aus dem Hintergrund der Stube auftauchend, wo er bisher mit Einigen beim Glase Wein gesessen hatte.

„Ja, in ernsten Ueberlegungen — und wegen eines Pferdes," lautete die Antwort. „Können Sie mir eins verschaffen?"

„O ho, jetzt hat's keine Pferde — die Reservepferde gibt man vor der Schlacht nicht weg; — aber hier ist ja „Fahrentheid" — er läßt gewiß „Reaumür" nicht im Stich," und er zog einen anderen Offizier herbei. Die beiden Freunde wandten sich ab. Sie empfanden eben keine Lust nach den etwas flachen Scherzen ihres Kameraden. Ein sinniger Philosoph und ein frommer Naturforscher, denen die Liebe zu König und Vaterland das Schwert statt der Feder in die Hand gedrückt, hatten sie einander Besseres zu erzählen.

Auch Gottfried und Joseph suchten sich eine stille Ecke zum Zwiegespräch. Gottfried hatte durch den jüngsten

Schulzensohn einen Brief von Marianne erhalten, die einige Tage in Rothendorf bei ihrer lieben Gabriele weilte. Der Brief erzählte von Aller Wohlergehen, von dem stillen Leben in Gnadenfrei, von dem gütigen alten Herrn von Theßmar, der nach dem Ausmarsch der Truppen Frau Ohuhausen und Marianne mit sich genommen hatte, auch von Gabrielens fortschreitender Genesung, und Joseph nahm warmen Anteil und freute sich mit dem Freunde.

„Wollen wir nicht Schillers Reiterlied singen?“ riefen jetzt mehrere Stimmen.

„Junker Äskulap,“ wandte der Linienoffizier sich zu Joseph, „Sie können die Laute rühren, hier ist eine zur Hand, und sind des Gesanges mächtig, zumal mit „Apollo“ ihrem Busenfreunde; frisch auf denn, Kameraden, und mutig gesungen.“

Joseph nahm die dargereichte Laute und sah Gottfried fragend an. „Wir wollen das „Trinklied vor der Schlacht“ singen,“ erwiderte dieser, „das der Sänger mit „Leier und Schwert“ erst kürzlich gedichtet hat. Es geht nach der Weise: „Feinde ringsum,“ und er begann, während Joseph ihn mit der Laute begleitete:

„Schlacht, du brichst an!
Grüßt sie in freudigem Kreise
Laut nach germanischer Weise,
Brüder heran.

Noch perlt der Wein.
Eh' die Posaunen erdröhnen,
Laßt uns das Leben versöhnen,
Brüder schenkt ein.

Schlacht ruft hinaus.
Horch, die Trompeten werben,
Vorwärts auf Leben und Sterben;
Brüder, trinkt aus!

Sie stießen an und leerten die Gläser auf einen Zug; da erklangen draußen Hornsignale und Trommelwirbel, — die Retraite wurde geblasen. — Es wurde still im Kreise und Mancher schickte sein Herz zu Gott empor.

„Wie wird's morgen sein, wenn Retraite geblasen wird?" sagte Gottfried ernst.

„Dann haben wir den Feind geschlagen," rief Heinrich Rinkendorf, der erst während des Liedes eingetreten war, „und wer fällt, der kanns verschmerzen, der hat das Himmelreich."

„Ha, wie die Jugend schwärmt," rief der Linienoffizier, „wäre besser, sie lernte den Gamaschendienst und die adrette Uniform, wie's preußischen Gardisten geziemt, statt mit langem lockigen Haar unter der studentischen Feldmütze und in der grünen, waidmännischen Litefka sich groß zu dünken und von Heldenthaten zu träumen! Als wenn wir nicht immer retirierten, immer rückgängige Bewegungen machten."

„Außer bei Bautzen und bei Groß-Görschen, wo die Garde und die Freiwilligen mit Löwenmut kämpften, wo der Prinz von Homburg fiel und unserm König, der im ärgsten Feuer hielt, zwei Pferde erschossen wurden," sprach Gottfried schnell; und der Gelehrte, der zuerst gesprochen, fügte hinzu: „Groß-Görschen ist mit bestem, edelsten Heldenblute bezahlt worden."

Alle sahen ihn fragend an. „Wißt ihr nicht, daß S c h a r n h o r s t seinen dort erhaltenen Wunden in Böhmen erlegen ist?" frug er traurig. „Er achtete seine Blessur gering und opferte sein Leben, um Österreich zum Anschluß zu bringen — Gottlob nicht vergebens."

„S c h a r n h o r s t?" rief Gottfried und Thränen traten in seine Augen, „der teure Mann, der edle Held — der

so viel gearbeitet, so viel gesät und gepflanzt hat — er soll die Frucht nicht schauen?"

„Er wird im Siegesheimzug fehlen," sprach ernst der andere der beiden Professoren. „Vielleicht mußte er der Königin Luise Kunde bringen von ihrem tapfern, treuen Volke?"

„Vielleicht daß einer von uns ihm morgen die Siegesbotschaft melden wird," fügte Heinrich hinzu, als man zur Nacht sich trennte.

Am folgenden Morgen hallten die Thäler der Neiße und Katzbach, die Eichwälder und die Höhenzüge wider vom Donner der Geschütze. Gegen Mittag wurde er immer stärker und die Fenster des Städtchens zitterten den ganzen Tag. — Der Sturm brauste und der Regen strömte hernieder; aber noch vernichtender stürzte sich York mit der Reiterei und dem Fußvolk von den Heßbergen hernieder auf die feindlichen Kolonnen. Auch General von Sacken mit seinen Russen griff kräftig ein. — Als die scheinbar rückgängige Bewegung in die Offensive überging und die schlesische Landwehr ihre Flinten, die wegen feuchten Pulvers versagten, umdrehend, mit dem Kolben dreinschlagend, unaufhaltsam vorwärts drang, da ergriffen Schrecken und Furcht die große Macdonaldsche Armee und Tausende fanden ihren Tod in den Fluten der hochangeschwollenen Flüsse.

Die Nacht brach herein; die Truppen biwakierten ohne Stroh in geringer Entfernung von dem Schlachtfelde; der Regen drohte immer wieder die Wachtfeuer auszulöschen. — Im Schutze einer mächtigen Eiche, die zwar den Regen nicht abhielt, aber doch mit ihren weit ausgebreiteten Zweigen ein Dach zu bilden schien, saß Gottfried, den Rücken an den Stamm gelehnt, auf dem nassen Rasen.

Den Kopf in Gottfrieds Schoß, mit seinem Mantel bedeckt, lag Joseph und schlief. Von zarterer Konstitution und Gesundheit, hatte die gewaltige Schlacht seine Kraft fast erschöpft und Gottfried hielt die Nachtwache bei dem Freunde.

Aus den Fenstern des nahen Schlosses, in welchem Blüchers und Gneisenaus Hauptquartier war, fiel ein Lichtschein herüber und zuweilen sah er die Schatten hoher Gestalten, wie früher im Breslauer Rathaus, wenn Scharnhorst seine großen Gedanken niederschrieb.

Noch kannte Gottfried nicht die Größe des Sieges, noch wußte er nicht, welche Opfer er gekostet — aber das wußte er: Der Feind war geflohen, die scheinbar Unbesieglichen besiegt — von der schlesischen Armee! — Frischer Mut und neues Hoffen erfüllte sein Herz. Ob auch überwältigt von dem Ernst der furchtbaren Schlacht, stieg heißer Dank zu Gott empor, der Sieg und Schutz verliehen.

Die Nacht verging und der Morgen kam. Noch schlief Joseph und Gottfried sah, wie sanft und tief der Schlummer war. Krummachers Parabel von Schlaf und Tod zog ihm durch die Gedanken. Wie leicht hätte Joseph so schlummern können, ohne die Augen wieder zu öffnen! Und wenn eine Kugel ihn träfe, ehe das Taufwasser seine Stirn benetzt! — Gottfried senkte den Kopf — ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust und ein inniges Gebet stieg zu Gott empor.

Nun wurde es lebendig im Lager. Auch Joseph erwachte, gestärkt durch den Schlaf und des Freundes Liebe. Da sprengte ein Landwehroffizier auf einem schönen Goldfuchs heran. „Oswald!“ rief Gottfried, das Pferd fast noch schneller als den Reiter erkennend. Ja, es war Oswald. Sein Mantel troff vom Regen und seine Haare waren naß, aber Freude und Glück strahlte aus seinem Gesicht.

„Gottfried,“ sprach er bewegt, „nun ist Scharnhorsts Name unsterblich geworden. Die schlesische Landwehr hat sich mit Löwenmut geschlagen und ausgehalten wie die ältesten Linientruppen. Jetzt kann Blücher alles mit ihr machen. Schon sind die Kuriere fort nach Böhmen mit der Siegesbotschaft an den König. — Die Schlacht, die wir schlugen, sie heißt, sagt Gneisenau, die Schlacht an der Katzbach! — Ungeheuer viel Geschütze, französische Adler und Gefangene sollen in unseren Händen sein. Es soll der vollste Sieg sein, den wir bisher errungen haben!“

„Gott sei gelobt!“ sprach Gottfried innig. „Nun wird es vorwärts gehen! — Doch Oswald,“ und er trat dicht an des Freundes Pferd, „ich sah Dich noch nicht seit Deiner Hochzeit,“ er schüttelte ihm herzlich die Hand, „Du mußtest so bald Dein junges Weib verlassen?“

Oswald bog sich zu Gottfried hernieder: „Sie hat mich noch einmal im Lager besucht; vor Ablauf des Waffenstillstandes kam sie mit Fräulein Rénoux auf einen Tag — und das war schön! Doch, Gottfried, leb' wohl! Die Verfolgung ist der Reiterei befohlen — bald wird Schlesien vom Feinde gesäubert sein — auf Wiedersehen!“

„Gott schütze Dich, Oswald,“ sagte Gottfried, hielt seine Hand und blickte ihm in die schönen Augen, die ihn so lebhaft an ein paar andere, noch schönere erinnerten. Dann ließ er sie los und Oswald sprengte über die nassen Wiesen, dem Schlosse zu, um die Order vom Feldherrn zu empfangen.

Einige Wochen später gingen Gabriele und Marianne im Dorf hinauf nach dem Schulzenhofe. Auch Frau Ohnhausen war mit dem Großonkel von Gnadenfrei

herüber gekommen und wohnte, wie vor Zeiten, im Rothendorfer Schloß. Die Frauen und Mädchen wetteiferten in der Fürsorge für die Verwundeten, deren es nach der Schlacht an der Katzbach überall, in öffentlichen Lazaretten und Privathäusern, reichlich gab und die Hände regten sich von früh bis spät. Auch heute hatten Marianne und Gabriele einen großen Stoß Verbandzeug genäht und nebst einem Dutzend Strümpfen und einem Berge Scharpie, den Lieschen und Gretchen gezupft hatten, für das Schweidnitzer Lazarett zurecht gemacht; nun wollten sie in der Dämmerstunde noch einen Krankenbesuch machen: Anton, der älteste Schulzensohn, der vor mehr als drei Jahren Marianne und ihre Mutter nach Breslau gefahren hatte, lag schwer verwundet im Vaterhause.

Es war ungewöhnlich still im Hofe, als Gabriele und Marianne eintraten, auch im Hause schien sich nichts zu regen, bis sie an die Thür der Oberstube kamen und die Stimme der Großmutter singen hörten:

„Befiehl Du Deine Wege
Und was Dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt;
Der Wolken, Luft und Winden
Gibt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da Dein Fuß gehen kann.“

Sie blieben einige Minuten horchend stehen, von dem Schluß des Verses besonders gerührt, denn der, dem die Schulzenmutter zum Trost es sang, Anton, ihr geliebter Enkelsohn, sollte fortan mit einem Fuß durchs Leben gehen, das wußten sie; sein rechtes Bein war in der Schlacht zerschossen und darnach amputiert worden. Doch die Großmutter begrüßte sie sehr freudig und auch Antons

Augen blickten fröhlich. Der Wundarzt war da gewesen und hatte ihn außer Gefahr erklärt. Darauf war der Vater das erstemal wieder zum Markt und die Mutter mit den Töchtern ins Feld gegangen, so daß die Großmutter allein bei dem Kranken blieb.

„Ich freue mich schon auf meine Krücken,“ sagte Anton und schaute das mitleidige, gütige Fräulein Gabriele und die freundliche Jungfer Marianne ganz mutig an. „Und dann, wenn ich erst mein hölzernes Bein habe, da will ich schon marschieren.“

„Ja,“ sagte die Großmutter, „wenns ihn auch nicht zum Tanze trägt, zum Gotteshaus wird es ihn schon tragen und wenn er nur auf Gottes Wegen geht, da kommt er sicherer ins Himmelreich mit einem Fuß, als mancher mit zweien.“

Und Marianne sprach: „Es ist doch auch gar schön, so viel für König und Vaterland zu opfern und in späteren Jahren wird sicher jeder geehrt werden, der einen Stelzfuß hat.“

Gabriele aber fügte hinzu: „Die liebe Tante würde glücklich sein, wenn sie ihren Oswald so wieder hätte, — sie schwebt Tag und Nacht in Angst um ihn.“

„Er ist aber im Kriege gerade so sicher wie im Rothendorfer Schloß,“ sagte zuversichtlich die alte Frau. „Gottes Engel sind überall und kein Haar wird gekrümmt ohne Seinen Willen.“

„Das ist der beste Trost,“ erwiderte Gabriele, „und auch Ihr im Schulzenhof könnt ihn gut gebrauchen — sind doch noch zwei Söhne im Felde!“

„Denen geht es aber recht wohl,“ entgegnete die Schulzenmutter, „sie haben erst kürzlich geschrieben, und daß mein Patenkind, unser Pastor-Gottfried, Offizier geworden ist, das hat mich sehr gefreut.“

„Gottfried hat Ihre Enkelsöhne auch gesprochen," sagte Marianne. „Er schrieb von Bautzen und erzählte, wie schön es in Herrnhut gewesen sei — an einem Sonntage, wo General Blücher mit seinem ganzen Stab zur Kirche ging und aus vollem Herzen das Lied erklang: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gott!"

„Ja, Vater Blücher hält was darauf, unserem HErrgott die Ehre zu geben," sagte Anton lebhaft, „so thuns alle Führer, voran unser König."

„Der hats gelernt," sprach die Großmutter schnell, in bösen und in guten Tagen hat ers gelernt auf Gott vertrauen."

„Er ist durch viel Leid gegangen," sagte Gabriele, „und seit dem Tode der geliebten Königin so allein, — wie wohl mag seinem verwundeten Herzen die Liebe seiner Kinder und seines treuen Volkes thun! — Doch, Marianne, wir müssen nach Hause gehen, Konrad sollte heut Abend kommen."

Als sie ins Schloß zurückkamen, war Konrad, der in Breslau seit vier Wochen eingeübt wurde, mit einigen Freunden schon gekommen — und voll freudigster Bewegung: in wenig Tagen sollte er und seine Kameraden der Armee nachgeschickt werden!

„Marianne, liebste Marianne, Sie müssen singen," bat er, sobald diese ins Zimmer trat; „die herrlichen Lieder unseres „Barden mit Leier und Schwert" müssen Sie singen — denn bald gehts zum Kampf hinaus. Es ist auch leichter für meine Mutter," fügte er halblaut hinzu, „wenn Gesang und Musik ihr das Sprechen erspart; sie kann es kaum fassen, daß mein Vater noch einen Sohn ins Feld ziehen läßt, während ihr Herz so sehr um unseren Oswald bangt."

„Und bangt es vielleicht umsonst? Ist es eine unnötige Sorge?“ frug Frau von Theßmar, welche die letzten Worte gehört hatte.

„Nein, Herzens-Mutter! — Aber Gott hat bisher über ihm gewaltet und ihn in der glorreichen Schlacht an der Katzbach so gnädig behütet.“

„Sie ist nicht das Ende, sondern der Anfang des Krieges.“

„Sie hat Großes gebracht — unser ganzes, liebes Schlesierland ist vom Feinde befreit!“ sprach Herr von Theßmar hinzutretend. „Sie hat den Mut gestärkt, die Hoffnung des Sieges vermehrt. Selbst im böhmischen Hauptquartier soll der Glaube auf endliches Gelingen wachsen, seit zu dem Siege von Kulm die guten Nachrichten aus Schlesien und der Mark gekommen sind. Auch bei Dennewitz hat die Landwehr mit den ältesten Kerntruppen gewetteifert und der Garde nicht nachgestanden. Napoleons Absicht, Berlin zu nehmen, ist abermals mißlungen und von allen Seiten rücken die Armeen auf Leipzig zu. Es scheint, die Heere sammeln sich dort zu einer Völkerschlacht.

Frau von Theßmar bedeckte mit der Hand die Augen. — Da bat Gabriele zärtlich: „Liebe Tante, geben Sie nicht schlimmen Ahnungen Raum! — Oswalds „Fingal“ hat schon oft des Nachts geheult — und in Domhof riefen allabendlich die Käuzchen aus dem Busch.“

„Darauf gebe ich nichts,“ sagte Frau von Theßmar. „Aber heut Nacht sprang das Glas auf Oswalds Kinderbild mitten entzwei, — so was erschreckte schon meine liebe, selige Mutter, und die war nicht abergläubisch.“

„Man braucht wohl nicht abergläubisch zu sein,“ begann Frau Ohnhausen, „um die ganze, ernste Wirklichkeit

mit bangem Weh zu fühlen, — aber unsere Hoffnung steht auf Gottes Barmherzigkeit."

„Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hilfe in Nöten kräftig erfunden," sagte der Großonkel fest.

Da erklang das erste, von Konrad erbetene Lied und Marianne sang mit Thränen im Auge, um des vor wenig Wochen gefallenen Dichters willen, aber mit mutiger Stimme:

„Vater ich rufe Dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe Dich,
Vater, Du führe mich!

Gott, ich erkenne Dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich Dich,
Vater, Du segne mich!

Vater, Du segne mich;
In Deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, Du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise Dich!

Vater, ich preise Dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde,
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
D'rum fallend und siegend preis' ich Dich,
Gott, Dir ergeb' ich mich."

„Gott, Dir ergeb' ich mich," so klang es auch in dem bekümmerten Mutterherzen! Konrad und seinen Freunden aber war es, als müßten sie von dem Liede in die Schlacht sich stürzen und den Sieg erringen.

Sechzehntes Kapitel.

Nach der Leipziger Schlacht.

Heller Jubel ging durchs ganze deutsche Land: Napoleon war geschlagen und geflohen! In den Gefilden der norddeutschen Tiefebene war sein Stern gesunken, der in Moskau's Schneegefilden zu erbleichen begann. Die verbündeten gekrönten Häupter hatten dankend ihre Hände erhoben und fest zusammen gelegt zu heiligem Bunde. Aus vielen Völkern und Zungen war Preis und Lob emporgestiegen nach der dreitägigen blutigen Schlacht. Im ganzen Lande standen die Kirchen geöffnet und Tausende eilten Gott zu danken für den herrlichen Sieg. — Aber unter die Jubelklänge mischten sich Schmerzens-Thränen: Viele, Viele, die den Sieg erkämpfen halfen, sahen nicht mehr den Lohn ihres Opfers. Tausend Hände, die das Schwert geschwungen, tausend Lippen, die den Schlachtruf angestimmt, lagen still und stumm, — und von Vielen war noch keine Kunde zu den harrenden Lieben daheim gedrungen.

Zu den Letzteren gehörten auch die Theßmars in Rothendorf. Konrad, das wußten sie, konnte mit seinen Kameraden noch nicht das Heer erreicht haben, — aber Oswald? Oswald mußte mitgekämpft haben! Die schlesische Landwehr hatte in den Tagen der Entscheidung nirgends gefehlt. — Schon war der König auf wenig Tage nach Berlin geeilt, hatte im Dom den HErrn gepriesen, sich am Abend dem entzückten Volk im Theater gezeigt und war mit einem tausendstimmigen „Heil Dir im Siegerkranz" begrüßt worden. Schon hörte man, daß die französische Armee, eifrig verfolgt, bis über den

Thüringer=Wald gewichen sei und noch war von Oswald keine Kunde!

Herr von Theßmar hatte sich in den ersten Novembertagen nach Breslau aufgemacht, um dort eine Nachricht zu erlangen, zumal er das Harren im stillen Rothendorf kaum zu tragen vermochte. Auch Frau von Theßmar sehnte sich hinaus. Sie war mit Gabriele nach den Keltschenbergen bis zur katholischen Kirche hinaufgestiegen, immer in die Ferne spähend, ob sie das Gefährt ihres Gemahls auf der Straße erblicke. Zögernd wandte sie sich zum Rückwege, als der Herbstnebel sich zu senken begann und die Fernsicht vereitelte.

Sie kamen am Schulzenhof vorbei; es war schon Licht darin, man sah durch die Fenster fleißige Spinnerinen ihre Räder drehen und hörte singen.

„Die Glücklichen," sagte Frau von Theßmar, „sie haben Nachricht von ihren Söhnen."

„Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen,"

so klang das Lied. „Lützows wilde, verwegene Jagd," sagte Gabriele, „die hört man jetzt überall."

Doch die Tante eilte vorwärts, am Schloß vorüber, weiter ins Dorf hinab, Gabriele konnte ihr kaum folgen. „Wir wollen noch bis zum Grenzrain gehen," sprach sie schnell, „vielleicht daß der Onkel kommt."

Bald hatten sie das Dorf hinter sich, der Nebel hüllte alles immer dichter ein. Jetzt hörten sie Geräusch durch die tiefe Stille. — „Das sind Reiter," sagte Frau von Theßmar, „was werden sie bringen?" Sie hielt zitternd Gabrielens Arm. Nun unterschieden beide deutlich den Hufschlag zweier Pferde, welche langsam näher kamen. Plötzlich waren sie dicht vor ihnen: ein Goldfuchs und

ein Eisenschimmel, auf letzterem ein Bursche, der den Fuchs an der Leine führte. „Gustav!“ rief Gabriele. — Die Tante aber stieß einen Angstschrei aus und sank in ihre Arme. — Das Roß ohne Reiter, der heimkehrende Bursche, sie hatten dem Mutterherzen alles verraten und es drohte zu brechen unter dem Jammer.

Gustav holte Hilfe aus dem Dorf. Einige Frauen kamen und stützten ihre wankende Herrin. In der Nähe des Schlosses konnte sie wieder besser gehen. An der Thüre dankte sie mit stummem Händedruck. Fräulein Rénoux und die Kinder kamen herbei; Herr von Theßmar war eben auf näherem Feldwege zurückgekehrt. Er nahm seine schluchzende Frau an sein Herz und zog sie ins Zimmer.

Gabriele eilte in den Hof hinab, um mehr von Gustav zu hören. Sie fand schon die ganze Dienerschaft um ihn versammelt; doch machten ihr alle ehrerbietig Platz.

„Wie kam es, Gustav?“ frug sie nahe hinzutretend mit bebender Stimme, „fiel er in der offenen Schlacht?“

„Er ward am ersten Tage schwer verwundet; eine Granate zerschmetterte ihm seine beiden Kniee.“

Gabriele schauderte und bedeckte mit der Hand ihre Augen. „Und sahst Du etwas von den Andern?“ frug sie nach einer Weile sich mühsam fassend, „von meinem Bruder? Von Herrn Ohnhausen?“

Gustav nickte. „Herr von Willingbrodt brachte meinen Herrn mit mir nach Halle. Herr Ohnhausen kam am letzten Tage. In seinen Armen that mein Herr die Augen zu.“

„Halle, sagtest Du? — Ist Dein Herr nicht bei Leipzig gefallen?“

„Wie mans nehmen will. Ich glaube, sie heißen alles

zusammen die Schlacht bei Leipzig — aber eigentlich warens viele Schlachten. Gleich am ersten Tage, wie wir bei Möckern fochten, hieß es: auf der andern Seite werde von der böhmischen Armee auch eine Schlacht geschlagen. Manche meinten den Kanonendonner zu hören, aber mir brüllten die Geschütze auf unserer Seite viel zu sehr!"

Das halbe Dorf stand jetzt versammelt um den Reiter, der aus der Leipziger Schlacht kam; jeder wollte ihn sehen, von ihm hören, ihn fragen und Gustav fuhr immer lebhafter fort:

„Die Franzosen standen bei Möckern, sie hatten sich im Dorfe verschanzt; die Ränder der Elster sind steil und ums Dorf geht eine feste Mauer. Das Fußvolk stürmte heran, — sechsmal hatten sie das Dorf und mußten es wieder fahren lassen, — da ist Blut geflossen, Kinder, — so was vergißt sich nicht! — Endlich kam der General York herangesprengt und führte uns mit seiner Reiterei selber ins Gefecht:

„Marsch, Marsch," rief er ganz laut, „es lebe der König!"

Da erstürmten wir die Höhen; da war es, wo meinen Herrn, der den Andern voran sprengte, die Kartätsche traf. Ich sah ihn fallen, der Fuchs bäumte hoch auf, dann ritt er allein die Attacke mit und wurde später eingefangen. — Das Fußvolk nahm das Dorf — ich habe nicht mehr viel gesehen — ich trug meinen Herrn aus dem Gefecht. Dann brachte ich ihn mit einigen Kameraden zu unserem Biwak. Der Feind war gewichen, viele Kanonen hatte er uns gelassen — und viele Tote! — Es war schon dunkel geworden und die Wachtfeuer wurden angezündet; wir dachten erst nicht, wie schlimm meines Herrn Wunde sei, — mit Herrn Justin hatte ich ihn im

Lazaretzelt ganz schön gebettet, — da stimmten sie draußen an den Feuern das Lied an:

„Nun danket alle Gott,
Mit Herzen, Mund und Händen."

Mein Herr hörte es und sang mit. Ich konnte nicht singen — es that so anders klingen als zu Hause, wenn wir die Weizenkrone tragen," — dem Burschen versagte die Stimme, — dann fuhr er mutig fort:

„Am andern Morgen, als wir zum Sonntagsgottesdienst zusammentraten, — sah das aber unter uns aus! So viele hohe Offiziere gefallen — von etlichen zwanzig hieß es: „gefallen" oder „verwundet" und die Infanterie, ein Dritteltheil fort! — Und gar unsere schlesische Landwehr! Reiter und Fußvolk waren lange nicht mehr zur Hälfte da! Am Morgen sahen wir auch, wie nahe wir an Leipzig heran waren, aber die Franzosen hatten es noch, drum konnten wir dort hinein meinen Herrn nicht bringen; da sagte Herr Justin: wir wollen mit ihm zurück nach Halle fahren, denn er merkte es, daß der Brand in die Wunden kam. Ach, das war anders, wie wir nach Halle kamen, als wie wir d'raus fortgeritten waren!"

„Wie denn, Gustav? Hatte dort auch der Feind gehaust?" frug Gabriele.

„Nein, aber in Halle waren wir gewesen vor der Schlacht — so lustig und so gut hatten wirs gehabt, — die Offiziere und Jäger saßen noch Abends lange zusammen und sangen und stießen an mit vollen Gläsern. Ich sah meinen Herrn, wie er mit Herrn Ohnhausen anstieß und rief: „Auf frohe Heimkehr!" Und Herr Ohnhausen sagte: „Gott walt's!" Nun brachten wir meinen sterbenden Herrn."

„Und wann sagtest Du, daß Herr Ohnhausen kam?"

„Am 20. denke ich, war's. Mir geht alles im Kopf herum wie ein böser Traum. Ja, am 20. wars! Am 19. schickte der König meinem Herrn das eiserne Kreuz. Ein Kornett von seinem früheren Regiment, Junker Konrads Freund, den Namen hab' ich nicht behalten, er klang bald wie Drossel." — „Drosting," ergänzte Gabriele. — „Der brachte ihm das Kreuz."

„Hat er es noch gesehen? Und hat es ihn gefreut?" frug Gabriele lebhaft.

„Ja, er streckte die Hand darnach und sagte: „Dank meinem König." Wie Herr Ohnhausen kam, kannte er ihn gleich. Er hatte auch das eiserne Kreuz an der Brust und als er sagte: „Oswald, Napoleon ist geflohen, der Sieg ist errungen, der König ist in Leipzig eingeritten!" Da rief mein Herr ganz laut: „Gott sei gelobt!" — Später frug Herr von Willingbrodt meinen Herrn, ob er nichts an die Lieben in der Heimat zu bestellen habe und er sagte: „Grüße, tausend Grüße!" Aber manchmal mochten sich seine Gedanken verwirren, denn als Herr Justin weiter frug: „Hast Du nichts an Deine Frau zu bestellen?" gab er eine unverständliche Antwort. Zuletzt drückte er das Kreuz an die Brust und sagte: „Das Zeichen der Erlösung und des Sieges."

„Schmerzen hatte er nicht viel," fuhr Gustav in Absätzen fort, „es war der kalte Brand und sie sagen, der thut nicht weh. — Wie alles vorbei war, mußte Herr Ohnhausen bald fort — aber Herr Justin und ich, wir haben alles besorgt; — das Begräbnis war sehr feierlich, — viele Offiziere und Soldaten folgten, — aber mein Herr wird nicht wieder lebendig," — und den starken Burschen übermannte der Schmerz, — er lehnte den Kopf an des Pferdes Hals und schluchzte.

Gabriele suchte ihn zu trösten, erinnerte ihn an seine Eltern; er ermannte sich wieder und bald kam seine Mutter, ihm die Thränen, selber weinend, von den Wangen küssen, der Vater ihm die Hand schütteln, ohne reden zu können in dem Gemisch von Freude und Schmerz, das ihn erfüllte.

Aber nun wollten Alle noch mehr hören. Jeder frug nach den Seinen. — Gustav wußte wenig zu sagen. — „Es werden Viele gefallen sein, — Herr Ohnhausen erzählte, am 18. sei die Kavallerie über das Schlachtfeld gestürmt, das mit toten Kameraden ganz überdeckt war. Er wurde blaß als er davon sprach — und Abends sei der Himmel hochrot gewesen vom Brande der vielen Dörfer. Aber die Russen hätten ihre Lieder angestimmt, und bald sei überall an den Wachtfeuern Gottes Lob erklungen."

„Wann zogen denn die Unsrigen in Leipzig ein?" frug der Schulzen Hoffmann, „meine Jungen waren auch dabei!"

„Am 19. denke ich, ist's gewesen. — Herr Ohnhausen sagte, sie seien plötzlich dringewesen, eh's die Franzosen dachten. Die Sächsischen waren schon zu uns über und andere Deutsche auch, — aber der Napoleon hats nicht glauben wollen — auf einmal klingts von allen Seiten „Es lebe der König! Hurra!" Und dann wie die Elsterbrücke gesprengt wurde, — das muß ein Schreck gewesen sein! — Herr Ohnhausen sagte auch, wie unser Vater Blücher einritt, da hätten die Kosaken gerufen: „Marschall Vorwärts, Marschall Vorwärts," und auf dem Markt hätte ihn der Kaiser Alexander umarmt."

Fräulein Rénoux war während des letzten Teils der Erzählung herbei gekommen: Gabriele, zum Tode ermüdet, folgte ihrer Bitte, sich in ihrem Zimmer auszuruhen.

Sie ließ sich von ihr auskleiden und zu Bett bringen, wie ein Kind. „Arme, arme Antoinette, wie wird sie's tragen? wäre sie doch bei der Tante," seufzte Gabriele mehr als einmal; dann sagte sie leise: „Ich glaube, mein Herz hat einen Riß bekommen, als ich die Tante in meinen Armen hielt und ich habe ihn doch immer wie einen Bruder lieb gehabt." Sie legte sich nieder, um Wochen lang nicht aufzustehen; ihr Herzleiden war in ein neues, bedenkliches Stadium getreten.

„Willst Du nicht in den Betsaal gehen, Marianne? Du singst ja so gerne, am Jahresschluß ist es immer sehr schön und ich kann recht gut allein bleiben," sagte Frau Ohnhausen und blickte liebreich auf ihre Tochter, die eine Tasse mit Imbiß auf den kleinen Tisch setzte, der vor ihrem Lehnstuhl stand.

„Nein, Mütterchen, ich trinke lieber mit Dir Thee." erwiderte Marianne, „auch wird Dein Husten Abends oft recht arg und Herr von Theßmar ist schon vor einer Stunde gegangen, ich käme doch zu spät."

„Es wird ihm nicht lieb sein, wenn wir beide fehlen?"

„Er ist so gütig; auch weiß er, daß ich am liebsten bei Dir bin und daß ich mir aus dem Zettelziehen nichts mache."

„Ja, er ist sehr gütig. Wie viel Liebe hat er uns schon erwiesen, seit er uns von Breslau fort hier in sein stilles Asyl nahm."

„Und Du ihm!" fiel Marianne ein.

„Nicht in letzter Zeit, mein Kind. Seit drei Wochen hat er nur Geduld mit mir und meinem Husten haben müssen. — Aber warum magst Du das Zettel- oder

Spruchziehen nicht leiden? Es ist doch ein Gotteswort, das wir mitbekommen ins neue Jahr und Du hast die Losung so gern?

„An die Losung bin ich gewöhnt von Kindheit an," erwiderte Marianne, „und wenn ich sie lese, ist es mir lieb und trostreich, mich in Gemeinschaft zu wissen mit vielen Kindern Gottes, die sich daraus ein Licht nehmen für den kommenden Tag; — aber das Spruchziehen in der Neujahrsnacht — ich möchte es nicht mitmachen — es erinnert mich an Schillers Worte im Wallenstein:

„Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal;"

— mir kommt es fast wie „Gott versuchen" vor."

„Du sprichst in starken Worten, nach alter Weise," sagte lächelnd die Mutter, „doch mag ich Dir den kräftigen Sinn nicht wehren; er hilft den Mut auffrischen in dieser schweren Zeit. — Wie alt ist eigentlich Gottfried's letzter Brief?" fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Nicht gar alt, Mütterchen, von Mitte Dezember — und seitdem hörten wir noch von ihm durch einen Brief Justins an Gabriele. — Meine liebe, liebe Gabriele! Ich wünschte, Justin kehrte heim; sie sehnt sich so nach ihm!

„Bitte, gib mir Gottfrieds letzten Brief," sagte Frau Ohnhausen nach einer Pause, „oder ist er noch in Rothendorf?"

„Nein, Fräulein Rénoux schickte ihn mir gestern zurück; sie schreibt, Gabriele habe sich so sehr daran gefreut. — Ob es wohl Gottfried recht wäre, wenn er es wüßte, daß wir ihr seine Briefe zum lesen schicken?"

„Gewiß! Doch Marianne, lies mir den Brief, meine Augen sind so müde."

Marianne nahm den Brief, setzte sich auf ihren Lieblingsplatz, die Fußbank an der Mutter Knie, rückte sich das Licht zurecht und las:

„Geliebte Mutter!

Nun sind wir seit zehn Tagen in Frankfurt am Main, der alten schönen freien Stadt des deutschen Reiches.

Ich bin gesund und Joseph, Justin und unsere anderen Freunde sind es auch. Wie mag es Dir und Marianne und allen Geliebten in der Heimat gehen?

Mit tiefem Schmerz denke ich an Oswalds Tod und an Gabrielens Leiden. Aber es ist kein düstrer Schmerz, — er ist von himmlischem Lichte durchdrungen. — Oswald ist gefallen, ein Opfer für die hohen Güter, denen wir alle unser Leben geweiht haben, — er ist gestorben, das Kreuz ans Herz gedrückt! Und Gabriele! — Wenn ich an sie denke, wie ich sie zuletzt gesehen, im Anfang dieses Jahres, das bald zu Ende geht, — mit dem Friedensausdruck im Gesicht, mit der sanften Freundlichkeit, die jedem wohl sein ließ in ihrer Nähe, — da weiß ich: ihre Seele erstarkt in der Leidensschule, ihr himmlisches Leben wächst, und wie auch Gott sie führen mag, es wird ihr zum Heil gereichen. — Ach Mutter, es ist ein ernstes, großes Jahr, das bald zu Ende geht. Wie viel Blut und Thränen haben auch meine Augen darin gesehen! Wie viel Weh ist durch's Herz gezogen; und doch schlägt es mutig und hoffnungsvoll dem neuen Jahr entgegen. Gott hat uns bisher geholfen. Er hat Sieg auf Sieg geschenkt. Gewiß wird „Marschall Vorwärts“ uns über den Rhein und nach Paris führen. Vorigen August in Bautzen nach dem ersten großen Sieg in unsrer Heimat, als General Gneisenau sagte: „Ihr sollt noch Trauben essen

am Rhein," da däuchte es vielen wie ein Mährlein, aber wie er neulich sagte: „Ihr müßt noch von dem edlen Elfer trinken," — da schien es uns ganz in der Ordnung. — In unsrer schlesischen Armee herrscht ein frischer Mut und im Blücherschen Feldlager geht es edel zu und heiter. — Napoleon dagegen soll Furcht und Schrecken in seiner Nähe verbreiten, je mehr sein Stern sinkt und der Gedanke endlichen Unterliegens an seine stolze Seele tritt. Seit gestern ist unser König aufgebrochen. Kaiser Alexander ging schon vorher nach Freiburg. — Er war immer sehr gütig zu allen Deutschen und die Freundschaft zwischen ihm und unserem Könige ist nun auch in der Armee eine mit Blut besiegelte Waffenbrüderschaft geworden. Köstlich ist es, daß uns keine Deutschen mehr gegenüber stehen, und die Hoffnung auf ein einig deutsches Reich wird wieder wach! Habt ihr Ernst Moritz Arndt's Schrift gelesen: Der Rhein: Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze?

Wir waren schon am Ufer des geliebten Stroms; Joseph und ich und einige andere Kameraden. Wie herrlich schäumte er daher — nicht geeignet Ketten zu tragen! Wir mußten der Worte Friedrich Schlegels gedenken:

„Du freundlich schöne edle Woge,
Vaterland am lieben Rhein,
Sieh', die Thränen muß ich weinen
Weil das alles nun verloren."

Weißt Du noch, Marianne, wie vor drei Jahren Heinrich Rinkendorf sie anführte, als in Breslau bei Theßmars die Kupferstiche vom „malerischen Rheinland" besehen wurden? Und wie Oswald sagte: Das werden wir alles wieder erobern? Er hat Wort gehalten bis in

den Tod — und wir wollen auch Wort halten. Wie ich vor acht Tagen unsern König wieder sah, — seit Leipzig zum erstenmal, — pochte mir vor Freude das Herz.

Graf Schwerin, sein Flügeladjutant erzählte uns, wie er in Böhmen den König mit den Meldungen immer bei den Vorposten suchen mußte, wie sie ihn dort nur den „ritterlichen König“ nannten und ihn so sehr liebten, auch um seiner gütigen Fürsorge für die Armen und Bedrängten willen. Ich werde es nie vergessen, wie er nach den Leipziger Siegestagen persönlich nach den Verwundeten frug und für sie sorgte. Er heißt mit Recht ein Vater seines Volkes.

Neulich traf ich unsere Professoren, „die Schriftgelehrten“ wie Vater Blücher sie nennt. Uns Breslauer Studenten wird immer wohl, wenn wir sie sehen und Steffens glühender Rede, der ersten Kriegserklärung gegen Frankreich, gedenken. Professor von Raumer nahm mich mit zu seinem Freunde Christian Schlosser. Er liegt bei ihm im Quartier, ebenso der junge Graf Stolberg, der zu Fuß von Münster kam, um sich unter unsers Königs Fahne zu stellen. Die Mutter unseres gütigen Wirtes, eine würdige alte Frau, hieß uns herzlich willkommen. Friedrich Perthes und Zacharias Werner waren dort. Letzterer ist so wie Schlosser und Graf Stolberg's Vater: Konvertit. Es wurden viele und interessante Gespräche geführt, dazu ein wenig disputiert, aber in ganz freundlicher Weise. Auch Justin war da. Professor von Raumer erzählte mir dann, wie Graf Stolberg, der Vater des jungen Grafen, in der jetzigen Öde und Dürre unserer evangelischen Kirche nach lebendigem Wasser dürstend, hin und her gesucht habe und nahe daran gewesen sei, sich der Brüdergemeinde anzuschließen, ehe er in der römisch-

katholischen Kirche eine Zuflucht fand. — Wann, ach wann werden die getrennten Kinder Gottes wieder vereinigt sein in einem Vaterhause? — Wann wird das Sehnen des frommen Novalis, daß Eine sichtbare Kirche alle nach dem Ueberirdischen dürstenden Seelen in ihrem Schoß vereinen möge, sich erfüllen? — Diesen Seufzer thue ich auch für meinen Joseph. Ich bin gewiß, seine letzten Bedenken wären besiegt, wenn ich ihm die Kirche Gottes zeigen könnte: einig und wartend auf den Messias! — Was den letzten Punkt betrifft, so sind wir einander viel näher gekommen seit wir die Apostelgeschichte zusammen gelesen und uns überzeugt haben, daß Paulus, der Ebräer aus den Ebräern, der Schriftgelehrte und Pharisäer, um der Hoffnung Israels willen angeklagt und in Banden gelegt wird, daß die Hoffnung Israels auch seine Hoffnung ist, daß es das Bekenntnis ist von der Auferstehung der Toten und von der Zukunft des HErrn, um dessenwillen die Sadduzäer ihn verfolgen, und wie es diese Hoffnung ist, die durch alle Briefe leuchtet. — Gestern als ich zu Joseph ins Quartier kam, fand ich ihn in Thränen. Auf meine besorgte Frage entgegnete er: Soll ich nicht weinen um mein Volk, um mein armes, verblendetes Volk, das den Messias gekreuzigt hat? Und über mich selbst, daß ich Ihn, der auch für mich gestorben ist, nicht eher erkannt habe? Ich konnte nicht anders, ich schloß ihn mit Freudenthränen in die Arme. — Helft mir nur weiter beten. — Der Frühling kommt nicht auf einmal, aber er kommt gewiß.

Doch genug für heute, geliebte Mutter. Joseph grüßt Dich und Marianne. Er ist der treueste Kamerad. Auch Justin grüßt Euch. Bitte bestellt in Rothendorf meine wärmsten Grüße. Ich küsse Dich, mein teures, bestes

Mütterchen und Dich, meine vielgeliebte Schwester. Gott sei mit Euch und

Eurem

Gottfried.

Frankfurt a/M., den 16. Dezember 1813.

Mutter und Tochter hingen noch ihren Gedanken nach, da klangen Posaunen durch die stille Nacht. Das alte Jahr schied von dem neuen.

Marianne öffnete das Fenster und lauschte den heiligen Tönen:

„Jesu, geh voran
Auf der Lebensbahn,
Und wir wollen nicht verweilen,
Dir getreulich nachzueilen;
Führ' uns an der Hand
Bis ins Vaterland,"

so sang der Sängerchor vom Betsaal her.

Bald darauf trat Herr von Theßmar ein:

„Thu' uns nach dem Lauf
Deine Thüre auf!"

sprach er ernst, die letzten Worte des Liedes wiederholend. „Ein großes Jahr ist zu Rüste gegangen, ein noch größeres vielleicht steigt am Himmel auf. Gott segne unsern König und unser Vaterland!"

Zur selben Stunde fuhren zwei Boote über den Rhein. Nahe seinem Ufer in einer Wirtsstube hatten preußische Offiziere und freiwillige Jäger beisammen gesessen und die grünen Gläser mit goldenem Rheinwein gefüllt feierlich aneinander klingen lassen.

Nicht fern davon wurde an den Pontonbrücken gearbeitet, auf denen am anderen Morgen Blücher mit der schlesischen Armee über den Rhein gehen wollte. Doch eine Anzahl Mutigster, vornehmlich pommersche Pioniere, konnte den Tag nicht erwarten; zwei Kähne waren von ihnen gefüllt; Graf Brandenburg, der junge, ritterliche Held, führte sie an und auch Gottfried Ohnhausen war unter denen, die ihm folgten. Von kräftigen Ruderschlägen bewegt, sonst lautlos, glitten die Boote über den deutschen Strom; doch als sie das andere Ufer, das überrheinische, erreicht hatten, begrüßten sie es mit einem Hurra-Ruf, der laut durch die stille Nacht erklang und ein Echo fand in tausend deutschen Herzen.

Siebzehntes Kapitel.

Im fremden Lande.

Längere Zeit hatte es böses, nasses Wetter gegeben, und der März ließ selbst im milden Frankreich noch nichts vom Frühling verspüren. Schnee und Regen, aufgeweichte Wege, zerrissene Montierungen plagten die Truppen; das Land war größtenteils von Bewohnern und Lebensmitteln entleert und oft mangelte es an letzteren. Seit dem Siege bei La Rothière am 1. Februar hatte es keine entscheidenden Kämpfe, aber fast täglich kleinere Gefechte gegeben, da Napoleon bald hier bald da die einzelnen Teile der schlesischen Armee wütend angriff, wohl wissend, welches Ziel „Marschall Vorwärts" im Auge hatte.

Blücher erwartete nun den Kaiser in Laon. Die Truppen lagen in und um die alte Felsenstadt und hatten

ihre Wachtfeuer zum Teil in verlassenen Häusern, an verödeten Kaminen angezündet. Fensterladen, Tische, Stühle, Dachschindeln mußten als Brennholz dienen, denn bei dem frischen Schneefall und den schlecht schließenden Thüren war ein lustig knitterndes Feuer doppelt willkommen.

Nicht fern von einem solchen saß Gottfried Ohnhausen am Abend des 9. März, auf abgerissenem Blatt, mit dem Tschako als Unterlage, einen Brief nach Hause schreibend, und nahe dem Kamin lag Joseph Raguel, den Kopf mit der Hand gestützt, ins Lesen eines kleinen Buches vertieft, während Heinrich Rinkendorf und einige Kameraden, lang ausgestreckt, schon Vorrat schliefen, andere das Wallenstein'sche Reiterlied sangen und wieder andere, wie „die Schriftgelehrten" in eifriger Unterredung beisammen saßen. Justin von Willingbrodt führte ein halblautes Gespräch mit seinem Vetter Konrad von Theßmar, der vor der Schlacht bei Champeaubert mit den schlesischen Husaren im Kleistschen Korps zu der Armee gestoßen war. Sein sonst fröhlicher Sinn hatte seit dem Tode seines Bruders eine ernstere Färbung bekommen, ja zuweilen konnte er recht traurig sein.

Jetzt hatte Gottfried seinen Brief beendet; er faltete das Blatt zusammen und steckte es in seine Brusttasche, bis zu gelegener Zeit. — Dann blickte er auf, und seine Augen blieben an Joseph hangen. Wie schmal war er geworden und wie bleich! Die Strapazen der letzten Wochen hatten ihn arg mitgenommen. Auch jetzt gewahrte Gottfried sorglich die tiefen Schatten unter seinen Augen. Er schob sich nahe an ihn heran, legte die Hand auf seine Schulter und sagte liebreich: „Joseph, solltest Du nicht zu schlafen versuchen? Du weißt, die Truppen haben

Befehl nur halb abzusatteln und schnell parat zu sein, wenn die Alarmsignale erklingen; wie bald kann unsere Nachtruhe gestört werden!"

Raguel blickte ihn dankbar an: „Gleich, Gottfried, will ich aufhören; nur dies Kapitel muß ich noch zu Ende lesen. Zu köstlich ist die Geschichte, wie der Evangelist Philippus den Kämmerer der Königin Kandace trifft, der im Propheten Jesaias liest," und Joseph las laut weiter: „Als sie zogen der Straße nach, kamen sie an ein Wasser und der Kämmerer sprach: Siehe, hier ist Wasser, was hindert es, daß ich mich taufen lasse? — Philippus aber sprach: Glaubst Du von ganzem Herzen, so mag es wohl sein. Er antwortete und sprach: Ich glaube, daß JEsus Christus Gottes Sohn ist. — Und er hieß den Wagen halten und stiegen hinab in das Wasser, beide, Philippus und der Kämmerer; und er taufte ihn. — Da sie aber hinaufstiegen aus dem Wasser, rückte der Geist des HErrn Philippum hinweg und der Kämmerer sah ihn nicht mehr, er zog aber seine Straße fröhlich."

Josephs Augen standen voll Thränen. „Dann, wenn ich erlangt habe, was dem Kämmerer aus dem Mohrenlande zu Teil ward, dann werde auch ich meine Straße fröhlich ziehen und Frieden haben," sprach er ernst.

Gottfried verstand ihn. „Laß uns auf Gottes Güte hoffen," sagte er, ihm die Hand drückend „und laß uns den HErrn recht bitten um Seine himmlischen Segnungen."

„Wenn ich nur nicht zu lange ein Saulus gewesen bin, wenn ich nur die Zeit nicht versäumt habe," warf Joseph ein, doch Gottfried erwiderte fest:

„Saulus schnaubte vor Zorn wider das arme Häuflein und doch hat ihn der HErr herausgerissen und hat ihm die Gnade der heiligen Taufe und alle himmlischen Seg-

nungen geschenkt. — Gott ist in Christo unser Vater geworden und wer zu Ihm kommt, den wird Er nicht hinausstoßen.“ — Heinrich Rinkendorf, Konrad von Theßmar mit Justin gesellten sich jetzt zu ihnen.

„Wißt Ihr, daß Napoleon hinter uns her kommt und wir ihn jeden Tag erwarten können?“ frug Heinrich lebhaft.

„Er will uns den Weg nach Paris versperren,“ sagte Gottfried; „ist er uns doch diese letzte Zeit immer wie ein Tiger in die Flanke gefallen.“

„Und wißt Ihr auch, daß aus dem königlichen Hauptquartier plein pouvoir für Vater Blücher gekommen ist?“ frug Konrad.

„Dann geht's vorwärts,“ rief Gottfried, und Justin sagte: „Gut nur, daß die Korps von General von Winzigerode und von Bülow in Soissons zu uns stießen; es muß jetzt eine ganz tüchtige Armee sein.“

„Man sagt über 100,000 Mann,“ erwiderte Heinrich. „Schlimm nur, daß Vater Blücher leidend ist.“

„General Gneisenau denkt für ihn,“ sagte Professor von Raumer hinzutretend, „drum können wir ohne Sorge sein; auch ist der Mut unserer Truppen ungebrochen, trotz Kälte, Nässe und Entbehrungen und wenn auf den langen Märschen der Feldmarschall oder der Generalquartiermeister ihnen ein ermutigendes Wort zurief, bekam er immer eine frische Antwort.“

„Und doch hatten wir durchaus rückwärts gehen sollen,“ fiel Heinrich ein.

„Bei der Hauptarmee war der Rückzug beschlossen,“ nahm wieder der Professor das Wort. „Auch wir sollten umkehren, aber der kühne Plan, den Oberst von Grolmann zum Marsch auf Paris entwarf und mit dem der Feld-

marschall ihn ins königliche Hauptquartier schickte, war unsere Rettung."

„Oberst von Grolmann, der uns so kräftig Mut zusprach in der schrecklichen Lage bei Estoge?" frug Gottfried schnell.

„Derselbe. Und Mut that uns Not. Es war ein gefahrvoller Augenblick. Blücher, Gneisenau, Prinz August Ferdinand, Kleist, Grolmann — allen der Rückzug abgeschnitten. — Ich sehe noch die hohe Gestalt des Obersten Grolmann, als er die Soldaten anfeuerte."

„Ja, und wie der Prinz den Degen zog und rief: wir wollen uns lieber niederhauen lassen, als ergeben," stimmte Gottfried bei.

„Gut nur, daß sie unserem Vater Blücher erlaubten, seinen eigenen Weg zu gehen," rief Konrad, und Gottfried fügte hinzu: „Er ging ihn schnell! Recht als wenn die Hauptarmee ihn abstieße und Paris ein unwiderstehlicher Magnet für ihn wäre."

„Wir ritten schon in der Nacht bis St. Just, wo wir keinen Menschen, aber Wein und Honig fanden und Glühwein machten," sagte Konrad.

„Es war nötig, daß er eilte," sprach wieder Raumer, „denn schon nach wenig Tagen kam Konterorder; aber der Feldmarschall wollte nichts davon hören, er sei zu weit vorgerückt, könne nicht umkehren, müsse vorwärts nach Paris. Man möchte ihm nur die Korps von General von Bülow und von Winzigerode zu Hilfe geben."

„Die Bülowschen sehen freilich anders aus als unsere Truppen," sprach Heinrich, „überhaupt die in den netten englischen Uniformen stechen von unsern Yorkschen mächtig ab."

„Man merkt ihnen die gute Weide an, die sie in Holland hatten, und uns die schlechte," stimmte Konrad bei. „Doch mich übermannt der Schlaf. Gute Nacht!" und er streckte sich ans verglimmende Feuer.

Als alle noch in tiefem Schlummer lagen und der Morgennebel die Nacht verlängerte, klangen die Alarmsignale. Schnell ward aufgebrochen und aufgesessen, im Trab und im Sturmschritt ging es den Trompetern nach, welche die Laternen trugen. Napoleon war da und griff mit aller Macht von der Nordseite an.

Der Kampf ward am Tage erst recht heiß und währte bis in die Nacht hinein. Von beiden Seiten ward mutig gestritten, Yorks Reiterei war wieder im dicksten Feuer. Erst als Napoleons rechter Flügel fast aufgerieben und viele Geschütze genommen waren, begann der Kaiser zu weichen. Der Rückzug hatte schon an einzelnen Punkten begonnen, ohne daß die Truppen Befehl zur Verfolgung erhielten — da, fast im Fliehen, feuerte ein Franzmann seine Kugel ab und Joseph sank getroffen an Gottfrieds Seite nieder. — Gottfried zuckte zusammen, als habe die Kugel sein eigenes Herz getroffen — dann nahm er den Freund in seine starken Arme und trug ihn aus dem Gefecht.

Ein Mühlenhof war in der Nähe. Der Hügel mit der Mühle darauf hatte den Feldherrn während der Schlacht zum Observationspunkt gedient, darum war das Gehöft verschont geblieben, trotzdem nicht fern davon die Kanonenkugeln ihre Streifen in den Märzenschnee gezogen hatten. — Dorthin brachte Gottfried mit Hilfe einiger Kameraden seinen Freund, und die alte Bäuerin, die mit ihrem greisen Ehemann den Hof nicht hatte verlassen wollen, legte ihn mitleidig auf ihr eigenes Bett.

„Joseph, Geliebter, was ist Dir geschehen?" frug Gottfried weich und beugte sich über ihn, nachdem der herbeigeholte Wundarzt ihn besichtigt und verbunden hatte.

„Nichts Schlimmes, denke ich, — das neue Testament, das Deine Mutter mir gab und das ich in der Brusttasche trug, hat die erste Gewalt der Kugel gemindert; aber sie ist zur Seite mir doch in die Brust gegangen und der Doktor sagt, sie müsse herausgeschnitten werden."

„Kann ich nichts für Dich thun?"

„Mir zur heiligen Taufe helfen, wenn es noch möglich ist."

Ein Freudenstrahl zuckte durch Gottfrieds Schmerz. — „Es wird möglich sein," erwiderte er zuversichtlich, und machte sich sogleich auf den Weg. — Die Truppen waren wieder in Laon eingerückt; er wußte, wo er Hilfe finden konnte.

Der Abend senkte sich und die Sonne stand schon tief am Himmel, als Gottfried mit Justin wieder das Gehöft betrat. — Mit Justin? Ja, mit Justin. — Gottfried glaubte an die Eine, heilige, katholische Kirche, an die Eine Taufe, wie an den Einen HErrn. — Ein evangelischer Feldgeistlicher war nicht zu erlangen und Justin in der Nähe, wie hätte Gottfried zögern können, ihn zu rufen?

Und Justin selbst, hatte er kein Bedenken, den Israeliten zu taufen, der durch den Umgang mit evangelischen Christen, durch Lesen des neuen Testaments zum Glauben kam?

Wohl wußte Justin, daß er nie die Heiligen angerufen, kein Ave Maria gebetet hatte, daß er den heiligen Vater in Rom nicht kannte; aber den Schüler Sailers, den Freund Novalis konnte das nicht beirren. Joseph Raguel, dessen war er gewiß, glaubte an JEsum Christum,

den Gottes- und Marien-Sohn, den einzigen Heiland, als seinen Heiland, seinen Erlöser und das war ihm genug.

Mit tiefer Ehrfurcht und inniger Andacht verwaltete er das heilige Sakrament. Gottfried kniete neben dem Freunde; sein Taufpate, sein einziger im fremden Lande und doch der Heimat so nahe! — Er sprach mit ihm die wenigen, festen Antworten auf die wichtigen Fragen, er bekannte mit ihm den Glauben an den dreieinigen Gott — und nach dem „neuen Namen" gefragt, sprach er ohne Besinnen: „Gottfried, Nathanael."

Es war so still im Zimmer, wo auch die Hausbewohner sich versammelt hatten, und draußen breitete sich die ganze Glut der sinkenden Sonne über Himmel und Erde.

Als das Taufwasser die bleiche Stirn des todeswunden Jünglings benetzte, warf die Sonne ihren letzten Strahl durchs Fenster, daß die heiligen Tropfen wie Himmelstau erglänzten, und die Augen der Drei strahlten im Lichte einer höheren Welt.

Sie reichten einander still die Hände. Joseph blickte empor. Jetzt lag Friede, seliger Friede und Freude, himmlische Freude in seinen dunklen, sehnsuchtsvollen Augen. „Nun verstehe ich es," sagte er leise, „was es heißt: Ich werde Ihm noch danken, daß Er meines Angesichts Hilfe und mein Gott ist. — Gottfried," fuhr er fort und sah ihn bittend an, „Du hast viel für mich gebetet, ich weiß es — o, höre nicht auf zu beten für mein Volk. — Denke an die Verheißungen, die auf ihm ruhen, die sich noch erfüllen sollen. — Glaubst Du nicht, daß sie sich erfüllen werden?"

„Ja, Joseph, ich glaube es, denn es steht geschrieben: Gottes Gaben und Berufungen mögen Ihn nicht gereuen."

„Und die Kirche bittet darum," fügte Justin hinzu, „in ihren heiligsten Diensten bittet sie um die Bekehrung Israels."

„Gottes Barmherzigkeit nimmt wohl hie und da einen Weizenhalm," sprach Joseph weiter, „das große Feld ist darum noch nicht geerntet. Aber der HErr wird Israel wieder einpflanzen, wie Paulus sagt, Er hat Sein Volk nicht verstoßen. — Die Zeit wird kommen" und heilige Begeisterung leuchtete aus seinen Augen, „wo sie sehen werden, in welchen sie gestochen haben und Ihn klagen werden, wie man klaget ein einig Kind; wo sie Buße, tiefe Buße thun werden, daß sie Ihn nicht aufgenommen haben, wie Er kam in Sein Eigentum, daß sie Ihn nicht erkannt haben, der sie geliebt, der um Jerusalem geweint hat, der für sie gestorben, der auferstanden und gen Himmel gefahren ist! — Ach betet, betet, daß Er wieder komme, der König, der Erlöser und mit Ihm, wie Petrus sagt, die Zeiten der Erquickung vor Seinem Angesicht!"

Gottfried war tief bewegt: „Er ist gekommen und Er wird kommen, wie Simeon geweissagt hat: Ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preise Seines Volkes Israel," sprach er fest und zuversichtlich.

Justin aber wiederholte die köstlichen Worte aus den sieben Antiphonen: „O König der Heiden, Gott Israels und sein Heiland, auserwählter Eckstein, der Du aus beiden Eines machst: komm und errette Deine Geschöpfe, die Du aus dem Staube gebildet hast."

Eine Weile darnach kehrte der Arzt zurück, der sich noch einen Gehilfen geholt hatte und schnitt die Kugel heraus. — Der Blutverlust war stark und die Schwäche darnach sehr groß. — Justin mußte noch zu einem anderen Verwundeten mit dem Doktor gehen, auch der Gehilfe

und die Hausbewohner hatten sich entfernt. Nur Gottfried hielt die Nachtwache bei seinem Freunde.

Er schien sanft zu schlummern. Doch jetzt hob er die Hand: „Philippus," rief er, „hier ist Wasser, kristallenes Wasser, — komm', komm'!" Er schwieg, dann kreuzte er die Arme über die Brust und sagte innig: „Ich glaube, daß JEsus Christus Gottes Sohn ist." Und nach einer Weile in hellem Jubelton: „Freude, Freude — vor den Engeln Gottes! Es ist nichts Verdammliches an denen, die in Christo JEsu sind." Dann sank er in festeren Schlaf. Gottfried lauschte den sanften Atemzügen mit neuer Hoffnung; er wußte nicht, ob Freude, ob Schmerz das stärkste Gefühl in seinem Herzen war. Doch horch! Da sprach der Kranke wieder: „Um der Hoffnung Israels willen, um der Hoffnung der Auferstehung willen stehe ich angeklagt. — Christus ist auferstanden — und wir sind in Ihm. — Siehe, Er kommt in den Wolken!" — Jetzt wachte er auf. „Wie schön habe ich geträumt," sagte er und blickte Gottfried innig an. „Ich war bei Philippus; ich durchlebte die unaussprechliche Seligkeit noch einmal. — Dann bei Paulus — ich freute mich, mein Leben zu lassen für den HErrn. Ich sah Ihn, den König, den Heiland." — Er schwieg, dann sprach er weiter: „Gottfried, wie heißt der Vers unter den hohen Linden, bei der kleinen Kapelle? — O, jetzt weiß ich's:

Der Tod ist mir nicht fürchterlich,
Denn, JEsus Christ, ich glaub' an Dich;
Wer glaubt, schläft mit der Hoffnung ein,
Noch heut werd' ich bei Christo sein.

Wie viel habe ich zu danken — Gott zu danken — und Dir — Dir, mein Gottfried, und den Deinen" — Gottfried machte eine abwehrende Bewegung, doch Joseph

fuhr langsam fort: „Eure Liebe und Eure Gebete — sie haben mich gezogen — sie haben mich überwunden — Gott hat Euer Gebet erhört.“

Er legte seine Hand in Gottfrieds und den Kopf an dessen Brust. Der Atem wurde leiser; Gottfried rührte sich nicht; aber seine Seele redete mit Gott.

Er gedachte der Nachtwache in der Heimat nach dem ersten Siege, und des fröhlichen Erwachens. — Ja, wie nahe verwandt sind Schlaf und Tod und doch, bei Gottes Kindern, der Friedensschlaf wie selig, das Erwachen nach Seinem Bilde wie herrlich!

Die Nacht verging und der Morgen kam. Das Frührot schien in die stille Stube. — Da legte Gottfried leise des Freundes Haupt in die Kissen zurück und kniete nieder und weinte und dankte Gott.

Gottfried hatte Zeit, seinen Joseph zu bestatten — an der Felsenstadt, im Schatten der Kathedrale St. Christopheri, — und ein Kreuz auf sein Grab zu setzen, denn Blücher, selbst erkrankt, blieb noch sieben Tage mit den Truppen in Laon.

Aber am 17. März brach das Heer auf und marschierte auf Paris, unbeirrt durch Napoleons List, der sich anstellte, als wolle er über den Rhein gehen und den Krieg nach Deutschland verlegen.

Auch die Führer der großen Armee ließen sich nicht mehr täuschen. Kaiser Franz sah endlich ein, daß seinem stolzen Eidam mit keiner Milde zu helfen sei und beschloß in Vitry mit dem König und dem Zaren den Marsch auf Paris.

„Nun heißt es nicht nur bei uns, sondern überall: Vorwärts,“ klang es frohlockend in der schlesischen Armee.

Achtzehntes Kapitel.

Paris gefallen.

Marschall „Vorwärts“ hatte den Weg nach Paris in einer Kutsche machen müssen, und aus der gelben Kalesche, die ihn barg, holten die Generäle — oft nur zum Schein — die Befehle. Aber am 30. März hielt er im dicksten Getümmel. „Wie hätte er fehlen können, als die Deutschen den „Sant Märten stürmten.“

Die entzündeten Augen durch Damenhut und Schleier geschützt, sah er Prinz Eugen mit seinen Russen mutig wie bei Leipzig kämpfen, — sah wie ihm die preußischen Garden endlich zu Hilfe kamen, und wie die Russen den Bergkirchhof: „Père Lachaise“ mit blanken Waffen nahmen. Mit besonderer Freude aber erspähte er seine vielgeprüften, lieben Schlesier, wie sie noch einmal unter dem Feuer der Batterien kämpften und Kleist's Truppen mit gefälltem Bajonett den Hügel mit den Windmühlen neben dem Montmartre nahmen. Da sprengten Adjutanten mit weißen Tüchern heran — Paris wollte kapitulieren. — Blücher ließ noch 84 schwere Geschütze auffahren, „um ihnen den Entschluß zu erleichtern“ und die Truppen stürmten eilig den Hügel hinan. Dann schwieg der Donner der Kanonen und Geschütze. — Still hielten die Feldherrn auf dem Hügel. —

„Da liegt der alte Sündenpfuhl,“ sagte Gneisenau und schaute ernst hernieder auf die bezwungene Stadt. Auch Gottfried Ohnhausen hatte mit seinen schlesischen Kameraden den Montmartre gestürmt. — Nun war die blutige Arbeit gethan — wie blutig — das bezeugten

die beim letzten Sturm Gefallenen, die, in voller Uniform, die Garden wie zum Feste geschmückt, die frischen jungen Gesichter kaum erbleicht, die Anhöhen bedeckten — aber Großes, das Niemand zu hoffen gewagt hatte, war errungen und nun schien der Friede seine Segensschwingen auszubreiten nach dem heißen Kampf.

Gottfried und seine beiden jüngeren Freunde hatten sich auf einige Steinblöcke gesetzt und schauten um sich, während die Pariser anfingen herauszukommen und den Truppen Erfrischungen zu bringen.

„Wie hätten wir das gedacht," sagte Heinrich Rinkendorf, „als vor einem Jahr der König uns musterte auf dem Anger vor dem Schweidnitzer Thor!"

„Es ist Gottes Hand, die uns so weit gebracht hat;" sprach Gottfried ernst, „wie unser Körner sang:

Und retten wir das Vaterland,
So that's der HErr durch unsre Hand,
Dem HErrn allein die Ehre."

Fast dünkt es einem wunderbar, mit gesunden Gliedern hier zu stehen," sagte wieder Heinrich.

„Ohne Gottes besondere Bewahrung wärs auch unmöglich," fiel Konrad ein. „Wen Gottes Wege jetzt nicht auf die Kniee treiben, der — scheint mir — lernt das Knieen niemals — aber, ich meine, es geht durch aller Herzen ein Bewußtsein der Hilfe Gottes, Seiner Gerichte und Seiner Errettung."

„Mir ist es wie ein Traum," fuhr Heinrich fort, „daß Paris nun wirklich zu unseren Füßen liegt; das stolze Babel, das sich so hoch erhob!"

„Es erinnert an das Wort in der Offenbarung," sagte Gottfried: „Deine Gerichte, HErr, sind offenbar geworden. — War nicht Napoleon Gottes Gericht und Zuchtrute über

dieses Volk und diese Stadt, in der solch große Greuel geschehen sind? Ja, über alle Völker, weil wir alle vom HErrn gewichen waren? Und nun gefällt es Ihm die Zuchtrute wieder zu zerbrechen, durch unseren Fürsten und unser deutsches Volk, das sich vor ihm gedemütigt hat."

„Wo mag er sein, der Stolze, der Unbezwingliche?" rief fast lachend der junge Rinkendorf. — „Ob er über den Rhein ist und denkt, wir kommen hinter ihm her?"

Doch Gottfried, ohne den Einwurf zu beachten, fuhr lebhaft fort: „Wie wohl erinnere ich mich eines Abends in Domhof, zu Ende des Jahres 1812, wo Dein Großonkel, Konrad, uns die Ereignisse der Zeit im Lichte des Wortes Gottes zeigte und auf eine noch größere, umfassendere Erfüllung seiner prophetischen Verheißungen hindeutete! Damals war Napoleon eben durch Deutschland geflohen, Frankreich zu — und ein neues Hoffen begann sich zu regen. Was ist seitdem geschehen! — Und nun, wenn Frieden kommt, wenn Deutschland wieder frei und einig wird, wie herrlich ist das, — aber mit wie viel Blut erkauft, mit wie viel Opfern, teuern Opfern."

Gottfried schwieg und die Anderen mit ihm. — In feurigem Abendlicht glänzten die Kuppeln und Thürme der bezwungenen Stadt; nicht Winterschnee umgab sie, wie vor drei Wochen bei der Felsenstadt Laon, sondern des Frühlings frisches saftiges Grün; kein Kampfgeschrei und Ringen war um sie her, sondern teils Stille, teils Summen froher Menschenstimmen, — aber ihre Gedanken flogen weit über die Lande, der deutschen Heimat zu!

In derselben Nacht erreichte Napoleon die Nähe von Paris — er sah die Wachtfeuer der verbündeten Heere — und wollte nicht seinen Augen trauen. — Da schickte

Kaiser Alexander die Botschaft: er rate ihm dem Thron zu entsagen! — Der Stolze wurde todenbleich — sein Stern war untergegangen, das Gericht Gottes hatte ihn ereilt.

Am 31. März hielten die verbündeten Fürsten ihren Einzug in Paris. Der österreichische Kaiser wurde durch Fürst Schwarzenberg vertreten, den Zaren begleitete sein Bruder Konstantin, den König seine beiden ältesten Söhne. Die Generäle und Garden folgten in glänzendem Zuge. Doch Blücher blieb noch krank im Wirtshaus auf dem Montmartre zurück; die Schlesische Armee konnte dem Befehl, die Mäntel abzulegen, nicht nachkommen (der Mantel mußte die zerfetzte Uniform verdecken) und Yorks dreimal gelichtetes Korps trug die Spuren der größten Strapazen, Entbehrungen und Kämpfe. — Der Zug ging durch's St. Martinsthor über den Platz Ludwig des XV., wo die Guillotine gestanden, die Boulevards hinunter.

Die Stadt war vom frühen Morgen an in lebhaftester Bewegung und als zur Mittagszeit die triumphierenden Marsch-Klänge sich hören ließen, stürzte alles auf die Balkons, auf die Straßen, an die geöffneten Fenster — Blumen und Kränze flogen herab, weiße Tücher wehten und lauter Jubel begrüßte die Sieger. — Ein Trupp Royalisten sprengte herbei und hieß sie als Retter willkommen. Bald ertönte der Ruf: vive le roi Guillaume, vive l'empereur Alexander, vivent les Bourbons! und wurde tausendstimmig wiederholt.

Aus Schonung für die Pariser, die von den Siegern mit größter Rücksicht behandelt wurden, mußten die Truppen während der ersten Nächte noch biwakieren. — Gottfried

lag in seinen Mantel gehüllt mit anderen Offizieren und Kameraden am Wachtfeuer auf dem großen Platz vor dem Palais de Luxembourg. Er schaute über die Häusermassen empor nach dem milden Frühlingsmond, der so hell auch ins weiße Haus auf dem Sand in Breslau blicken, der über die Keltschenberge aufsteigend die Fenster des Rothendorfer Schlosses grüßen und an der Felsenstadt seines Josephs Grab mit dem Kreuz darauf beleuchten mußte.

Konrad saß neben ihm, den Kopf in die Hand gestützt. „Hätte es Oswald doch erlebt," sagte er traurig; „wenn er mit uns heimkehrte — das wäre ein Jubel — aber so!"

„Wir sind alle noch Pilger nach der rechten Heimat," tröstete Gottfried, „und warten auf die Wohnungen im Vaterhause."

„Wie wird es meine Mutter tragen, uns zu sehen, ohne ihn!"

„Du wirst ihre Freude sein und ihr Trost."

„Das möchte ich; Gott helfe mir dazu. — Aber Gottfried," und sein lebhafter Sinn führte ihn schnell in die Gegenwart zurück, „was sind diese Pariser für Leute! Wie der Wind sich dreht, wie man die Hand wendet."

„Ganz wie Shakespeare das Volk im Julius Cäsar beschreibt."

„Rufen: Vive le roi! Und vor kurzem war der Kaiser ihr Ideal!"

„Und wieder vor kurzem brachten sie ihren König auf's Schafott! Es überlief mich kalt, als wir auf den Platz kamen, wo sein Blut geflossen ist und das der Königin und so vieler Tausende. Eine Freiheitssäule steht darauf und vor ihr war die Guillotine und wieder vorher eine Freiheitsgöttin statt der Statue Ludwig XV."

„Furchtbar! Und wie sie die schöne, alte, der heiligen Genofeva geweihte Kirche zur Ruhmeshalle gemacht und „Pantheon“ genannt haben.“

„Viele edle Männer mögen schwer gelitten haben unter der Herrschaft der Kommune und des Kaiserreichs; ich kann's wohl verstehen, daß sie die verbündeten Fürsten als Retter begrüßen.“

„Wie freundlich ist auch die Proklamation, die in ihrem Namen Fürst Schwarzenberg an die Pariser erlassen hat. — Doch, Gottfried, Du weißt, was der Schlaf für eine Gewalt für mich hat! — Die Augen fallen mir zu. Ach könnte ich noch einmal wie im alten Postwagen ruhen an meines Bruders Brust!“

Mit einem tiefen Seufzer legte Konrad sich nieder und war bald fest eingeschlafen, während Gottfried noch lange wach dalag und über sich schaute. Da kam ihm ein Wort Sailers in den Sinn, das ihm vor Jahren Gabriele sagte und das er nun bei sich wiederholte: „Die Fürbitte unserer Freunde ist eine Sprache, die nur Gott versteht und die Seine Engel unseren abwesenden Geliebten verdolmetschen in Momenten seliger Ahnungen. Liebet den HErrn, ehret den Dolmetscher und betet für die Fürbitter.“

Es klang wie Musik an sein Herz und Ohr und je länger er lauschte, je mehr vermischte es sich ihm mit dem Gesang der Nachtigall, die vom Fliederbusch flötete, während er im frischen Heu des heimatlichen Rothendorfer Pfarrgartens immer süßer schlummerte.

Einige Tage später wanderte Justin von Willingbrodt und Gottfried Ohnhausen durch die Straßen von Paris. Die Truppen hatten Quartier in den Häusern der Bürger erhalten, manche gute Freunde, die in den verschiedenen

Armeen getrennt gefochten, sahen sich wieder und den Strapazen und Anstrengungen war Ruhe und Erholung gefolgt. — Auch Justin bedurfte einer Erfrischung nach der angestrengten Arbeit in Lazaretten und Hospitälern und hatte mit Gottfried verabredet, die Schätze des Louvre zu besehen.

Dort weilte täglich der preußische Kronprinz, dorthin strömten auch die freiwilligen Jäger, zum größten Erstaunen der Pariser, die wohl Generälen und hohen Herrn, nicht aber solchen, die sie für gewöhnliche Soldaten hielten, Freude an der Kunst zutrauen konnten und wenig davon wußten, daß die ganze Blüte der akademischen Jugend in der grünen Litefka steckte und, zumal in der schlesischen Armee, mancher später berühmte Staatsmann und Gelehrte die Waffen trug.

Die beiden Freunde hatten die Kirche von Notre Dame von außen betrachtet und sich — nach all den Siegessäulen und Freiheitsgöttinnen — an dem segnenden Christus über dem Mittelportal erquickt, der verschont geblieben war, als das Volk die vielen Standbilder der Könige Frankreichs unter ihm zertrümmerte — und wanderten über den Place de Carousfel, am Triumphbogen vorbei, der ihren deutschen Herzen wehe that mit Hautreliefs von Auerstädt und Tilsit, vom Einzug in Wien und München, zum Louvre.

Dort in einem Schuppen war ein geraubtes Nationalgut versteckt: Die Viktoria vom Brandenburger Thor. Mit feuchtem Blick betrachteten sie die Freunde. „Der König hat seinen Berlinern durch seinen Flügeladjutanten sagen lassen: Die Viktoria würde bald heimkehren," erzählte Gottfried.

„Ach könnte die Königin es sehen," sprach Justin,

„und im Triumphe einziehen durchs Brandenburger Thor, — aber ihr haben andere Thore sich aufgethan zu einer besseren Stadt!“

Jetzt betraten sie die Säle, in denen der Konvent die Kunstschätze aufgestellt hatte und ihre Herzen wurden weit beim Anblick der herrlichen Raffaels, Murillos, Peruginos, Correggios — sie konnten sich kaum davon trennen. Da sahen sie immer neue Gruppen ihrer Kameraden um ein großes Bild sich sammeln, sie folgten dem allgemeinen Zuge und gewahrten, daß es van Dycks jüngstes Gericht war, wieder ein geraubtes Gut, — das Altarbild aus der Danziger Marienkirche, — das solch große Anziehungskraft für alle hatte. Auch sie ergriff die hehre Gestalt des Erzengels Michael, und der unbeschreiblich selige Freudesausdruck im Angesicht Derer, die ins ewige Leben gehen, bewegten ihre Herzen.

Ganz nahe dem Bilde, den andern voran, stand ein Jüngling, dessen Augen mit warmer Begeisterung auf das Bild geheftet waren. „Es ist der Kronprinz,“ flüsterte Gottfried, „ich kenne ihn von Breslau her, sieh, wie er ganz ins Anschauen der Seligen vertieft ist, als wäre er der Gegenwart entrückt! Als sehnte er sich, mit ihnen Palmen zu tragen und Harfen beim Einzug in die goldene Stadt.“

„Sein Sinn soll vornehmlich aufs Hohe, Ideale gerichtet sein und sein Herz voll aufrichtiger Frömmigkeit,“ sprach Justin leise.

„Gewiß! — Erinnerst Du Dich nicht seines Gelöbnisses bei der Konfirmation, kurz ehe der König mit ihm und allen Prinzen und Prinzessinnen nach Breslau kam?“

„O ja! Und Gott hat sein Vertrauen belohnt, mit dem er damals bekannte: „Fest und unerschütterlich glaube

ich an Den, der zum Uebermute spricht: hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen."

„Er ist ein herrlicher Jüngling! Doch soll ihm Prinz Wilhelm in nichts nachstehen und ihm an kriegerischer Begabung und schnell entschlossenem festen Mute weit überlegen sein!"

„Gottfried," rief eine Stimme hinter ihnen, die sie bald als Konrads erkannten, „ich bringe Dir einen schlesischen Freund aus früheren Tagen: Friedrich von Drosting, den jüngeren der beiden Kadetten, die 1810 mit ihrer Mutter in Breslau lebten," und er führte einen schlanken Jüngling in der Uniform des königlichen Leibregiments herbei.

„Kaum hätte ich Sie wieder erkannt," sagte Gottfried, ihm herzlich die Hand schüttelnd; „ich sah Sie nie mehr seit der Knabenzeit — aber Ihr Bruder begrüßte uns, als die Kadetten im Januar 13 nach Breslau kamen und dann brachte er Oswald von Theßmar das eiserne Kreuz; weißt Du, Justin?"

„Gewiß weiß ich das. — Wo ist Ihr Bruder?"

„Mein Bruder wurde am 25. März verwundet, wo so viel Blut floß, als die Division Patot jede Kapitulation verschmähte; aber seine Wunde ist leicht und er hofft bald die Heimreise anzutreten."

„Und wann rückten Sie ins Feld?"

„Bald nach der Leipziger Schlacht. Im November, als der König den Prinzen Wilhelm mit sich nahm."

„So hast Du wohl nicht viel Blut fließen sehen?" fiel Konrad ein. „Im großen Hauptquartier solls Fürst Schwarzenberg mit dem Vorwärtsgehen nie eilig gehabt und es lieber der schlesischen Armee überlassen haben?

Singen doch die Leute schon bei uns:

„Immer langsam voran, immer langsam voran,
Daß die österreichische Landwehr nachkommen kann."

Und manchmal waren sie recht bös, wenn sie merkten, wie wir im Stich gelassen wurden."

„Als mein Bruder verwundet wurde, focht ich nicht mit," sagte der junge Drosting, „aber bei Bar sur Aube, und das war ein herrlicher Tag! — Prinz Wilhelm," fuhr er mit leuchtenden Augen fort, „Prinz Wilhelm ritt zum erstenmal an der Seite seines königlichen Vaters ins Gefecht. — Freilich, ich glaube, Fürst Schwarzenberg wollte erst wieder rückwärts gehen, aber der König befahl selbst den Angriff! — Es war am 27. Februar. Jeder Preuße hätte es sehen sollen wie der schöne, ritterliche Prinz seinen Adjutantendienst so mutig that, mitten im Kugelregen, und dann mit dem russischen Regiment Kaluga den Hügel stürmte!"

„Sah es sein Vater, der König?"

„Gewiß und er hing dem Prinzen gleich nach dem Gefechte einen hohen Orden um."

„Wir haben herrliche Prinzen," sagte Gottfried lebhaft, „der Segen ihrer herrlichen Mutter ruht auf ihnen."

„Warum zog Blücher nicht mit in Paris ein?" frug Drosting nach einer Pause, „war er so leidend?"

„Leidend und wunderlich, glaub' ich," erwiderte Konrad, „aber nun ist er wieder ganz gesund, frisch und froh und guten Mutes. Du hättest ihn sehen sollen bei La Rothière, wo er und Napoleon sich gegenüberstanden und der Kaiser fliehen mußte!"

„Wo uns die Süddeutschen und die Württemberger, unter ihrem Kronprinzen, so kräftig beistanden!" sagte

Gottfried. „Es ist doch herrlich, daß es jetzt keinen Rheinbund, keinen Zwiespalt mehr im Vaterlande gibt, und bald wird das deutsche Reich, das der Corse aufzulösen wagte, in neuem Glanz und neuer Macht erstehen!"

An der Thür des Louvre trennten sich die Vier. Konrad ging mit Friedrich von Drosting, um Heinrich Rinkendorf aufzusuchen, und Gottfried begleitete Justin in sein Quartier. Dort fand dieser einen Brief aus der Heimat, den ein Schlesier ins königliche Hauptquartier und von da nach Paris gebracht hatte. Er war von der Tante aus Rothendorf und erzählte, daß sie mit Gabriele und Fräulein Rénoux nach Breslau ging, um einen Arzt zu konsultieren, daß Gabriele sehr leidend sei und daß der Bischof auf der Tante Bitten seine Zustimmung zu Justins Rückkehr gegeben habe, falls er entbehrlich sei.

Er war entbehrlich. In Paris fehlte es nicht an Priestern, welche den Verwundeten Trost zusprachen und die Segnungen der Kirche brachten; so erbat Justin seinen Urlaub und noch in der Charwoche brach er auf, von Gottfrieds Segenswünschen und Grüßen begleitet.

Am Ostersonntag, dem 10. April, stand Gottfried mit seinen beiden ihm noch gebliebenen jüngeren Freunden und anderen Kameraden auf dem Place de la Concorde. Dort wo Ludwig XVI. königliches Haupt gefallen und sein und so vieler Edlen Blut geflossen, war ein Altar errichtet und russische Priester sollten ein Hochamt feiern vor ihrem Kaiser und dem Könige von Preußen.

Die Pariser eilten in Scharen herbei, fast alle Truppen waren versammelt; jetzt nahten Kaiser Alexander und

Friedrich Wilhelm III., gefolgt von den Prinzen und Garden, in glänzendem Zuge.

„Da ist er, unser König, unser geliebter König," rief Gottfried, als er ihn erblickte. „Sieh', Konrad, wie seine Augen gütig blicken — und doch liegt ein Ausdruck von Wehmut in seinem Gesicht, den keine Freude verscheuchen kann."

„Gewiß denkt er seiner entschlafenen Königin," sagte Konrad, „und trauert, daß sie, die ihm im Unglück so treu zur Seite stand, sein Glück nicht teilen kann."

„Die geliebte Königin!" sprach Heinrich warm. „Weißt Du noch, Gottfried, wie wir in den Abenden bei Doktor Cornelius gelobten, ihren Tod zu rächen an dem Corsen, der ihr das Herz gebrochen hat? — Wir haben doch Wort gehalten!"

„Durch Gottes Beistand und Seine Hilfe: ja!" antwortete Gottfried. „Konrad hat Recht," fuhr er halblaut fort, „wenn er meint, der König denke an die selige Königin! Auch nach der blutigen Leipziger Völkerschlacht, so erzählte mir gestern ein Offizier aus seinem Hauptquartier, ist der König zuerst ins Mausoleum nach Charlottenburg geeilt, dort an dem Grabe der Königin Gott zu danken und dann erst in die Arme seiner Töchter, um mit ihnen im Dom niederzuknien und den HErrn zu preisen."

„Warum fehlt Kaiser Franz!" frug Heinrich nach einer Pause.

„Er ist noch in Fontainebleau," erwiderte Konrad, „Fürst Schwarzenberg vertritt ihn. — In Fontainebleau weilt auch Napoleon."

„Wohl nicht mehr für lange," sprach Gottfried ernst; „überall heißt es, er würde auf die Insel Elba verbannt

werden und die Königsfamilie wiederkehren! — Doch still! Das Hochamt beginnt!“

Wie trostreich klangen die Hallelujas und Ostergrüße mit den Worten: Christus ist auferstanden, Er ist wahrhaftig auferstanden! an der Freunde und Vieler Herzen; wie bewegte sie die Fürbitte, welche aufstieg, wie für den Kaiser, so für den König und sein Haus, für das gesamte verbündete Heer in allen seinen lebenden und gefallenen Soldaten, ja auch für die französischen Brüder um sie her!

„Wäre Justin doch noch bei uns,“ flüsterte Konrad, als das Hochamt beendet und der Segen gesprochen war.

„Er würde sich freuen und es würde ihm sein, als ob etwas von unserer Sehnsucht nach Einheit erfüllt wäre,“ erwiderte Gottfried; „aber ich bin doch froh, daß er auf dem Heimwege ist um seiner Schwester willen, — und Konrad — die Osterwonne, die Osterhoffnung, sie geht über Himmel und Erde und alle Kinder Gottes freuen sich in ihr!“

Am selben 10. April und Ostersonntag Nachmittag 4 Uhr ritt des Königs Kurier und Flügeladjutant Graf Wilhelm Schwerin mit den vierundzwanzig Viktoria schmetternden Postillionen in Berlin ein. — Die Siegesund Friedensbotschaft erfüllte die Hauptstadt mit unermeßlichem Jubel und verbreitete sich bald durch das ganze Land. — Es war am Osterdienstag als die Nachricht nach Breslau kam. Marianne hatte sich auf der Mutter Bitte zu einem Spaziergang gerüstet; Veronika wollte sie begleiten, während Frau Ohnhausen bei Gabriele blieb.

Seit zehn Tagen wohnten die Rothendorfer Theßmars mit Gabriele und Fräulein Rénoux in ihrem Hause auf der Dominsel. Gabriele wurde von einem erfahrenen Arzt behandelt, den auch die Tante konsultierte. In der letzten Woche war der Großonkel aus Domhof gekommen und heute der Amtsrat Rinkendorf mit Frau und Tochter zum Kaffee geladen — so hatte Fräulein Rénoux im Hause zu schaffen und Frau Ohnhausen vertrat sie bei Gabriele.

Veronika nahm mit Freuden Mariannens Arm, als sie am Dom vorbei über die Oderbrücke wanderten. „Was ist es für eine herrliche Frühlingsluft," sagte sie heiter, „so lau und sonnig und voller Duft."

„Die Blumen kommen überall hervor," stimmte Marianne bei. „Sieh dort unten am Festungswall die schönen Veilchen, — ich muß ein Sträußchen pflücken für Gabriele."

Beide kletterten hinab. Da wuchsen auch weiße Anemonen und gelbe Himmelsschlüssel; die Bienen summten und die Finken sangen.

„Wär's doch erst so Frühling in unserem Vaterlande," sagte Marianne, als sie hinaufstiegen, „und kämen mit den Blumen und Vögeln unsere Teuren wieder!"

„Es gab so lange keine Briefe aus Frankreich," seufzte Veronika „und Mama träumte von einer fürchterlichen Schlacht."

Sie waren in die Nähe des Maria Magdalenenplatzes gekommen, wo sie einen Augenblick bei Frau Cornelius vorsprechen wollten, da hörten sie ein freudiges Summen von Menschenstimmen, sahen wie Männer sich die Hände schüttelten, sich in die Arme fielen — erstaunt blickten sie einander an — da kam ihnen der Doktor selbst entgegen, ein Blatt in der Hand:

„Die Stafette, die Siegesbotschaft," rief er in großer Bewegung. „Die Nachricht aus Berlin ist gekommen, Paris ist gefallen, die verbündeten Fürsten mit ihrem Heer hielten den Einzug in Paris — Napoleon ist des Thrones entsetzt, die alte Königsfamilie kehrt zurück."

„Ein Extrablatt, ein Extrablatt!" tönte es von Mund zu Mund. „Sieg, Sieg, Paris ist über, Friede, Friede!" so gingen die Stimmen durcheinander. Die Glocken begannen zu läuten, alles strömte in die Kirchen, Marianne mit leuchtenden Augen, Veronika mit strömenden Thränen folgten Doktor Cornelius ins Gotteshaus zu St. Maria Magdalenen. Da brauste die Orgel durch die schnell gefüllten Räume, eine Stimme begann und gleich strömte das Lied von tausend Lippen wie aus einem Munde:

„Sei Lob und Ehr dem höchsten Gott,
Dem Geber aller Güte,
Dem Gott, der alle Wunder thut,
Dem Gott, der mein Gemüte
Mit immer reichem Trost erfüllt,
Dem Gott, der allen Jammer stillt,
Gebt unserm Gott die Ehre.

Der HErr ist nun und nimmer nicht
Von Seinem Volk geschieden,
Er ist der Seinen Zuversicht,
Ihr Segen, Heil und Frieden.
Mit Mutterhänden leitet Er
Die Seinen stetig hin und her,
Gebt unserm Gott die Ehre."

Doktor Cornelius und seine Frau begleiteten die beiden Mädchen nach der Dominsel; sie flogen mehr als sie gingen. — Nun gab es in der großen Stube aufs neue Jubel und Thränen zugleich. — Herr von Theßmar schloß seine weinende Frau in die Arme: „Unser schweres Opfer

ist nicht vergeblich gewesen," sagte er tröstend, „unser Oswald ist nicht umsonst gefallen!"

„Ich schäme mich meines Kleinmuts," sprach Rinkendorf, „Gott hat mehr gegeben, als ich zu hoffen wagte."

Cornelius frohlockte: „Nun erfüllen sich unsere schönsten Träume: unser König, unser Heer, unser Volk mit Sieg gekrönt — unser Vaterland frei, stark und einig, wie Körner sang:

„Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück."

Der Großonkel aber zog das Käppchen von dem silberweißen Haupt und sprach: „Von Gnade und Recht will ich singen, den HErrn will ich preisen! Ja, lobe den HErrn meine Seele und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat."

Marianne eilte die Treppe hinauf, um die Freudenkunde der Mutter und Gabriele zu bringen. Aber Fräulein Rénoux war ihr schon zuvorgekommen; sie fand die Mutter in Freudenthränen, Gabriele mit hoch geröteten Wangen und strahlenden Augen.

„Nun wird unser König heimkehren, nun werden unsere Tapfern wiederkommen! Nun hat Gott gethan, wie die selige Jungfrau singt: Er stößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen! Nun wird es Jubellieder geben und Blumen und Kränze," frohlockte sie in heller Freude.

„Wenn sie nur heimkehrten, wenn sie nur alle wieder kämen," seufzte Frau Ohnhausen; „noch nie verging eine so lange Zeit ohne Nachricht von meinem Gottfried."

„Aber er ist gewiß gesund," tröstete Gabriele, „und wird bald nach Hause kommen! Sagtest Du nicht, mein Charlottchen, die Freiwilligen würden zuerst entlassen werden?"

„Ja, doch dies war nur mein Gedanke, meine Hoffnung.“

„Wir wollen es mit Dir hoffen, wollen das Beste erwarten im Vertrauen auf Gottes Güte,“ sagte Gabriele. Und Marianne fügte hinzu: „Es ist ein seliger Gedanke, daß Friede kommt, daß der Krieg ein Ende hat! Freilich die Opfer, die er gekostet hat, mögen wir noch lange nicht alle kennen!“

Doch Gabriele wollte heute nichts von Sorge hören und ihr mutiges Hoffen riß alle mit fort. Voll Freude frischte sie die Frühlingsblumen ein und deutete sie als gute Boten.

Auch Veronika schlich sich zu ihnen herauf mit einem ungewöhnlich frohen Ausdruck in ihren sanften, blaugrauen Augen und während die älteren Glieder der Familie unten im Saal unter lebhaften Gesprächen beisammen saßen, verlebten die drei Mädchen einen glücklichen Abend, an den Marianne später oft mit Wehmut dachte, wenn sie Veilchen, Anemonen und Himmelsschlüssel blühen sah.

Neunzehntes Kapitel.

Wiedersehen.

Am 30. Mai war der Friede in Paris geschlossen und die Freiwilligen entlassen worden. Nun zogen sie über den Rhein, der Heimat zu.

Wie herrlich erschien ihnen das geliebte befreite Vaterland im Blütenschmuck und Waldesrauschen, im Frieden seiner Berge und Thäler nach der Unruhe des Soldatenlebens und der großen Stadt!

Wo sie durchkamen wurden sie mit Jubel empfangen und in der Heimat mit Sehnsucht erwartet.

Gegen Ende des Julimondes saß Frau Ohnhausen mit Marianne in der bekannten Giebelstube des weißen Hauses auf dem Sand zu Breslau. Es war wenig darin verändert, nur Mariannens Blumen blühten nicht mehr wie sonst, — Frau Bergmann hatte zu oft vergessen sie zu gießen, — und über dem Spinett, von einer Epheuranke umzogen, hing die Geige, deren Saiten nie mehr klingen sollten.

Die Rothendorfer Freunde hatten schon seit Wochen Breslau verlassen; die Theßmars waren mit dem Großonkel nach Domhof gegangen, Gabriele mit Fräulein Rénoux in das früher besuchte Gebirgsbad. Der Arzt hatte den Gebrauch dringend empfohlen und Justin die geliebte Schwester begleitet. Er war nicht lange nach der Siegesbotschaft heimgekehrt und hatte Frau Ohnhausen und Marianne Kunde gebracht: von Gottfrieds Wohlergehen, von Josephs Taufe und von Josephs Tod!

Seitdem war es recht still geworden in dem weißen Hause auf dem Sand. Auch Doktor Cornelius hatte mit seiner Frau einen Ausflug ins Gebirge unternommen und Rinkendorfs warteten mit zu großer Bangigkeit auf ihre Söhne, um öfter auszugehen. Nur die kleine Veronika kam mehr als sonst mit ihrer Arbeit zu Marianne und ihrer Mutter, zufrieden wenn sie still bei ihnen sitzen und zuweilen eine Frage thun oder ein Wörtchen mit ihnen reden konnte.

Auch heute am heißen Julitage hatte sie sich auf Mariannens altem Kinderstühlchen etabliert und regte fleißig ihre Nadel, während Frau Ohnhausen strickte und Marianne aus einem alten Buche ihres Vaters

vorlas; doch zuweilen, wenn Gottfried Arnolds Beschreibungen „der ersten Christen“ gar so beweglich von ihrem Leben, Leiden und Lieben erzählten, blickte sie auf mit einer Thräne im Auge und schaute Frau Ohnhausen dankbar an.

Das Fenster stand weit offen zur Kühlung und unten sangen fröhliche Kinderstimmen:

„Die Preußen haben Paris genommen,
Es werden beßre Zeiten kommen,
Geduld, Geduld, Geduld.“

Doch plötzlich verstummte der Gesang, viele Stimmen redeten auf einmal, man hörte laufen, eilen, rufen. Und jetzt trat Frau Bergmann atemlos in die Stube: „Die Freiwilligen, die Jäger kommen!“ rief sie einmal um das anderemal, „nun wird die Landwehr nicht mehr lange sein!“

Da galt es kein Besinnen. Veronika konnte nicht mehr zu den Eltern zurück, mit Marianne und Frau Ohnhausen eilte sie die Treppe hinab, über den Neumarkt, dem Schweidnitzer Thore zu.

Alles strömte hinaus: Väter, Mütter, Bräute und Schwestern; wer's schon eher erfahren und Blumen oder Kränze hatte, gab den Anderen davon, ein Freudenklang ging durch aller Herzen.

Da kamen sie: bestaubt und gebräunt — und ihre Reihen, ach, wie gelichtet! — Viele sahen von zwei Söhnen nur einen, viele keinen wiederkehren! Aber die, welche kamen, sie waren gereift in den Tagen des Kampfes, gestählt in den Entbehrungen; nicht Stolz und Uebermut, sondern Dank und Freude standen in ihren Mienen zu lesen — ernst und hochgemut schritten sie

daher, der König, das Vaterland war gerettet — aber der Herr der Heerscharen hatte Kraft und Sieg verliehen, darum Ihm die Ehre, Ihm der Dank!

Bald hatte Veronika ihren Bruder Heinrich erspäht und hing weinend an seinem Halse — und Marianne fühlte sich von zwei Armen umschlossen. „Gottfried, Gottfried," rief sie mit vor Freude fast erstickter Stimme, und zog ihn fort, zur Mutter, die auf der Bank im Thor sich hatte ausruhen müssen, weil ihre Füße sie nicht weiter tragen wollten.

Da gab es Jubel und Thränen und Händedrücken und Umarmen von allen Seiten; aber erst spät am Abend im stillen traulichen Stübchen konnten Mutter und Tochter ganz inne werden, daß es kein Traum war, daß sie ihren Gottfried wirklich wieder hatten.

Sie setzten sich mit ihm in die Fensternische; die Fülle dessen, was zu fragen, zu erzählen war, machte sie fast stumm und einer weidete sich nur an des anderen Anblick.

„Gesund bist Du, geliebter Sohn," sagte die Mutter und schaute mit inniger Befriedigung auf die kräftige Gestalt, das schöne, männlich gewordene und doch so lautere Jünglingsgesicht, „keine Krankheit, keine Wunde die ganze Zeit! Wie unbeschreiblich gnädig hat dich der HErr behütet!"

„Mir hat kein Finger weh gethan," sagte Gottfried, halb froh, halb traurig, „nur mein Herz hat geblutet um meinen Oswald, um meinen Joseph und viele meiner Kameraden. — Ich fürchte, es wird noch weiter bluten müssen;" und er holte tiefer Atem, „ist Gabriele nicht zum Tode krank?"

„Sie ist sehr krank," erwiderte zögernd Frau Ohn=

hausen, „aber der Arzt setzt noch einige Hoffnung auf die Gebirgsluft, in der Gabriele jetzt mit Justin und Fräulein Rénoux weilt."

Marianne hatte Wein und einen Imbiß herbeigeholt, daß der Bruder sich erquicken möge; doch Gottfried sprach, und seine Stimme klang noch weicher und tiefer als zuvor: „Ehe ich esse und trinke, möchte ich mit Euch Gott danken, nicht nur für unser Wiedersehen, sondern auch dafür, daß er unsere Gebete für meinen Joseph erhört hat. — Das war sein letztes Wort, als er so still in meinen Armen ruhte, — mein Nathanael — nachdem das heilige Taufwasser seine Stirn befeuchtet hatte und so tiefer seliger Friede aus seinen Augen blickte: „Gott hat Euer Gebet erhört!"

Sie knieten nieder in derselben Stube am geöffneten Fenster, wo zuerst der Bund zur Fürbitte geschlossen ward, — die Sterne blinkten hinein, wie damals in der Johannisnacht: „HErr, Du erhörest Gebet, darum kommt alles Fleisch zu Dir; Du lenkest der Menschen Herzen wie Wasserbäche; Du läßt es den Aufrichtigen gelingen! Du hast Dein Volk Israel nicht vergessen; Du erwählst Dir Deine Kinder aus allen Geschlechtern und sie werden Deine Erben sein in der zukünftigen Welt! Gelobet sei Deine große Barmherzigkeit immer und ewiglich, Amen."

Als sie aufstanden, zog Gottfried ein Buch aus der Brusttasche. „Das Neue Testament, Mütterchen," sagte er leise, „das Du ihm schenktest. Es hat die erste Macht der tödlichen Kugel gebrochen, — er gab mir's als er nach der Verwundung auf dem Bett der Bäuerin lag, — er gab es mir für Dich, Marianne, als sein liebstes Eigentum und seinen Abschiedsgruß."

Marianne nahm es schweigend und beugte das Haupt. Dann sagte sie leise: „Ein HErr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser Aller!“ und das Licht himmlischen Trostes schimmerte durch ihre Thränen.

Fräulein Rénoux hatte geschrieben: Sie wären nach Rothendorf zurückgekehrt, aber Gabrielens Leben sei in großer Gefahr, es hinge nur an schwachen Fäden und jeder Tag könne der letzte sein.

Da machte Gottfried sich auf nach Rothendorf zu wandern. Zwar war er matt von den anstrengenden Märschen und die teure Mutter hatte die Freude des Wiedersehens krank gemacht, Marianne durfte sie nicht verlassen, aber Gottfried konnte nicht länger warten. Eilend wanderte er durch das liebe Schlesierland, zwischen seinen wogenden Feldern dahin, auf denen die Ernte begann und traurig klang ihm ein altes Lied ins Ohr:

„Ach herzliebster Schatz und ich bitt' Dich noch Eins,
Du wollst doch bei meinem Begräbnis sein,
Bei meinem Geleit ins kühle, kühle Grab,
Weil ich Dich so treulich geliebet hab.“

Am zweiten Nachmittage erreichte er Rothendorf und kehrte im Schulzenhof ein. Die jüngeren Söhne waren noch nicht heimgekehrt, aber ihre Briefe hatten Gutes gemeldet und Anton schritt mit seinem Stelzfuß fröhlich daher. — Gottfried frug alsbald nach Gabriele.

„Ihr werdet das Fräulein nicht sprechen können,“ sagte teilnehmend der Schulze, „sie hat keinen Besuch mehr angenommen und heute sind die gnädige Frau gerade zur Stadt gefahren.“

„Ich will es doch versuchen,“ und Gottfried ging, noch ehe es Abend wurde, dem Schlosse zu.

Gustav, der ihn halb freudig, halb traurig begrüßte — denn sie hatten einander seit Halle nicht mehr gesehen — meldete ihn bei dem Fräulein und Gabriele ließ ihn bitten, zu kommen.

Fräulein Rénoux empfing ihn, dann kam Gabriele herein auf ihres Bruders Arm gelehnt und begrüßte ihn mit der alten Herzlichkeit. Ihre Augen strahlten in fast überirdischem Glanze, der Ausdruck ihres Gesichtes war so licht und klar, daß man den der Krankheit vergaß, und der Friede, der daraus leuchtete, teilte sich ihrer Umgebung mit. Das empfand Gottfried, wie schon früher oft, und es war ihm ein Trost, in ihrer Nähe zu sein. Er sagte später, es sei ihm bei der ganzen Unterredung zu Mute gewesen, als ob Engel in der Stube wären, welche den irdischen Schmerz zurückdrängten, um Raum zu machen für die himmlische Freude. — Sie sprachen harmlos zusammen: von Marianne, von früheren Tagen, von der letzten Vergangenheit. Gottfried und Justin erzählten, Gabriele hörte meist schweigend zu, doch mit offenbarer Teilnahme. — Fräulein Rénoux zeigte ein kleines Bildchen von Gabriele, das Justin, der immer ein geschickter Zeichner war, kürzlich versucht hatte. Es gab zwar nur schwach die Lieblichkeit ihrer Züge, den Ausdruck ihrer schönen Augen, doch Gottfried betrachtete es mit großer Freude. „Darf ich es behalten?“ frug er leise. Gabrielens Wangen übergoß ein feines Rot, sie zögerte, und Gottfried bat nicht weiter.

Fräulein Rénoux hatte gemahnt, daß er nicht zu lange bliebe, so brach er auf nach einer kurzen Stunde schon. Gabriele erwiderte herzlich den Druck seiner

Hand: „Sie bleiben noch in Rothendorf? Sie kommen doch morgen wieder?"

„Gewiß, Gabriele, komme ich morgen wieder." Justin blieb bei der geliebten Schwester, die er nur ungern verließ, Fräulein Rénoux begleitete Gottfried durch den Schloßgarten. Er sprach mit ihr von Gabriele, wie sehr ihn verlangt habe, sie wieder zu sehen, wie viel er an sie gedacht, für sie gebetet habe, die ganze lange Zeit der Trennung durch, und Fräulein Rénoux sagte, wie Gabriele ihn immer mit ihren Gebeten begleitet, mit ihm gelitten und sich mit ihm gefreut habe.

Als Gottfried in den Schulzenhof zurückkam und sich zu seiner alten Pate setzte, schüttelte ihn ein starker Frost, obwohl es hoher Sommer war. Sie bemerkte es sogleich und brachte ihn im Oberstübchen zu Bett. Am anderen Morgen war das Fieber so stark, daß der Schulze den Chirurgen holen ging und dieser dem Kranken, eine Gehirnentzündung fürchtend, zur Ader ließ. An Aufstehen war nicht zu denken, doch bat Gottfried den Anton aufs Schloß zu gehen und es Fräulein Rénoux zu sagen, daß er krank sei. Am zweiten Tage ging es Gottfried über Erwarten besser und er schickte sich an, nach dem Schloß zu gehen; hatte er doch Gabriele bestimmt versprochen, zu kommen.

Fräulein Rénoux kam ihm weinend entgegen. „Sie schläft," sagte sie leise und Thränen erstickten ihre Stimme. Sie führte ihn zu Justin. Er stand still und unbeweglich in seinem tiefen Schmerz. Gottfried war der Erste, der ihm Worte des Trostes sagte; da legte er den Kopf an seine Schulter und weinte. — Dann gingen sie zusammen ins Nebenzimmer, wo die irdische Hülle lag, so still, so still, und doch so unbeschreiblich schön und heilig! Gottfried konnte sich kaum von dem Anblick trennen. Er

kniete nieder und legte seine Stirn in die kalte Hand. Als er aufstand war sein Gesicht in Thränen gebadet; dann schaute er sie noch einmal lange an. „Auf Wiedersehen am Tage der fröhlichen Auferstehung!" sprach er in seinem Herzen und wandte sich zum Gehen.

Fräulein Rénoux begleitete ihn wieder durch den Garten. Sie gab ihm das Bildchen, um das er gebeten hatte.

„Unter den wenigen Fragen," sagte sie, „welche die Teure that, war die: warum Sie nicht kämen? Und als ich berichtete, daß Sie krank seien, sagte sie: „Hier nimm mein Bild für ihn! Er wird kommen, aber ich selbst werde ihn nicht sehen, wenn er kommt. — Doch Du mußt ihn von mir innig grüßen und ihm danken, daß er gekommen ist." — Sie waren am Thor des Schloßgartens angelangt; Fräulein Rénoux zögerte und stockte: „Sie werden gewiß gern über die Bestattung bleiben? Es wird Justin und mir auch so tröstlich sein — aber — möchten Sie vielleicht bloß auf den Kirchhof kommen, nicht ins Schloß?" — Gottfried sah sie befremdet an. — „Ich glaube, unserer lieben Frau von Theßmar wird es zu schwer Sie zu sehen; — sie hat Konrad noch nicht wieder gesehen — der in Domhof ist," fuhr Fräulein Rénoux ängstlich fort, „und sie hat es heute und vorgestern vermieden, Sie zu sehen."

„Ich werde nur auf den Kirchhof kommen," sagte Gottfried fest, drückte Fräulein Rénoux die Hand und ging.

Es war in den Bergen gerade die Zeit der Rosenblüte; überall im Dorf, besonders im Schulzengarten, standen sie in voller Pracht. Die Schulzenfrau bat Gottfried, zu schneiden, was er wollte. Ihre kleine Marierose holte ihm noch aus dem Dorf eine ganze Schürze voll

und die Großmutter trug einen Korb voll weißer Rosen aufs Schloß. Justin und Fräulein Rénoux ließen sagen, sie würden Gabriele damit schmücken.

Zwei Tage später stand Gottfried harrend auf dem Kirchhof an eine große Trauaeresche gelehnt, die ihn halb verbarg. Der Kirchhof liegt an den Bergen hinauf mit einem herrlichen Ausblick nach den noch höheren Bergen; aber dicke Wolken verdeckten ihre Gipfel und der Himmel war trübe, als zögen sich Gewitter zusammen. Gottfried wartete lange; er stand an dem eben fertigen Grabe und sehnte sich, daß es wieder leer sein möge; die Thüren der Kirche waren offen; der Küster kam und hing ein Rauchfaß an den Baum, das Rauchfaß, das bei der Bestattung gebraucht werden sollte. Der Küster ging wieder fort und Gottfried blies leise die Kohlen an, daß sie nicht verglimmen möchten. Endlich nahte der Trauerzug. Chorknaben schritten voran, die Sänger folgten, altkirchliche, tieftraurige Psalmentöne singend, — Gottfried war es, als wenn mit ihnen sein Leben dahin zöge. Dem Sarge vorauf ging der Priester, er nahm das Rauchfaß, hinter ihm kamen die Leidtragenden. Viele Dorfbewohner folgten. — Gottfried hörte die tröstenden Worte: „O HErr, bewahre die Seele Deiner Magd Gabriele!“ — Und die Antwort: „Laß sie ruhen in Deinem Frieden und das ewige Licht leuchte ihr!“ — Er blieb unter der Esche stehen, auch als alles vorüber war. Wie träumend nahm er Stock und Ränzel, das er unter den Baum gelegt hatte, und ging den Hügel hinab. Aber nicht ins Dorf zurück — er bog rechts ab, auf Breslau zu. — Die Ernte war in vollem Gange; die Sonne brach wieder durch die dunklen Wolken und schien über die goldenen Felder; überall wurde Weizen geschnitten und in Garben

zusammen gebunden. Wieder klang ein altes Lied in Gottfrieds Ohr mit seiner traurigen Melodie:

„Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Der hat Gewalt vom höchsten Gott!“

Jetzt machten die Ernteleute Feierabend und gingen heim. An einem großen Stoppelfelde, auf dem der Weizen schon gebunden und in Mandeln gestellt war, machte Gottfried Halt und setzte sich auf eine der Garbenstiegen, um zu ruhen. — Da sah er die Sonne wie eine feurige Kugel hinter den Bergen verschwinden und die Spitzen noch umleuchten mit ihrer letzten Glut. — Wo war das goldene Thor, das einst sich ihm zu öffnen schien? — Wo war das Glück, das er geträumt?

Aber hatte er denn nur auf irdisches Glück gehofft? — War es nicht gewesen wie das Thor zum Himmelreich, zur Stadt, deren Straßen von lauterem Golde sind, das sich Gabriele und ihm zu öffnen schien im Purpurglanz der sinkenden Sonne? — Und war dies Thor geschlossen, diese Thür verriegelt?

„Nein! Und tausendmal nein!“ so klang es jetzt in seinem Herzen. Er wußte es ja, daß wir „durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen müssen.“

Hatte er nicht gelobt alles zu opfern, um bereit zu sein für den Dienst des HErrn in dieser und der zukünftigen Welt? Sollte es ihm nun zu schwer dünken? Und wieder kam sein Gelöbnis ihm auf die Lippen, stärker und inniger noch als damals in der kleinen Kapelle:

„Kein Lieben und kein Leiden,
Keine Angst, kein Herzeleid,
Was man nur kann erdenken,
Es sei klein oder groß,
Der keines soll mich lenken
Aus Deinem Arm und Schoß.“

Ja, wer könnte uns von Ihm und Seiner Liebe scheiden? — Auch der grause Tod darf es nimmermehr thun.

„Der HErr der Ernte geht und sammelt Garben
Uns ein, die in Ihm starben.
Halleluja!

Als Gottfried am anderen Tage Breslau erreichte, da gab es noch viel Thränen um Gabriele, der Mutter Liebling, der Schwester teuerste Freundin von Kindheit auf — doch auch ihnen fehlte der Trost des Glaubens nicht, darum trauerten sie nicht „ohne Hoffnung."

„Wie selig wird ihre Ruhe und wie herrlich das Wiedersehen sein," sagte Frau Ohnhausen zu Gottfried.

Und Marianne fügte hinzu: „Wie teuer wird es Dir immer sein, daß Du die Geliebte noch einmal gesehen und auch ihr Herz durch Dein Kommen erfreut hast."

„Ja," sagte Gottfried, „sehr teuer." Er konnte viel nicht sagen, aber er wurde nicht müde, den Frieden zu beschreiben, der sie umgab im Leben und im Tode.

„Solcher Friede kommt nur aus einem Herzen, das in Gott lebt und Ihm gehört!" sprach wieder die Mutter. „Und wenn er hier schon so groß sein kann unter Leid und Schmerzen, wie groß wird er erst sein in der freudevollen Ewigkeit! — Gott wolle ihn uns allen geben immerdar!"

„Amen," sagte Marianne und Gottfried fügte sinnend hinzu: „Unser hochgelobter HErr hat nicht gesagt: ich lasse Euch „Glück", sondern ich lasse Euch „Frieden". — Frieden ist Glück und glücklich ist nur, wer Frieden hat."

Noch mehr freiwillige Jäger, auch Landwehrleute waren indes zurückgekehrt und am folgenden Sonntag wurde ein feierlicher Dankgottesdienst in allen Kirchen gehalten.

Frau Ohnhausen war wieder gesund. Mit welchen Gefühlen wanderten sie und Marianne unter dem Glockenläuten nach St. Elisabeth!

Mit welchen Empfindungen stand auch Gottfried unter vielen seiner Kameraden um den festlich geschmückten Altar, an dem vor kaum achtzehn Monden ihre Fahnen geweiht, ihre Waffen gesegnet wurden! Was hatte der HErr seit dem gethan, auch durch ihre Hand! Was war errungen! Hochgemuter Dank und demütige Freude erfüllten sein Herz. — Aber was auch errungen war fürs teure Vaterland, noch blieb das Höchste, das Unsichtbare, das himmlische Vaterland zu erringen und aus voller Seele stimmte er ein in die Worte des Nicäischen Symbolums: „Ich warte auf die Auferstehung der Toten und das Leben der zukünftigen Welt.“

Das Tedeum wurde gesungen. Der Kantor saß wieder wie ehedem an seiner Orgel und zog alle Register; die Töne schwollen zu Triumphakkorden an und Gottfried war es, als habe der heilige Ambrosius sein herrliches Loblied eben für ihn gedichtet, da er aus Herzensgrunde sang:

„Du hast dem Tod zerstört seine Macht
Und alle Christen zum Himmel bracht;
Du sitzst zur Rechten Gottes gleich
Mit aller Ehr' ins Vater's Reich.
Ein Richter Du zukünftig bist,
Alles was tod und lebend ist.
Nun hilf uns, HErr, den Dienern Dein,
Die mit Deim teuren Blut erlöset sein.
Laß uns im Himmel haben Teil
Mit den Heiligen im ewigen Heil.
Hilf Deinem Volk, HErr JEsu Christ,
Und segne was Dein Erbteil ist.
Wart' und pfleg ihrer zu aller Zeit
Und heb' sie hoch in Ewigkeit.“

Zwanzigstes Kapitel.

In der alten Heimat.

Der helle Sonnenschein eines milden Spätsommertages lag über Rothendorf und gab Häusern und Gärten einen besonders freundlichen Anstrich. Auf der Straße und in den Höfen war alles sauber gefegt; ein Duft von Kaffee und frischem Kirmeskuchen drang aus den Häusern, hie und da sah man geputzte Leute auf und ab gehen und ein Trupp kleiner Jungen sang mit Stöcken fröhlich einhermarschierend:

„Immer langsam voran, immer langsam voran,
Daß die österreichische Landwehr nachkommen kann.“

Im Ganzen aber war es still im Dorfe, denn es hatte noch nicht aus der Nachmittagskirche geläutet.

Jetzt klangen die Glocken und ein ganzer Strom von Menschen quoll aus den geöffneten Kirchthüren hervor. Er zerteilte sich bald in viele Arme, in Gruppen von Männern und Frauen, Mädchen und Burschen, die teils schnell, teils langsam nach Hause gingen.

Unter Ersteren waren die aus den Nachbarorten, denen die um vier Uhr schon tiefer stehende Oktobersonne Eile gebot; unter den Letzteren die eigentlichen Rothendorfer, die plaudernd nach ihren Häusern gingen.

„So wie unser Herr Pastor kann doch Niemand trösten,“ sagte die Schloßgärtnerswitwe, die auf ihren Sohn Gustav gestützt etwas mühsam im Dorfe entlang wanderte, und wischte sich mit der Hand die Augen. „Wenn er so von der „Ruhe der Heiligen“, von dem „Morgen der Auferstehung“, oder gar vom „himmlischen Jerusalem“ predigt, kann man partout nicht traurig sein.“

„Er hat auch's Tröſten zeitig lernen müſſen und weiß ſelber wie's Herzleid thut," entgegnete Guſtav.

Die Vogten, die ehemalige, im Schloß ſo geliebte Kinderfrau, geſellte ſich zu ihnen; ſie hatte die letzten Worte gehört und ſagte: „Er weiß wie's einem um's Herze is, wenn's weh thut; ich hab' immer aufs Kirchengehen gehalten von Jugend an, aber jetzunder geh ich nochmal ſo gerne. Die ſchönen Lieder, die feierlichen Gebete am Altar — dann die Predigt, da wird eim ganz leicht ums Herze."

„'s is bald als wär man ſchont im Himmelreich," ſtimmte die Gärtnerswitwe bei.

Der Schulze Hoffmann, der mit ſeiner ganzen Familie in der Kirche war, fand Kirmesgäſte — Freundſchaft aus der Nachbarſchaft — als er nach Hauſe kam.

„Ihr ſeid aber abſcheulich fromm in Rothendorf, Gevatter," lachte der ſtattliche junge Mann, der ihm in der Thür entgegen kam. „Ich und „Meine" und unſere Kinder, wir warten bald eine gute Stunde auf Euch."

„Herzlich willkommen, aber die Kirche geht vor," erwiderte der Schulze.

„Nu ja Vormittags, das verſteht ſich von ſelbſt, aber Nachmittags — ne, das thut der heiligen Kirms 'nen Abbruch."

„Der heiligen Kirms," wiederholte der Schulze, indem er ſich mit ſeinen Gäſten und der alten Mutter an den Tiſch ſetzte, während Marieroſel und Hannlore der Mutter halfen, Berge von Kuchen und mächtige Kaffeekannen auf den Tiſch zu ſtellen und die Söhne (die beiden jüngeren, denn Anton hatte ſeine eigene Wirtſchaft im Nachbardorf und wollte mit Frau und Kind erſt morgen kommen) ſehen gingen, ob das Geſpann gut verſorgt ſei. „Die heilige Kirms! Nu, wenn die heilig iſt, Gevatter, da muß ſie

doch was mit der Kirche zu thun haben, und das hat sie auch. Unser Pastor hat uns das klar gemacht. „Kirms" — das Wort kommt von Kirchmes — ist entstanden aus dem Kirchweihfest. In früheren Zeiten hat jede Gemeinde den Jahrestag gefeiert, wo ihr Gotteshaus geweiht wurde und ihn festlich begangen. — Nu is unsere Kirms bloß ein Besuchs- und Eß- und Trink-Fest geworden; aber unser Pastor sagt: Montag, Dienstag und Mittwoch sei genug zum auf Besuch gehen und Besuch kriegen; der Sonntag gehöre dem HErrn und wir sollten uns wieder auf das Kirchweihfest besinnen und Gott danken lernen für das, was wir an unseren Gotteshäusern haben."

„Euer Pastor ist wohl sehr beliebt?" frug halb verlegen der Vetter. „Es nimmt mich Wunder, da er doch noch jung von Jahren und dazu ein Rothendorfer Kind ist."

„Mein Patenkind ist er," fiel die Schulzenmutter ungewöhnlich lebendig ein, „und seit den vier, ne fünf Jahren, daß er unser Pastor ist, hab' ich noch keine Kirche versäumt; — und das will viel sagen wenn man stark auf die Achtzig losgeht."

„Er hat noch keine Frau Pastorin," nahm wieder der Vetter das Wort, „und ist doch so ein schmucker Herr, wie er sonst den Jungfern gefallen thut, — mit dem eisernen Kreuz an der Brust, — hat er etwannt ne unglückliche Liebschaft gehabt?"

Der Schulze schüttelte unwillig den Kopf und überließ die Antwort seiner Frau und Mutter.

„Unsere verwitwete Frau Pastor und ihre Tochter, — auch mein Patenkind — sind bei ihm," sagte diese und ihre Schwiegertochter fügte hinzu:

„Wir können uns darüber nicht beklagen, denn keine Pfarrfrau könnte mehr für die Armen und Kranken besorgt

sein, als Jungfer Marianne. Auch ist sie immer freundlich wie ein Sonnenschein und der Mutter thut sie alles an den Augen absehen."

„Auch unser Pastor sieht immer zufrieden und glücklich aus," fuhr die Schulzenmutter fort, „man kann selber nich saur seh'n, wenn er da ist."

„Wenn eim was quer geht und ma hört seine Stimme, muß man gleich ne freundliche Miene aufstecken und schmunzeln," sagte die Marierosel und die Hannlore meinte: „was die Kinder nen alle lieb haben, das is ordentlich merkwürdig und er is selber ganz vernarrt in das klene Vulk. Jenntag, wie er unsers Antons Jungle sah, da hat er 'n gleich auf die Arme genommen und geschwenkt, daß 's ne Lust war."

„Absonderlich gern mag ich's, wenn er in der Kirche mit den Kindern reden thut," sprach die Schulzin wieder, „und pressierts mich nich zu sehr wegen 'm lieben Vieh, da bleib ich immer zur Kinderlehre sitzen. Wenn er da so zwischen den Kindern hin und her geht mit dem liebreichen Gesicht und thut so schöne Fragen" —

„Da kriegt er auch schöne Antworten," fiel der Schulze ein, „und macht das Sprichwort wahr: wie man in den Wald hinein ruft, so schallt es wieder heraus. — Er ist überhaupt ein Segen für unser Dorf und wir könnens unserer Gnädigen nicht genug danken, daß sie Wort halten und uns den Gottfried zum Pfarrer geben that, auch als unser guter Herr gestorben war und sie die Vormundschaft für die kleinen Fräuleins übernahm."

Der, von dem seine Kirchkinder so freundlich redeten, stand indes noch mit einigen von ihnen in lebhaftem Gespräch an der Thür des Kirchhofs, und seine Schwester

wanderte im anstoßenden Pfarrgarten auf und ab, fast ungeduldig auf den Bruder blickend und auf ihn wartend.

Endlich kam er.

„Gottfried, Du mußt den Sonnenuntergang sehen, er ist zu herrlich," und sie zog ihn im Hauptgange entlang nach dem erhöhten Platz an der Mauer, von dem man Land und Berge und Wolken und Gestirne so schön betrachten konnte.

Nur noch die halbe Sonne war zu sehen, wenig Augenblicke und sie hatte „gute Nacht" gesagt. Aber nun war es, als wenn sich ihre zurückgelassene Glut erst recht über Himmel und Erde verbreiten wolle. Ein Purpurhauch, ins Violett, zuletzt ins Blaue übergehend, lag über den Bergen; die weißen, duftigen Wölkchen färbten sich rosa bis in die Mitte des Horizonts und goldene Lichtstreifen zogen über den ganzen Himmel.

Sie standen beide in den prächtigen Anblick versunken und ließen den lauen Wind des selten schönen Herbstabends und die Silberfäden des fortziehenden Sommers um ihre Schläfen spielen. Mariannens frische Wangen und ihre warmen Augen glänzten im Abendlicht und auch über Gottfried's Zügen lag ein heller Schein. Er sprach zuerst. „Wie schön! Wie herrlich!" und er drückte der Schwester Hand. „Dieser Sonnenuntergang, diese Beleuchtung bringt mir einen Abend in Frankreich vor meine Augen mit solchem Purpurlicht und solchem Glanz, in dem die Kristalltropfen des heiligen Taufwassers leuchteten auf meines Josephs Stirn." — Marianne blickte ihn liebreich an und er fuhr fort: „Auch an einen andern Abend werde ich erinnert, einen Abend in Domhof, auf der Eisfahrt mit dem Purpurglanz und dem goldenen Thor!" — Er hielt inne und Marianne drückte still seine

Hand, die sie noch in der ihrigen hielt. — „Vergangenes Glück, — und doch nicht versunken — Angeld, Pfänder einer viel größeren Herrlichkeit,“ sagte er langsam und sinnend. „Wenn es sich öffnen wird, das goldene Thor zum himmlischen Jerusalem, „zur hochgebauten Stadt“, dann wird das Taufgewand, das reine Kleid, — dann wird die weiße Seide Seiner Heiligen glänzen im Licht des Morgens, dem keine Nacht mehr folgt.“

Marianne schwieg, dem Fluge seiner Gedanken folgend, dann sagte sie leise: „Und Gott hat alles wohl gemacht! — Weißt Du noch den Liedervers, den wir an Vaters Knie lernten als Kinder dort unten in der Laube?

„Wie Gott mich führt, so will ich gehen
Ohn' alles Eigenwählen.“

„Ja Marianne, — und ich möchte nichts anderes haben, — ich habe Gott so viel zu danken. — Wie schon der liebe Vater in seinem „Ratgeber zum Studium“ für mich niederschrieb: „alle Führungen Gottes zielen darauf hin, uns für Seinen Dienst bereit zu machen,“ — für Seinen Dienst, in dieser und der zukünftigen Welt. — Wie viel hat Er mir anvertraut! Und welch kostbare Güter! — Ihn anbeten und Seinen Kindern helfen ist wirklich das Seligste, was es auf Erden gibt! — Doch Marianne, die liebe Mutter hat schon das Licht in meiner Stube angezündet, gewiß ist der Kaffee bereit und sie wartet auf uns.“

Sie gingen dem Hause zu; Marianne eilte voraus. Da sah Gottfried einen Fremden durch den Garten kommen, von der Straße her, einen hohen, schlanken Mann mit langem Rock und breitem Hut und etwas vorgebeugter Haltung. „Justin!“ rief er freudig und streckte ihm beide Hände entgegen. „Wie lange habe ich Dich nicht gesehen.“

„Ich komme von Domhof," erklärte Justin, „ich hatte früh in Schweidnitz zu thun und habe nun eine sehr erquickende Wanderung durch die schöne Herbstlandschaft in Eure Berge gemacht." Gottfried führte ihn ins Haus, wo Mutter und Schwester ihn herzlich willkommen hießen.

„Wie freut es mich, lieber Justin," sagte Frau Ohnhausen in alter Vertraulichkeit, „daß Sie einmal sehen kommen, wie gut wir es hier haben. Ich alte Frau kann mich nicht genug wundern über die Güte Gottes, in der Er mir gibt wieder auf den Wegen meiner Jugend zu wandeln und an dem Ort, wo ich am glücklichsten auf Erden war, des Himmelreichs zu warten."

Justin sah sich in der Stube um; es war hell und traulich darin, und ihm ganz heimatlich mit den alten, wohlbekannten Sachen. Ueber Gottfrieds Schreibtisch hing das Dürersche Ecce homo wie in seiner Klause zu Breslau und darunter seines Vaters Jugendbild — aber auf demselben und von den Büchern durch Epheuranken getrennt, stand das Bildchen, in dem er selbst einst versucht hatte, Gabrielens liebliche Züge zu fesseln, und ein dicker Kranz bunter Astern rahmte es ganz ein, denn Marianne ließ es nimmer ohne den Schmuck von Grün und Blumen.

Bald saßen sie um den runden, eichenen Tisch, um den sie sonst in der Giebelstube auf dem Sand manch frohe Stunde verlebt, manch ernstes Wort geredet hatten, und sprachen — von der Vergangenheit! —

„Solche Zuckerstücke wären in der Kontinentalsperre mit Beschlag belegt worden," lachte Justin, als er sich zwei mächtige in den dampfenden Kaffee that.

„Mütterchen hat seitdem doch nie mehr Zucker ge-

nommen," sagte Marianne, „und wenn ich Früchte einkoche, scheint es ihr nur ein großer Luxus."

„Man wird schwerfällig im Alter," entgegnete Frau Ohnhausen freundlich, „aber man vergißt die Vergangenheit nicht so schnell; das hat auch sein Gutes."

„Gewiß, und wir Menschen haben im Allgemeinen ein erstaunlich schlechtes Gedächtnis für die Tage der Not und die Tage der Hilfe des HErrn, darum entschlüpft uns auch oft der Segen davon unbemerkt," sprach Justin ernst. „Ist es doch jetzt als lägen die Kriegszeiten schon Dezennien hinter uns, als müßte immer Friede sein und dabei sinds nicht viel über sieben Jahre, seit Napoleon die Völker durch seine Rückkehr von Elba noch einmal erschreckte."

„Ich hoffe der Segen bleibt," sagte Gottfried. „Vielen, Vielen ist das Licht des Glaubens aufgegangen mit dem Morgenrot der Freiheit, nach dem sie in den Jahren der Not den HErrn gesucht und Seine Hilfe erfahren hatten; Viele, Viele haben gefragt in Dank und Liebe: was können wir thun für Gott? Und wenn der neue Eifer für die Heidenmission und die Werke dienender Liebe, die Bibel- und Gebetsstunden, die Schriftverbreitung, die uns von England herüber kam, auch keine erschöpfende Antwort ist, so sind es doch Lebenszeichen, Frühlingsboten nach dem Winterschlaf."

„Die Schrift-, die Bibelverbreitung," sagte Justin, „ist gerade in letzter Zeit bei uns wieder streng verboten worden; besonders im Österreichischen Teil des Bistums; sogar die bischöflich approbierten neuen Testamente dürfen nicht mehr verteilt werden."

„Die neuen Testamente," wiederholte Gottfried, „über die sich Dein Freund Leopold so freute? Was sagt er dazu?"

„Er ist sehr betrübt," entgegnete Justin. „Ebenso schmerzt ihn tief das Verbot der gemischten Ehen und die Neubelebung des Jesuiten-Ordens. Er sagt, gerade dieser Orden, der im Gegensatz zu allen reformatorischen Bestrebungen gestiftet sei, würde die Zwietracht unter den Konfessionen schüren und die Zeit, wo die gereinigte katholische Kirche sie wieder vereinen könne, in weite Ferne rücken."

„Ist er noch in so enger Freundschaft mit dem trefflichen Steffens, mit Professor von Raumer und anderen evangelischen Christen?"

„Ja; und er hat erst kürzlich die Brüdergemeinde besucht, weil die Vereinigungsgedanken des Grafen Zinzendorf so viel Anziehungskraft für ihn haben und er seine und Spangenbergs Lieder und Schriften so lieb hat."

„Was wird er thun mit solcher Gesinnung? Er, in seiner einflußreichen Stellung als bischöflicher Vikar?"

„Ich weiß es nicht."

„Und was wirst Du thun? Auch Du bist kürzlich Domherr geworden?"

„Stille halten und auf Gottes Zeit warten."

„Köstlich ist es, geduldig sein und auf die Hilfe des HErrn hoffen," sagte Gottfried mehr für sich als zu Justin gewandt. Doch dieser hatte es gehört und begann mit einem Seufzer: „Die Hilfe des HErrn! Wird sie in dieser Sache noch einmal kommen? — Wenn ich daran denke, wie wir aufatmeten, als die romantische Schule uns die besten Seiten des Mittelalters nahe brachte und viele Protestanten mit unserer Kirche versöhnte! Wie sich da die Herzen zusammen fanden im Beten, die Hände im Handeln! Wie Sailer nach Schlesien kam und die evangelischen Stolbergs und die Gräfin Rheden besuchte,

— wie die Fürstin Gallizin mit Jung Stilling Freundschaft schloß, — wie Fenelons, Pascals, Zinzendorfs und Lavaters Schriften von allen frommen Christen gelesen wurden! — Und jetzt, — Sailers Freunde sind entweder evangelisch geworden, wie Johannes Goßner, oder gestorben wie sein Bruder Ulrich Goßner und Martin Boos, oder sie werden verfolgt, wie Joh. Evang. Georg Lutz und andere. — In Rom ist ein Dankgottesdienst befohlen worden nicht nur für Ausrottung der Revolution, sondern auch — der Ketzer! — Was können die Jesuiten noch alles bringen? Wo, sage Gottfried, wo ist sie zu finden, das Ideal unserer Jugend, die keusche Magd des HErrn, die eine gereinigte Kirche, die Kirche, von der Novalis sagte, daß sie alle nach dem Ueberirdischen dürstenden Seelen in ihrem Schoß vereinigen solle?“

Gottfried war aufgestanden, — seine schönen blauen Augen leuchteten in alter Begeisterung, er legte die Hand auf des jungen Domherrn Schulter und sagte ernst und feierlich: „Justin, laß dich mahnen mit dem edlen Dichterwort: „wenn Du ein Mann bist, so habe Achtung vor den Träumen Deiner Jugend!“ — Werde nicht irre an dem Ideal, vergiß nicht das hehre, himmlische Bild, das unseren Jünglingsjahren leuchtete, das sie so liebte, Gabriele, Deine Schwester, das sie in Sehnsucht und in Hoffnung fest hielt. Weißt Du nicht ihren schönen Traum? Und wie ihre Augen glänzten, als wir an jenem Nachmittage in Breslau um diesen Tisch saßen und davon sprachen?“

„Ich danke Dir, Gottfried,“ entgegnete Justin mit dem ihm eigenen jungfräulichen Erröten, „es thut wohl so gemahnt zu werden. — Aber, Gottfried, es gibt noch andere Träume,“ fuhr er nach einer Pause fort, — minder

himmlische, wohl, doch von Vielen nicht minder ersehnte, — die ferner und ferner schweben, bis sie unerreichbar scheinen."

„Du meinst die Hoffnung auf Wiederherstellung des deutschen Reiches?"

„Ja."

„Auch sie habe ich nicht aufgegeben."

„Du kannst aber nicht mit denen gehen, die jetzt dafür schreiben und wirken? Du kannst die demagogischen Verirrungen nicht billigen?"

„Nein, ich beklage sie tief und traure um die vielen edlen jungen Männer, die da meinen, sich selbst helfen zu müssen und die Erfüllung ihrer Wünsche erzwingen zu können. — Nicht aus der Hand der akademischen Jugend, nicht aus der Hand des Volkes, nur aus meines Königs Hand, nach Gottes Willen, möchte ich auch diesen Traum meiner Jugend empfangen: des deutschen Reiches Kraft und Einigkeit."

Gottfried war an das Instrument getreten, nicht mehr das frühere Spinett, sondern ein volltönendes mit orgelartigen Pfeifen, wie denn überhaupt manch hübsches Stück die alte Einrichtung vervollständigt hatte; er öffnete es und spielte mit vollen Zügen das melodisch-schöne Burschenlied:

„Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus."

Marianne sang mit und auch Justin stimmte bei.

„Das dürften wir in Breslau nicht singen," sagte er, als das Lied beendet war.

„Hier in unseren Bergen schadet es nichts," entgegnete Marianne.

„Ja, hier ist Freiheit," sprach Gottfried heiter. „Doch Justin, Du mußt uns noch von Domhof erzählen und von den Breslauer Freunden. Ich weiß schon: Doktor Cornelius ist nach Berlin versetzt, aber Rinkendorfs, wie geht es ihnen?"

„Der Amtsrat ist älter und stiller geworden, auch seine Frau meist traurig und gedrückt. Max arbeitet an der Regierung, er ist durch die schweren Erfahrungen seiner ersten Jugend früh gereift und kann sich mit Veronika kaum verstehen. Ihr fehlt der freundliche, fröhliche Bruder Heinrich, der Gefährte ihrer Kinderjahre überall, und sie kann sich ohne ihn nicht zurecht finden."

„Es war auch ein gar tiefer Schnitt ins Herz, daß er, erst so glücklich heimgekehrt, noch bei Belle-Alliance verwundet ward und nicht mehr genas," sagte Frau Ohnhausen traurig.

Und Gottfried sprach voll Mitleid: „Arme, kleine Veronika! Sie hatte immer die Art eines Küchleins, das sich unter die Flügel der Henne flüchtet; wie gern kam sie zu Dir, Mütterchen, in den letzten Zeiten des Krieges!"

„Ja, sie konnte stundenlang bei mir sitzen, ganz zufrieden, wenn ich nur manchmal ein ermutigendes Wort sagte und wie eifrig hörte sie zu, wenn Marianne vorlas!"

„Ihr müßtet sie einmal zu uns einladen, wenns wieder Frühling wird."

Frau Ohnhausen nickte und Marianne rief lebhaft: „Das ist ein guter Gedanke, Gottfried. Nur ist der Frühling noch fern, der ganze Winter dazwischen; wie wärs, wenn ich gleich schriebe und Justin nähme die Bitte mit, baldigst einige Wochen zu kommen?"

„Wie Du willst,“ entgegnete Gottfried.

Die Mutter war mit allem zufrieden und Justin sagte: „Sehr gern will ich der Briefbote sein und werde gewiß Freude bringen. Aber „kleine Veronika“ paßt eigentlich nicht mehr für ein fast fünfundzwanzigjähriges Jungfräulein,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Sie bleibt doch immer „die Kleine“, lachte Marianne wieder, „das liegt, wie Gottfried richtig sagt, in ihrer Ähnlichkeit mit einem Küchlein. Aber haben Sie nie mehr etwas von Naemi gehört?“ frug sie weiter, mit ihren Gedanken von einem ihrer früheren Schützlinge auf den anderen übergehend.

„Ja, erst kürzlich und was Sie freuen wird: Ein Judenmissionär predigt seit vorigem Jahr in Breslau. Naemi hat seine Predigten besucht — und am Michaelistage früh am Morgen, um Aufsehen zu vermeiden, ist sie in der „Kräuterkirche“ getauft worden!“

„Das ist herrlich, wirklich eine Freudenbotschaft — aber was sagt ihr Vater dazu? Wie nehmen es ihre Verwandten?“

„Ihr Vater lebt nicht mehr und die Verwandten haben sich beruhigt, weil der Missionär sie im Frühling heiraten und mit nach Jassy nehmen will.“

„Wie geht es aber der lieben Frau Antoinette, Oswalds Witwe?“ frug Frau Ohnhausen nach einer Pause, „leidet sie noch von ihrem bösen Gemahl?“

„Sie leidet nicht mehr von ihm; sie ist bei ihrer Schwester, die sie in ihrem Hause liebreich aufgenommen hat. Dort lebt sie für ihr Kind, ihr einziges Töchterlein, das ihr Fräulein Rénoux pflegen und erziehen hilft.“

„Ich habe es nie begriffen, wie sie den Mann heiraten, wie sie Oswald vergessen konnte,“ sagte Marianne lebhaft.

„Sie hatte ihn nicht vergessen, sie liebte den neuen Freier nicht; aber er drohte sich vor ihrem Fenster zu erschießen, wenn sie ihn abwies, das ängstigte ihr schüchternes Gemüt."

„Arme Antoinette," rief Marianne zärtlich, „wie gern möchte ich sie wiedersehen, wie gern ihr etwas zu Liebe thun!"

„Sie empfängt viel Liebe von ihrer treuen Schwester und deren vortrefflichem Gatten, aber sie würde sich gewiß auch sehr freuen, alte Bekannte wiederzusehen; und es thut wohl in ihr stilles, abgeklärtes Gesicht zu schauen, das noch lieblicher ist als in der ersten Jugendschöne."

„Nun erzählen Sie uns noch recht viel von Ihrer Tante, meiner lieben Frau von Theßmar," bat Frau Ohnhausen.

„Der Tante geht es wohl," entgegnete Justin, „und sie hat mir die herzlichsten Grüße für Sie aufgetragen."

„Ist sie getrösteter und kann sie sich wieder mehr freuen?"

„Sie freut sich an Konrads Glück, — seine liebliche junge Frau hat neuen Sonnenschein ins alte Haus gebracht, — als sie kam, hat der alte, dünne Lehrer seine schönsten Arien mit der Schule eingeübt und Frau Blümel ihre feinsten Kuchen gebacken, — und ihre aufblühenden Töchterlein sind ihr fester und näher ans Herz gewachsen. Neulich, als Frau von Drosting mit ihren beiden Söhnen zum Besuch in Domhof war, soll es ganz lebendig zugegangen sein. — Auch ist die Tante wieder liebreich und teilnehmend für Andere wie in früheren Tagen, — aber Oswalds Verlust bleibt eine tiefe Wunde, tiefer noch als die, welche des guten Onkels Tod ihr schlug."

„Sie wird wohl nie mehr in Rothendorf wohnen?" frug Marianne.

„Ich glaube kaum. Der Onkel ist in Domhof begraben, der Großonkel auch — und obwohl Oswalds Ruhestätte mit der Umschrift: „Schlesien sei stolz auf diesen Geopferten", das Mutterauge nicht erquicken kann, so thut es doch das Denkmal, das Konrad dem Andenken des geliebten Bruders auf dem Kirchhof in Domhof gesetzt hat, mit dem eisernen Kreuz und einem Kranz von Eichenlaub geziert. — Dort weilt sie oft und gern unter dem hohen Lindendach."

„Es ist sehr friedlich darunter und in der alten Kapelle," sagte Gottfried nachdenklich, „auch ich habe ernste, schöne Stunden dort erlebt."

„Ich traf die Tante gestern auf dem Kirchhof," fuhr Justin fort. „Wir sprachen von Oswald, was noch nie geschehen war, und sie zeigte mir beim nach Hause gehen zum erstenmal die schöne, große Kapsel von Dukatengold mit Oswalds Haaren darin, die sie immer um den Hals trägt. Auf einer Seite stehen die Worte: „Mein Oswald fiel am 16. Oktober 1813 für König und Vaterland; mit ihm mein ganzes Glück." Auf der anderen Seite ist eine aufgehende Sonne und die Schrift: „Dort sehen wir uns wieder!"

„Teure Frau von Theßmar," sprach Frau Ohnhausen innig und ihre Augen schimmerten feucht, „möchte sie doch immer mehr vom HErrn den vollen, seligen Trost sich schenken lassen!"

„Die Tante bedauert es so sehr," erzählte Justin weiter, „daß die irdische Hülle meiner geliebten Schwester nicht auch in Domhof ruht."

„Aber sie hat hier an den Bergen hinauf eine so schöne, friedliche Stätte," sagte Marianne weich, „und ich trage so gern Blumen auf ihr Grab."

„Und wenn der Auferstehungsmorgen anbricht," sprach Gottfried bewegt, „dann wird der Posaunenton sie hier auf den Keltschenbergen ebenso wie die frommen Schläfer dort unter den Linden wecken und wie unsern Vater neben der Kirche hier, wie den tapfern Oswald auf Leipzigs Gefilden und meinen Joseph im fernen Lande, in einem Augenblick wird es geschehen!"

„Das hat Hebel in seinem Wächterlied tief ergreifend besungen," sagte Frau Ohnhausen, „wenn die letzte Nacht versinkt und die Gräber sich öffnen und hier Einer und da Einer hervorkommt gesund und schön, das Angesicht im Tau des Himmels badet, und all die Sterne groß und klein und der Mond im Morgenrot und die Sonne im Himmelslicht verrinnen und die Kraft und Herrlichkeit des ewigen Lebens bis in die tiefsten Gräber bringt."

„Ich kann nie an unseres Vaters oder an Gabrielens grünem Hügel stehen," begann Marianne nach kurzem Schweigen, „ohne des herrlichen Liedes unseres teuren Klopstocks zu gedenken:

„Auferstehen, ja auferstehen wirst Du, mein Staub, nach
kurzer Ruh.
Unsterblich Leben wird, der Dich schuf, Dir geben.
Halleluja."

„Nihil deperit, nisi in salutem" und „Restitutionem carnis faciliorem credas institutione," sprach Gottfried leise. — Doch Justin hatte es verstanden: „Du hast unser altes Lesen im Tertullian nicht vergessen!" rief er lebhaft.

„Gewiß nicht. Im Gegenteil, ich habe es erst kürzlich wieder aufgenommen. Und noch einen anderen alten Freund aus Deines Großonkels Bibliothek, über den wir schon damals öfters sprachen, habe ich hervorgesucht: den

frommen, prophetisch angelegten Bengel. Er sagt unter anderem vom Sterben: „Viele Theologen setzen die ganze Weisheit in die Kunst zu sterben; aber verkehrt, verkehrt! Einem Christen ist es das Wichtigste: aus der Sünde in die Gnade zu kommen und danach zu erwarten: nicht den Tod, sondern: mit Freuden die Erscheinung JEsu, der Tod ist nur Nebensache." — O diese glorreiche Erscheinung des HErrn," fuhr Gottfried lebhaft fort, „sie ist wahrlich die Hoffnung, die uns die Erde gering achten und ihr Leid vergessen lehrt. Kein irdischer Zustand, wie glückverheißend er immer sei, kann der Seele Sehnen stillen — aber wenn Er kommt, der Friedensfürst, und bringt Sein Himmelreich auf die erlöste Erde, dann heilen die Wunden, dann versiegen die Thränen, dann ist der Schmerz, das Heimweh gestillt für immer, dann werden wir auch unsere Toten aus der Auferstehung wieder nehmen!"

„Deine Gedanken fliegen hoch, höher noch als in Deinen Jünglingsjahren," sagte Justin.

„Und warum sollten sie es nicht? Unser Ziel ist das Himmelreich."

„Gewiß; aber was gab Deinem Sinn die Richtung auf diese zukünftigen Dinge?"

„Schon in Breslau, als mein Studium begann, lernte ich von meinem Joseph und um ihm zu helfen, die Prophetie der heiligen Schrift fleißiger studieren, was Dein frommer Großonkel mir noch besonders riet. Joseph wartete wirklich auf den Messias, wie es frommen Israeliten, die leider immer seltener werden, eigen ist, und ließ sich nichts von den Verheißungen nehmen. — Während er nun den HErrn JEsum kennen und lieben lernte als seinen Erlöser, als das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die

Sünde der Welt, lernte ich auf ihn hoffen als den Erretter, den König, der Seine Verheißungen gewiß erfüllen wird."

„Stehst Du mit solchen Anschauungen nicht recht vereinzelt da?"

„Außer meiner Mutter und Schwester habe ich einige Freunde und ein oder zwei Amtsbrüder, wie den lieben Pastor Jähnchen in Schweidnitz, die mit mir auf das Reich Gottes warten; und — ehe der Frühling kommt, zeigt sich da und dort ein Singvöglein, — es kommen rauhe Tage; kalte Nächte — es singt und wartet — dann plötzlich kommt das ganze Heer, der volle Sängerchor aus dem warmen Lande — und der Lenz ist da!"

„Wie voriges Jahr als im Mai noch einmal Frostnächte kamen, eine Nachtigall trotz Sturm und Regen und Schneegestöber vor unserem Fenster sang die ganze Nacht hindurch und uns lehrte: Gott zu loben auch in schwerer Zeit," sagte Marianne.

„Darum heißt es nicht umsonst in dem altdeutschen Liede," entgegnete Justin:

„Komm Trost der Nacht, o Nachtigall,
Laß deine Stimm' mit süßem Schall erklingen."

Und Gottfried fuhr fort:

„Ob and're Vögel schlafen ein
Und wir im Finstern müssen sein,
So wollen wir doch singen
Von Gottes Lieb' und Seiner Macht,
Weil uns kann hindern keine Nacht
Sein Loben zu vollbringen."

Der Abend war schon vorgerückt. Marianne hatte den Tisch gedeckt und zierlich mit Theetassen, Gebäck und Aufschnitt besetzt, daß er ganz einladend aussah.

„So reich waren Ihre Mahlzeiten in früheren Zeiten kaum," scherzte Justin zu Frau Ohnhausen gewandt, „und auch meine Wirtin, die gute Frau Bergmann, versorgt mich nicht so schön."

„Sie ist sonst eine treffliche Köchin," erwiderte Frau Ohnhausen, „und unser Tisch ist meist mit geschenkten Speisen besetzt. Unsere Rothendorfer alten Freunde haben ihren jungen Pastor herzlich lieb und Sie wissen: Liebe zeigt sich auch im Geben!"

„Dieser Kirmskuchen, der beste unter den sechzehn in unserer Speisekammer," erzählte Marianne, „ist von der lieben Frau Schulzen, der Schinken ist von ihrem Bruder im Oberdorf, die saftigen Salzgurken hat uns Gustavs Mutter gebracht und den Hühnerbraten Antons Frau vom Nachbardorf.

„Der Wein aber ist echter Rheinwein," fügte Gottfried hinzu, „von unserem Bingener Wirt bezogen, bei dem wir bis zur Neujahrsnacht von 1812 auf 1813 im Quartier lagen!"

Nachdem das Abendbrot unter fröhlichen Gesprächen beendet war, hielt Gottfried die Abendandacht mit Bibeltext und innigem Gebet. Dann brachte er seinen Gast ins Oberstübchen, wo Marianne alles aufs Beste bereitet hatte. — Das Fenster war im Sommer von Lindenzweigen beschattet, aber der Herbst, der alles lichter und durchsichtiger macht, hatte schon die Blätter abgeschüttelt und den Ausblick in die Ferne und nach dem Himmel frei gemacht. — Es war eine wundervolle Sternennacht, der Orion in seiner leuchtenden Schöne stieg gerade vor dem Fenster empor.

„Dies Sternbild, dieser Orion," sagte Gottfried, „ist

mir wie ein alter lieber Freund, schon von der Zeit her, wo ich mit Joseph das Buch Hiob las. Er stand vor meinem Fenster in Breslau, dann in Domhof während der schönen Wintertage; später leuchtete er auf unsere Biwaks in Frankreich nieder; und jetzt, wann er kommt, mit dem Siebengestirn voran, dann weiß ich, die schöne, stille Winterzeit bricht an."

„Sie muß in Euren Bergen sehr einsam sein?"

„O nein, sie ist mir fast die liebste im ganzen Jahr. Ich kann für mich studieren und mit Mutter und Schwester lesen — wir nehmen unsere deutschen Dichter und die alten Klassiker zur Hand, — voriges Jahr lasen wir das Nibelungenlied und die Odyssee — die Musika kann fleißig geübt werden — vor allem aber: es wird still im Dorfe, die Arbeit ist gethan, die Hände ruhen, die Herzen thun sich auf. Nach dem Dreschen auf der Tenne ist Zeit nicht nur zu Lichtenabenden mit Spinnrad und Rocken, sondern auch zu Bibelstunden und Singübungen. Meine lieben Konfirmanden kommen und ich darf die teuer erkauften Kinderseelen dem Heiland zuführen; darf die älteren Christen im Glauben stärken und die Saat begießen, die mein geliebter Vater ausgestreut hat. Und dann gar noch mitten im Winter das selige Weihnachtsfest mit den Adventswochen davor! — Justin, wenn ich Dich um etwas beneiden könnte, so wären es die herrlichen Gesänge, die ich früher im Dom so oft und gern gehört habe! Heute noch klingen die Worte aus den sieben Antiphonen in meinem Herzen: „O Imanuel, unser König und Gesetzgeber, Erwartung und Sehnsucht aller Völker, komme zu unserem Heil, unser Erlöser und unser Gott!"

Justin hatte sich, von seinem langen Marsch ermüdet,

auf den dargebotenen Lehnstuhl niedergesetzt, Gottfried stand vor ihm, seine Augen strahlten wie die Sterne draußen und aus seinen bewegten Zügen sprach Friede und Freude. Justin blickte sinnend zu ihm auf.

„Gottfried, Du bist ein glücklicher Mensch!" sagte er fast traurig.

„Meinst Du?" — erwiderte Gottfried, — „Du magst wohl recht haben! — Doch, Justin, Du kannst ebenso glücklich sein."

Justin schüttelte den Kopf und Gottfried fuhr lebhaft fort: „Wir sprachen vorhin von den Idealen, von den Träumen unserer Jugend, die uns teuer sind, — aber ich möchte noch etwas Höheres nennen: die erste Liebe, in der wir uns dem HErrn hingaben. Wir dürfen nicht lassen von dieser Liebe! Aus ihr kommt Freude und Seligkeit, die Seligkeit Ihm zu dienen und Seinen Brüdern."

„Als ich Kaplan in Kunitz war habe ich empfunden wie Du", sagte Justin. „Ich war glücklich in der Seelsorge, glücklich mit meinen Beichtkindern; aber jetzt — eingeengt in den formellen Dienst am Domkapitel, ist die Feier der heiligen Messe meine einzige Erquickung."

„Es ist unbeschreiblich selig, die heiligen Geheimnisse zu feiern," antwortete Gottfried, „aber nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit Gottes Kindern! — Du müßtest wieder mehr den Pulsschlag lebendiger Menschenherzen fühlen," fuhr er freundlich fort. „Du solltest suchen aufs Land zu kommen. In unserm Nachbardorfe ist die Pfarrei frei; die Kirche, unter deren Schatten" —

„Gabriele ruht?" fiel Justin ein. „O wie schön wäre das!" und seine milden Augen gewannen einen freudigen Glanz.

„Warum sollte der HErr es Dir nicht schenken? Dir und mir," sagte Gottfried. „Seine Liebe ist so groß, so unendlich groß — wir können sie nie ausdenken, sie wird immer größer und tiefer, je mehr wir uns hinein versenken und sie wird ewig unser Loblied sein."

„Ja, und an der Liebe untereinander will der HErr Seine Jünger erkennen," sprach Justin bewegt, „darum wollen wir fest halten an der Einheit in Ihm und Seinen Tod verkündigen, bis daß Er kommt!"

Sie schlossen ihre Hände zusammen; da hörten sie aus dem Wohnzimmer Musik. Die Mutter war schon im Schlafgemach, aber Marianne konnte noch nicht zu Bett gehen, sie mußte noch einmal singen; sie hatte sich ans Instrument gesetzt und aus dem Gesangbuch der Brüdergemeinde Spangenbergs Lied angestimmt:

„Ich glaube, daß die Heiligen
Im Geist Gemeinschaft haben,
Weil sie in einer Liebe stehn
Und eines Geistes Gaben.
So viele Christus machet rein,
Die haben all Sein Gut gemein,
Und alle Himmelsschätze."

Wie ein Triumphlied klang es weiter durch das stille Haus:

„Ein Himmel, eine Seligkeit,
Ein Vorbild und ein Hoffen,
Ein Recht, ein Vaterherz im Leid,
Ein Segen steht uns offen.
Uns führt ein Weg dem Himmel zu,
Wir alle hoffen eine Ruh,
Allein durch einen Glauben."

Als sie den letzten Vers begann, trat Gottfried ein; er stellte sich neben sie, sein voller Tenor vereinigte sich mit

ihrer klangvollen Altstimme und aus tiefstem Herzensgrund kam ihm die Bitte:

„HErr, woll' mir die Gemeinschaft nicht
Der Heiligen entziehen,
Von dem, was Deine Kirch' anficht
Laß mich nicht zaghaft fliehen.
Denn nehm' ich Teil an ihrem Leid,
So werd' ich an der Herrlichkeit
Einst auch Gemeinschaft haben."

Rezensionen

über

Bücher und Schriften

aus dem

Verlag von Richard Preyß in Augsburg.

Caird, William Renny und **Lutz**, Joh. Evang. G. **Christi Worte über Vollendung der Wege Gottes** mit Seiner Kirche, dem Volke Israel und der ganzen Menschheit und Schöpfung. M. 1. 20.

„Diese Schrift beschäftigt sich eingehend und gründlich mit den letzten Dingen und mit den Worten der Schrift, welche jene ankündigen und beschreiben. In solchen Fragen, die der Phantasie weiten Spielraum lassen, soll man sehr vorsichtig auftreten und dem Nächsten nicht seine Ansicht als die allein richtige aufnötigen wollen. Wie wir sehen, ist das Thema hier nüchtern und in dem von uns angedeuteten Sinne behandelt und können wir das geistvolle Buch jedem der sich gerne mit Fragen der Zukunft beschäftigt, zum Studium und zur Prüfung bestens empfehlen."

„Pfälzische Post." 1880. Nr. 339.

Dow, William, **Der Weg zum Frieden.** Sieben Predigten über die Anfangsgründe der Lehre Christi. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Vorwort von H. W. J. Thiersch. M. — 80.

„Aus dem Vorwort erfahren wir, daß Dow (zu Deutsch: Schwarz) der schottischen presbyterianischen Kirche angehörte, durch Campbell erweckt und mit diesem von der streng calvinischen General Assembly entsetzt wurde. Er ging nach Schweden und hat diese Predigten in der anglikanischen Kapelle zu Stockholm gehalten. Er entschlief in Albury am 4. November 1855.

Thiersch war mit ihm befreundet und hat sich an seiner Glaubensfestigkeit in langwieriger Krankheit erbaut. Die vorliegenden Predigten entsprechen dem englischen Charakter, sind vorwiegend lehrhaft und praktisch, ruhen durch und durch auf dem Bibelwort und zeugen auch von einer großen Bibelkenntnis. Die Sprache ist ruhig und würdig, einfach und klar, vor Allem auf die Ueberzeugung des Verstandes und dadurch auf Entscheidung des Willens gerichtet. Die vorliegenden sieben Predigten handeln von der Sündenvergebung, den Vorzügen des Christenstandes, der Liebe Gottes und der Feindschaft des Menschen, der Erhaltung des neuen Lebens, dem Sieg über die Welt, dem Ziele unserer Hoffnung und der Auferstehung. Weniger einleuchtend ist, warum er dies die Anfangsgründe (first principles) nannte, da er doch auch in das innerste Hoffnungsgebiet des Christen einführt. Der heilige Ernst und die große Entschiedenheit, welche durch diese Predigten hindurchgehen, wirken sehr wohlthuend."

„Zeitschrift für Homiletik, Katechetik und Seelsorge."

Fäsch, Leonhard, V. D. M. **Das apostolische Glaubensbekenntnis** erklärt und erläutert.

M. 1. 20.

„Es ist dies eine innige, warme und praktische Erklärung des Glaubensbekenntnisses für Konfirmanden und solche, die aus dem Unterricht entlassen werden. Die ganze christliche Wahrheit ist denselben hier noch einmal, ehe sie in's Leben treten, schlicht und ergreifend an's Herz gelegt. Auch als exegetisches und katechetisches Hilfsmittel ist das Büchlein, das wir allen Geistlichen und Lehrern hiermit empfehlen, sehr gut zu benützen."

„Pfälzische Post." 1880. Nr. 339.

Tägliche häusliche Gebete eines Christen. Zweite Auflage. M. —. 10.

„Eine gut gewählte Zusammenstellung passender Gebete für den täglichen Gebrauch, die wir namentlich zur Anschaffung für Arme und für das Gesinde bestens empfehlen."

„Pfälzische Post." 1883. Nr. 120.

Das christliche Hauswesen gegenüber seinen Verunstaltungen durch den Zeitgeist, mit besonderer Berücksichtigung der praktischen Bedürfnisse. Eine Stimme aus der Gemeinde von einem Familienvater. Dritte Auflage. M. —. 50.

„Wir empfehlen dieses Büchlein allen christlichen Hausvätern und Müttern, denen es ernstlich darum zu thun ist, ihr Haus-

wesen auf christlicher und biblischer Grundlage einzurichten. Der Verfasser geht von der Überzeugung aus, daß die Familien recht eigentlich „die Grundpfeiler aller menschlichen Lebensverhältnisse“ sind. „Sie sind die Werkstätten, aus denen die Bausteine zur Auferbauung von Staat und Kirche genommen werden.“ „Die großen Übel, welche überall in Staat und Kirche zur Erscheinung kommen, wurzeln tief in den Kreisen des häuslichen Lebens. Sie hier aufzusuchen, ihre Gründe und ihr wahres Wesen zu erkennen, und sodann kurz und klar aus der Fülle des göttlichen Wortes die Heilmittel zu entwickeln, welche allein zu helfen im Stande sind, dies ist es, was wir uns in diesen Blättern zur Aufgabe gemacht haben“ (S. 4). Um diese Aufgabe zu lösen, sucht der Verfasser, nachdem er kurz die „Mängel und Übelstände im Familienleben“ angedeutet, auf Grund des Schriftwortes Ephes. 5, 22. 23 „die göttliche Ordnung in der Familie“ darzulegen. Am ausführlichsten wird die Stellung und Aufgabe des christlichen Hausvaters beleuchtet. Er soll nicht nur der Pfleger und Lehrer seines Hauses, sondern auch der Priester, das Haupt und der Herr seines Hauses sein. Diese Abschnitte enthalten unter Anderem eine praktische Anleitung, wie ein christlicher Hausvater als Priester seines Hauses den täglichen Hausgottesdienst einrichten und halten soll. Dann wird die Stellung des Weibes in der christlichen Familie, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, die Stellung der Dienstboten zur Familie schlicht und einfältig beleuchtet und in das Licht des Wortes Gottes gestellt. Der Verfasser sagt: „Erst dann, wenn jedes Glied der Familie sich seiner Stellung als einer von Gott ihm angewiesenen bewußt wird, ja als einer Stellung in dem HErrn und für den HErrn und zu Seiner Ehre, wird völlige Zufriedenheit und wahre Einigkeit unter allen Gliedern erreichbar sein. Erst dann wird es Allen einleuchten, daß die Stellung eines jeden Gliedes nur ein Mittel zum Zweck ist und daß das, wonach alle ringen sollen, die Verherrlichung des HErrn ist, der Alles in Allem sein will“ (S. 49). Nachdem das Verhältnis der einzelnen Glieder des Hauses zueinander bestimmt ist, wird die Familie noch als ein Ganzes in's Auge gefaßt in ihrer Beziehung zur Kirche, zum Staat und zur menschlichen Gesellschaft. So wenig das Büchlein Ansprüche macht, in erschöpfender Weise die mannichfaltigen Beziehungen zu beleuchten, so reich ist dieser kurz gefaßte Abschnitt an praktischen Winken und Andeutungen. Das letzte Kapitel endlich läßt uns einen Blick in die Trübsalszeiten einer christlichen Familie thun, wenn Not und Tod bei ihr eingekehrt, ohne die Hoffnung auslöschen zu können: „Der Geist wird mit den Seinigen bei dem HErrn wieder zusammen sein und das Herz wird seine volle Befriedigung finden“ (S. 60). Zum Schluß wendet sich der Verfasser

an seine Leser mit der Aufforderung: „Versuchet es nur, die heiligen Ordnungen Gottes in euren Familien anzuerkennen und in's Leben zu setzen und erfahret es alsdann, wie frisch, wie gesund und wie segensvoll sich Alles in euren Häusern gestalten wird. Bittet den HErrn, daß Er Seinen Heiligen Geist über eure Familien ausgießen möge, um sie zu beleben und mit allerlei Gottesfülle zu erfüllen, so werdet ihr inne werden, wie das Christentum, weit davon entfernt, eine dumpfe und trübselige Stimmung in eurem Hause hervorzurufen, euch erst recht die wahre und fest begründete Heiterkeit zu schenken vermag. Wie der Geist des HErrn Alles veredelt, Alles verklärt und euch Nichts, was nur irgend wahren Genuß und dauernde Freude zu bereiten vermag, entzieht; sondern wie reich Er euch machen wird an allem Frieden und an aller Freude in dem Heiligen Geist!" (S. 62.) — Möge diese „Stimme aus der Gemeinde" in vielen Häusern und Familien wiederklingen!"

„Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland." 34. Band. Neue Folge. Elfter Band. Dezember 1878.

Heideblumen. Erzählung aus der Jugendzeit einer Großmutter. Herausgegeben von G. v. R.-T. M. 1. 80.

„Aus dem Verlage von Richard Preyß in Augsburg liegt uns ein kleines Bändchen vor mit dem Titel: „Heideblumen. Erzählung aus der Jugendzeit einer Großmutter", herausgegeben von G. v. R.-T. Es sind die Tagebuchaufzeichnungen, welche eine fromme würdige Matrone ihrer Enkelin mitteilt. Sie sind in dem Pfarrhause niedergeschrieben, in welchem die alte Dame ihre Jugend verlebte und enthalten, ohne pietistisch zu sein, viele beherzigenswerte Lebensregeln, die Früchte einer durch fromme Erziehung geläuterten Lebensanschauung, die in der inneren Einkehr und Genügsamkeit wahre Zufriedenheit sucht und findet. Das Büchlein dürfte sich als eindrückliche und fesselnde Lektüre für die weibliche Jugend sehr empfehlen."

„Deutscher Reichs-Anzeiger und Königl. Preuß. Staats-Anzeiger." 1883. Nr. 149.

„Referent entsinnt sich, vor einiger Zeit eine „Heideblume" (im Singular) gelesen zu haben, zur nämlichen Klasse der christlichen Familiennovellen gehörig, wie das vorliegende, in Stammbuchform gehaltene autobiographische Idealbild. Jene eine Heideblume duftete verhältnismäßig zwar stärker; aber feiner, naturfrischer und lieblicher finden wir den Duft der gegenwärtigen vielen. Das inmitten der Blümlein emporragende Zeichen des Kreuzes glänzt gar hell weithin in die Lande und ladet ein, sich um es zu sammeln und die Kniee zu beugen im Namen

dessen, der es geweihet zum Träger des Heils für alle bußfertigen heilsbegierigen Seelen."

„Evangelische Kirchen-Zeitung", herausgegeben von Prof. D. Zöckler. 1883. Nr. 31.

„Ein duftiges Sträußchen, im Garten Gottes gepflückt, anspruchslos und gerade darum überaus ansprechend. Es enthält in lebendig wechselvoller Darstellungsweise — Erzählung, Brief, Tagebuch — die Jugendschicksale einer frommen Matrone, welche durch mannichfache Unruhe hindurch ihre Ruhe bei Gott findet, zugleich eine liebliche Schilderung christlichen Familienlebens. Das religiöse Element tritt ohne jede Tendenz und Aufdringlichkeit, wie so oft in sogenannten religiösen Romanen, mit einem wohlthuenden Hauche des Friedens hervor. Eine besonders erquickende Zugabe sind die in den Text verwebten Verse alter herrlicher Kernlieder der Kirche. Namentlich der weiblichen Jugend sei das Büchlein warm empfohlen."

„Beilage zu der Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung." 1883. Nr. 288

„Diese durch und durch christliche Erzählung versetzt uns in die norddeutsche Ebene und schildert uns in poetischer, gemütvoller Weise ein Familienleben mit all' seinem Wechsel und Wandel, mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen Krankheiten, dem Sterben und dem Erscheinen eines froh begrüßten neuen Geschlechts. Besonders erfreulich sind die Einblicke, die wir dabei in ein tieffühlendes, für alles Schöne empfängliche Frauenherz thun dürfen. Wir empfehlen das Buch als Weihnachtsgeschenk namentlich für Mädchen."

„Pfälzische Post." 1883. Nr. 338.

„In der That keine geschmückten Pflanzen des Prachtgartens, noch weniger künstlich gezüchtete Treibhauserzeugnisse, sondern anspruchslos und eben als solche anmutende Heideblumen. Was aus einem jungen, edel angelegten aber in Weltart natürlichen Mädchenherzen werden kann, welches ein offenes Ohr für die Sprache der Führungen unseres Gottes gewinnt und behält, wird uns gar lieblich gezeigt."

„Theologischer Litteratur-Bericht." 1883. Nr. 12.

„Diese „Heideblumen" erzählen uns, wie ein reicher Hamburger Kaufmann und seine Gemahlin, um den Rest ihres Vermögens zu retten, nach Indien eine Reise unternehmen, ihr junges Töchterlein aber einem Onkel, evangelischen Pfarrer in der schönen Rheingegend, zur Erziehung anvertrauen, welche da den bisher mangelhaften religiösen Unterricht nachholt, im zwanzigsten Lebensjahre einen Verwandten heiratet und lange Zeit in glücklicher Ehe lebt. Die Erzählung ist freilich nicht reich an Handlungen und auch nicht nach dem Geschmacke der jetzigen Romanenwelt, die vom gläubigen Protestantismus so wenig wissen will,

als vom Katholizismus; dagegen hoffen wir, daß in Familien, wo noch Glaube und Sitte in Achtung stehen, dieselbe gerne gelesen wird."

„Litteraturblatt für katholische Erzieher" 1883. Nr. 7.

„Es ist eine Erquickung, dies köstliche Buch zu lesen, und gibt wenige Bücher, die wir namentlich jungen Mädchen lieber in die Hand geben möchten als diese Heideblumen. Die Schreibweise der schon durch frühere Werke bekannten Verfasserin erinnert ein wenig an die Mariens von Nathusius, ist aber innerlicher und ohne jede Sentimentalität, gesund und schlicht. Die innere Entwicklung der lieblichen Erika an der Hand des frommen Onkels, der eine wahre Patriarchengestalt, wie die ganze Geistesrichtung, von welcher die Erzählung durchdrungen ist, wirkt wie ein Weckruf zur Selbstprüfung, der nicht ohne Segen bleiben kann. Mit Wärme sei dies Buch empfohlen."

„Allgemeine Schweizer-Zeitung." 1884. Nr. 139.

„Es ist leider heutzutage Mode geworden, teilweise nach ungesunden englischen Vorbildern „christliche Erzählungen" zu schreiben und eine Predigt im Gewande eines Romanes herauszugeben, was einem gesunden Christentume häufig geradezu nur schädlich ist. Eine rühmliche Ausnahme hiervon machen die „Heideblumen." In frischer lebenswarmer Darstellung in Erzählung und Tagebuchblättern wird uns hier an der Lebensgeschichte einer Großmutter gezeigt, was es im praktischen Christenleben heißt, wenn Paulus sagt (Kol. 3, 3): „Euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott" und Augustin: „Die Seele findet keine Ruhe, bis daß sie ruhet in Gott." Frei von allen pietistischen, tendenziösen und religiösen Phrasen erzählt uns dies Buch, wie ein edel angelegtes Mädchen durch ernste Führungen, eine christliche nüchterne Erziehung und durch ihr Aufmerken auf die Stimme Gottes von der Welt und ihrem Tand und von sich selbst und ihrer Eitelkeit zum HErrn und damit zum wahren Frieden geführt wird. Die lebendige Hoffnung auf die Wiederkunft JEsu Christi durchweht diese Geschichte wie der frische Morgenwind.

Es sind fürwahr duftige Blumen, diese „Heideblumen," und ihre Lektüre ist vorzüglich den christlichen Jungfrauen warm zu empfehlen."

„Hessische Blätter." Mittwoch, den 10. Dezember 1884.

Die Kirche in unserer Zeit. Ein Wort an Geistliche und Laien. Dritte Auflage. M. 1. —

„Mit dieser Schrift wird aufs Neue die Arbeit eines nun entschlafenen Mannes dargereicht. In derselben werden die kirchlichen Verhältnisse so dargelegt, wie sie dem beobachtenden

und durchdringenden Blicke des Autors vor 1848 erschienen. Seitdem hat sich die kirchliche und politische Lage Europas vielfach geändert; die eingetretenen Veränderungen aber haben die in dieser Schrift enthaltenen Lehren und Grundsätze so sehr bestätigt, daß dieselben die ganze Aufmerksamkeit aller unparteiischen Leser mit Recht in Anspruch nimmt. In 14 Kapiteln werden alle brennenden Fragen unserer Zeit über Kirche und kirchliche Verhältnisse eingehend und geistvoll behandelt."

„Pfälzische Post." 1880. Nr. 339.

Kneule, J. F., Oberlehrer in Augsburg. **Das Wichtigste aus der Lehre von den einzelnen Wortarten.** Übersichtlich zusammengestellt. In Karton. Achte Auflage. M. —. 25.

„Besteht aus vier Tabellen, deren erste das Geschlechtswort und Hauptwort, die zweite das Eigenschafts- und Zeitwort, die dritte die Fortsetzung des Zeitwortes und das Zahlwort, die vierte die übrigen fünf Wörterklassen enthält und bringt über jede derselben das Wesentlichste, so daß der Schüler einen vollkommenen Ueberblick über jede einzelne Klasse erhält. — Verdient die weiteste Verbreitung."

„Litteraturblatt für katholische Erzieher." 1883. Nr. 4.

Lutz, Joh. Evang. G., vormaligen Dekan und Pfarrer. **Die Bestimmung der Menschheit und der christlichen Kirche insbesondere im Lichte des Evangeliums Christi.** Allgemein verständlich dargestellt in öffentlichen Vorträgen. M. 3. —

„Der Verfasser mit seinem „weiten, alle Konfessionen mit gleicher Liebe und Teilnahme umfassenden Herzen" verkündigt uns in einer edlen, populären Sprache in 20 Vorträgen den ewigen Liebesratschluß des dreieinigen Gottes zur Erlösung der Menschheit. „Es lag ihm, wie es in der Vorrede heißt, vor allem daran, jene göttlichen Thatsachen, auf denen unser Heil für Zeit und Ewigkeit als auf ihrem unerschütterlichen Grunde allein beruht, seinen Zuhörern zur Stärkung ihres Glaubens in unserer politisch, kirchlich und religiös so sehr bewegten Zeit einfach und schriftgemäßer Weise an's Licht zu stellen — fest überzeugt, daß es wahr ist, was der HErr sagt: Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird Euch frei machen." Und dies ist ihm wirklich gelungen! Mit großer Kenntnis der hl. Schrift und vielem Lichte über die Geheimnisse des christlichen Glaubens, aber auch wohl vertraut mit dem die

Geheimnisse unseres Glaubens lichtenden Rationalismus behandelt Lutz vor allem die fünf großen Heilsthatsachen: Die Menschwerdung des Sohnes Gottes, Seinen Tod, Seine Auferstehung, die Sendung des Heiligen Geistes und die Wiederkunft unseres HErrn JEsu Christi. Auf diesen fünf Säulen ruht der ganze Liebesratschluß Gottes; um diese fünf Grundwahrheiten gruppieren sich alle andern. Als ganz besonders schön sind hervorzuheben der 2. Vortrag wegen seiner Betonung der Heilsnotwendigkeit der Menschwerdung des Sohnes Gottes, der 5. Vortrag wegen seiner trefflichen Apologie der leiblichen Auferstehung Christi und der 9. und 10. Vortrag wegen seiner Darlegung des Wesens der Kirche und zwar als einer Auswahl aus allen Völkern der Erde und ihrer Sammlung, Zubereitung und Vollendung.

Die Lektüre dieses Buches, das frei ist von aller dogmatischen Trockenheit und Geschraubtheit und fern von jeder konfessionellen Polemik, hat uns zu großem Segen gedient, und wir möchten ihm daher die weiteste Verbreitung wünschen."

„Hessische Blätter." Mittwoch, den 28. Januar 1885.

Lutz, Joh. Evang. G., vormaligen Dekan und Pfarrer. **Des HErrn Wort bleibt ewig.** Ein Beitrag zur Begründung der historischen Wahrheit der heiligen Schriften des Neuen Testaments. Dritte Aufl. M. 1. 20.

„Der selige Dekan Lutz hatte von Gott bis in das hohe Alter von 84 Jahren in seltenem Maße die besondere Gnade, die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens mit wunderbar überzeugender Kraft zu lehren. Unterstützt wurde er hiebei durch eine außergewöhnliche Gelehrsamkeit, einen reichen Schatz von Erfahrungen, den er auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens während seines langen und viel bewegten Lebens gesammelt hatte, ferner durch ein tiefes Verständnis für die unaussprechliche Sehnsucht des menschlichen Herzens und endlich durch das brennende Verlangen, alle Christen zum Verständnis des Wertes ihres himmlischen Berufes zu bringen. Viele tausend Christen aller Konfessionen, besonders in Süddeutschland und der Schweiz, preisen ihn, weil sie durch ihn erst zum richtigen Verständnis der Grundlagen ihres Glaubens gelangt sind. Wir können nur bedauern, daß bei uns in Norddeutschland seine Werke verhältnismäßig noch viel zu unbekannt sind. Die erwähnte Schrift „des HErrn Wort bleibt ewig", desgleichen „die Bestimmung der Menschheit und der christlichen Kirche" sollte jeder Vater seinem heranwachsenden Sohne feierlich zum Lesen in die Hand geben. Und wo in edlen Familien noch die Sitte aufrecht erhalten ist,

mit einander in Abendstunden ein gutes Buch zu lesen, da sollte man in erster Linie auch an die Schriften von Lutz denken."

„Niederschlesische Zeitung." 1883. Nr. 178.

„Das Schriftchen enthält apologetische Vorträge, an verschiedenen Orten gehalten. Die Wahrheit, „JEsus von Nazareth sei Christus, der Sohn des lebendigen Gottes", ist unleugbar der Mittelpunkt des Christentums wie des Neuen Testaments, wird aber von tausenden geleugnet. Es bleibt darum nur die Alternative, entweder sie im Glauben als wahr anzunehmen oder eben die Echtheit und Integrität des Neuen Testaments zu leugnen. Für letztere tritt der Verfasser nun ein, indem er zuerst die Behauptungen der Gegner zur Sprache bringt, dann die Echtheit der heiligen Schriften des Neuen Testaments, ferner die Integrität derselben, sowie die Glaubwürdigkeit der Verfasser darzulegen und zu begründen sucht. Weiter kommt er zur Besprechung des Kanons, der historischen Autorität des Alten Testaments, der Grundsätze der Schriftauslegung, und zum Schluß folgt ein Rückblick und werden die Folgerungen gezogen. Die gegnerischen Behauptungen werden kurz mitgeteilt, dann die Gegengründe in scharf logischer Weise mit Umsicht und Selbstständigkeit ins Feld geführt, so daß jede unparteiische, aufrichtige Seele überführt werden muß, wo die Wahrheit ist. Die Vorträge sind jedem Gebildeten, der Grund fordert der Lehre, namentlich aber auch jüngeren Theologen zu empfehlen."

„Litterarischer Wegweiser fürs evangelische Pfarrhaus."
II. Jahrgang. Nr. 3.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer in Laufen am Rheinfall. **Ueber den Weg zur Erkenntnis der göttlichen Wahrheit.** M. — 30.

„Der theologische Standpunkt des Verfassers tritt in diesem Aufsatze klar zu Tage. Nachdem er besonders unter reichlicher Benutzung der heutzutage so gefeierten Philosophie eines E. v. Hartmann ausgeführt, daß Philosophie, Wissenschaft, Kunst 2c., wenn sie sich von der Quelle alles Lebens losgesagt haben, nur Trostlosigkeit bringen können, zeigt er dem gegenüber, wie der Glaube an jene Seligkeitswelt, welche uns in Christo erschlossen ist, den Menschen mit Freude und seligem Frieden erfüllt, und wie auch das in jedes Menschen Brust schlummernde Sehnen nach Erkenntnis der Wahrheit nur in dem Einen seine volle Befriedigung findet, der selbst sich den Weg, die Wahrheit und das Leben nennt. Sehr richtig führt der Verfasser aus, daß auch die geoffenbarte Wahrheit nur demjenigen sich völlig erschließe, der dieser Wahrheit und dem, welcher ihr einiger Träger ist, sich hingebe, sich von ihr durch-

dringen und sittlich erneuern lasse. Die intellektuelle Klarheit folgt erst der Hingabe des Willens: ein Satz, welcher heutzutage nicht genug betont werden kann. Die sakramentale Gemeinschaft mit Gott und das „Leben" in Seinem Reiche auf Erden ist der Weg zur Erkenntnis der göttlichen Wahrheit."

„Litterarische Beilage zur Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung." 1879. Nr. 3.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer. **Die Lehre von Gott und dem Gottmenschen.** M. —. 50.

„Das Schriftchen ist durchweg so gehalten, daß es jeden einigermaßen geförderten und des Denkens gewohnten, bibelgläubigen Leser, welcher Denomination er auch angehören möge, ansprechen und in der schriftgemäßen Überzeugung von dem gottmenschlichen Wesen unseres Erlösers bestärken wird. Wir werden da ins Zentrum des christlichen Lehrgebäudes eingeführt und in kräftiger Weise darauf hingewiesen, wie real und ernstgemeint und darum auch wie wirksam die Vereinigung des göttlichen und menschlichen Wesens in Christo ist, und zwar ist Alles, um einen Ausdruck des großen Pfälzer Kurfürsten zu gebrauchen, „mit Fundamentis wohl armieret" (durchgängig mit Beweisgründen aus der heiligen Schrift bestätigt)."

„Appenzeller Sonntagsblatt." XVIII. Jahrgang. Nr. 17.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer. **Das Königreich JEsu auf Erden.** Ein Wort über den wahren und falschen Chiliasmus. M. —. 40.

„Das Heft befaßt sich nicht sowohl mit der Vollendung im ewigen Reiche des Vaters, als mit der siegreichen Entwicklung des Königreiches JEsu auf Erden; dies aber in so klarer rein biblischer Weise, indem zuerst der falsche Chiliasmus beleuchtet wird, um nach Abweisung desselben das Verständnis des wahren, der frei von phantastischer Schwärmerei, wie von sektiererischen Neigungen dargestellt wird, anzubahnen, daß es Manchen, den die Lehre vom Chiliasmus beschäftigt, ein guter Wegweiser sein könnte."

„Süddeutsche Landpost. 1878. Nr. 97.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer. **Die Helvetische Konfession.** Ein Gang durch das Glaubensbekenntnis der reformierten Kirche. M. 1. 50.

„Der Verfasser hat sich mit Vorliebe in dies symbolische Buch vertieft und wünscht auch Andere zur Beschäftigung mit diesem wichtigen Denkmal des Glaubens der Väter bekannt zu

machen. Es sei bemerkt, daß nicht die Confessio helvetica prior, das wichtigste Symbol der reformierten Kirche aus der vorcalvinischen Zeit, sondern die Confessio helvetica posterior (1566 in Zürich lateinisch in 30 Artikeln erschienen und dann auch in deutscher Übersetzung verbreitet) gemeint ist. Bekanntlich ist diese Bekenntnisschrift neben dem Heidelberger Katechismus das wichtigste und verbreitetste symbolische Buch der reformierten Kirche auch außerhalb der Schweiz. Sie verdient das große Ansehen, dessen sie sich erfreut, vollständig wegen ihrer besonnenen und biblischen Haltung, und wegen der irenischen Tendenz welche eine Annäherung an die lutherische Kirche erkennen läßt. Ein so bedeutendes und historisch wichtiges Buch ist es wohl wert, auch bei dem gegenwärtigen Geschlecht wieder in Erinnerung gebracht zu werden, damit dasselbe gemahnt werde an die unveräußerlichen Schätze der evangelischen Kirche, für welche die Väter stritten. Von solchem Gesichtspunkt aus sucht der Verfasser den Leser in das Verständnis seines Gegenstandes einzuführen und beleuchtet in geordneter Reihenfolge die wichtigsten Lehren: heil. Schrift, Gott, Sünde, Gottmensch, Erlösung, Rechtfertigung, Kirche, Sakramente, Gottesdienst, bürgerliche Ordnungen. Wir erwähnen, da wir auf Einzelnes nicht eingehen können, nur dies, daß die Erwählungslehre von der Helvetischen Konfession im wesentlichen Anschluß an biblische Ausdrücke, praktisch gewendet und ohne die Härten der calvinischen Theorie behandelt ist."

„Beweis des Glaubens." 1878. Dezember.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer. **Die Lehre vom verherrlichten Christus** und ihre Wichtigkeit für das Verständnis des Christentums und das christliche Leben. M. —. 75.

„Was das Heft betrifft, so rufe ich aus vollem Herzen: nimm und lies! — Die Lehre vom verherrlichten Christus, von Vielen als eine nicht mehr haltbare Vorstellungsweise betrachtet, von Andern zwar geglaubt, aber mehr nur anhangsweise und theoretisch behandelt, tritt hier in die innigste Beziehung zum praktischen Christenleben, als eine Kraft zur Selbstverleugnung, zum Wahrheitsbekenntnis, zur echten Liebeserweisung und zur ausharrenden Geduld in diesem schweiß- und thränenvollen Erdenleben. Es ist da eine Fülle von wesenhaften Gedanken, zum Nachdenken und Nachleben anspornend, und der überzeugungskräftige Nachweis, daß unser Leben nur dann ein zielhaftes ist, wenn wir an dem Glauben festhalten, daß Gott Seinen Sohn zur Herrlichkeit geführt hat, und an der Hoffnung, daß er sich

durch Seinen Sohn auch an uns verherrlichen, aus uns etwas Rechtes machen wird zum Lob der Gnade Christi."

„Appenzeller Sonntagsblatt." XVIII. Jahrgang. Nr. 18.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer. **Tertullian und seine Auferstehungslehre.** M. —. 40.

„In dieser Abhandlung ist es dem Verfasser darum zu thun, dem falschen Spiritualismus und Idealismus zu begegnen, welcher wie die Geschichte aller Zeiten bezeugt, nicht wenig zur Schädigung des christlichen Glaubens beiträgt. Er thut dies an der Hand des Buches Tertullians von der Auferstehung des Fleisches. Dieser große Kirchenlehrer, den der Verfasser in der Einleitung in kurzen Zügen trefflich charakterisiert, war durch und durch Realist, wovon besonders obiges Buch ein kräftiges Zeugnis ablegt, von welchem der Verfasser in zwei Teilen einen Auszug gibt: Im I. Teil: indem er die Einwendungen gegen die Auferstehung des Fleisches widerlegt; im II. Teil: indem er die hierauf bezüglichen Schriftaussagen, welche für und gegen diese Lehre zu sprechen scheinen, gründlich und der Reihe nach behandelt. Möchte dieses Büchlein mithelfen können zur Vertreibung aller falschen Geisterei!"

„Süddeutsche Landpost." 1878. Nr. 121.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer. **Der Beruf der Christen zum Zeugnis der Wahrheit in dieser Welt.** Zwei Reden über Mission und Politik. M. —. 50.

„Der bereits durch eine Reihe kleinerer Schriften bekannte Verfasser mahnt in der ersten Rede in herzlicher eindringender Weise zum Werke der Mission, das er in seiner Entstehung wie in seinem Fortgang als ein Gotteswerk darstellt, und zeigt, wie Gottes Werk durch uns vor allem Gottes Werk an und in uns voraussetze, und erst mit dem sehnlichst erwünschten Hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis Christi, das wir durch die Pflege der alle Kinder Gottes umfassenden, betenden Liebe fördern sollen, seinen Abschluß erreichen könne. Ist schon diese erste Rede eine zeitgemäße Predigt gegen die bloß äußerliche Werkerei des Missionierens, so noch viel wichtiger das Zeugnis der zweiten Rede über Politik und Religion. Gegenüber einer Weltreich und Kirche verquickenden Politik wird das weit und tiefgreifende Wort des HErrn: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" der Kirche der Gegenwart als Leitstern empfohlen und in treffender Weise erörtert und jedes das Wesen der Kirche gefährdende Kompromiß mit dem modernen Staat abgewiesen.

So sehr wir auch die letzte Handhabe benutzt haben möchten, dem Volksganzen mit dem Evangelium zu dienen, so sehr stimmen wir damit überein, daß das nicht um jeden Preis sein darf."

„Litterar. Beilage zur Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung." 1879. Nr. 29.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer. **Die Anfechtungen des Glaubens von Seite des modernen Zeitgeistes.** M. —. 60.

„Diese treffliche Schrift behandelt in lichtvoller Weise die wichtigsten Fragen der christlichen Apologetik. Ihre Absicht ist, wahrheitsuchenden Christen ein Leitstern aus den dunkeln Irrgängen des Zweifels heraus zu werden. Aus eigner Erfahrung, sagt Verfasser, wissen wir, was Anfechtung, aber auch, was Stärkung des Glaubens ist. Et tu aliquando reversus confirma fratres tuos, ist das Leitwort, in te domine speravi; ne confundar in aeternum, das Schlußwort des Schriftchens. Es sind zehn Positionen, welche Verfasser gegen die Angriffe des modernen Unglaubens verteidigt: der Glaube, als die höchste Erkenntnisquelle, die Religion, als objektives und lebensvolles Verhältnis zu Gott, das Christentum, als gute und vollkommene Gaben von oben, Gott und göttliche Weltordnung, als Realität, der Adel des Menschen, als zu sehen in der Person des Menschensohnes, JEsus von Nazareth, als der Gottmensch, Schuld, Sühne und Wiedergeburt, als bezeugt durch Gewissen und Erfahrung, die christliche Moral, als die einzig wahre und gesunde, die Kirche, in ihrer erhabenen himmlischen Stellung und unvergänglichen Lebenskraft, endlich Wunder und Gebetserhörung, diese „Antizipationen der wahren künftigen und definitiven Existenzform des Geistes," in ihrer Gewißheit trotz Kreuz und Tod. Verfasser läßt die Gegner meist in Worten der heiligen Schrift, welche zu diesem Zweck in merkwürdiger Präzision reichlich zu Gebote stehen, reden und zeigt schon dadurch, daß es keine neuen, sondern uralte und oft schon geschlagene Feinde sind. Es könnte auffallen, daß der Verfasser die Angriffe auf die hl. Schrift selbst nicht berücksichtigt. Verstehen wir ihn recht, so glaubt er mit dem Christentum und der Kirche auch die in letzterer bewahrten Urkunden der Offenbarung verteidigt zu haben, und dem ist auch so. Auch ist die Charakterisierung der modernen Gegner durch die zutreffendsten Worte dieses Jahrtausende alten Buches für jeden Nachdenkenden eine wunderbare Empfehlung desselben. Wissenschaftliche Vollständigkeit beansprucht das Büchlein nicht, es kämpft mit dem Riesen der modernen Aufklärung so, wie man ihn eigentlich allein treffen kann, nicht in voller Rüstung, sondern mit der unfehlbaren Schleuder Davids, mit durchschlagenden, die Hauptsache treffenden Argumenten. Möchte

das Büchlein von vielen Gebildeten, welche in unsrer trostlosen Zeit nach der Wahrheit suchen, gelesen werden, möchten es auch die Theologen und solche, die es werden wollen, nicht verachten!"

„Staats-Anzeiger für Württemberg." 1884. Nr. 290.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer. **Prinzip, Beruf und Entartung des Protestantismus.** M. —. 80.

„Der gute Kämpfer für das Positive unseres Christenglaubens hält auf dem Plan seiner heimischen Kämpfe das Banner des lebendigen Christus und HErrn der Kirche hoch gegen alle offenen und versteckten Anläufe der Widersacher. Was der schale Protestantismus besonders in Deutschland und der Schweiz seit 50 Jahren ausgeboren und mit seiner Fahne gedeckt in die Kirche und das Volksleben eingeführt resp. daraus verdrängt hat, z. B. die Leugnung der göttlichen Offenbarung, der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift, die Verdrängung des Gottessohnes, die Verachtung jeder Autorität, die geistliche Unmündigkeit des souveränen Kirchenvolkes u. s. w., das deckt er ungescheut in seiner Grund- und Bodenlosigkeit auf und ruft der Kirche der Gegenwart zu: kehre wieder zu dem Grund, darauf du erwachsen bist; halte was du hast! Nicht der eigene Protestantismus, welcher statt im Eifer für des HErrn Haus sich zu verzehren, sich für die eigene Haut wehrt und die Rechte des Fleisches und der Vernunft proklamiert, sondern jener heroische, weltüberwindende Glaube sollte wieder in Kraft treten, welcher allen Ruhm — auch den protestantischen — begräbt unter Christi Kreuz."

„Deutsche Reichspost." 1881. Nr. 201.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer. **Die Rede des Stephanus nach ihrer Bedeutung für die Gegenwart betrachtet.** Mit einem Vorwort von Dr. Heinrich W. J. Thiersch. M. 7. —

„Es ist für die Erkenntnis unserer sozialen Zustände von hoher Bedeutung, den deutschen Buchhandel und seine Wege in's Auge zu fassen; wir lernen dadurch die geistigen Strömungen erkennen, welche unsere Zeit beherrschen. Wie in allen unseren Verhältnissen, finden wir hier neben tiefem Schatten auch helles Licht, neben einer bedauerlichen Menge von Produktionen des „Geistes, der stets verneint", doch auch eine Fülle von trefflichen Sachen, in denen der Geist des HErrn waltet, neben wissenschaftlichen und belletristischen Veröffentlichungen, welche im

Dienste der heidnischen Weltanschauung stehen, auch eine ganz namhafte Zahl von Bücher und Zeitschriften aller Art, welche mit mehr oder weniger Entschiedenheit die christliche Lebensanschauung vertreten und fördern. Es ist ein schöner und dankbarer Beruf, als Verleger sich in den Dienst der göttlichen Wahrheit zu begeben und wir dürfen es rühmend und anerkennend hervorheben, daß dies eine stattliche Reihe von deutschen Verlagsfirmen, von katholischen, wie von nicht-römisch-katholischen, thut. Einen ehrenvollen Platz in dieser Reihe nimmt Richard Preyß in Augsburg mit seinem Verlage ein. Aus der Zahl der neuesten Publikationen des genannten Verlags heben wir heute die beiden obigen Werke heraus. Es sind lichtvolle, überaus lehrreiche Bücher, die wir nicht ohne reiche Anregung empfangen zu haben, aus der Hand legen. Von Herzen wünschen wir, daß solche Bücher in recht viele Hände nicht nur erweckter Christen, sondern namentlich auch der religiös Gleichgiltigen unserer Tage käme. Sie wären sehr geeignet, ihnen die Augen über ihren inneren Zustand zu öffnen. Was das Buch über die Rede des heiligen Stephanus anlangt, so bemerkt Hr. Prof. Dr. H. W. J. Thiersch in seinem Vorwort sehr zutreffend: „Die Arbeit meines Freundes, des Herrn Pfarrers Oehninger, über die Rede des Stephanus, ist nicht ein Kommentar im de Wette'schen Geschmack, eine dürre Zusammenstellung von Notizen aus Kodex A. und Kodex B., auch nicht eine bloße Nachzeichnung und Wiederholung des Gedankenzusammenhangs. Die Lehrer der alten Zeit schrieben Kommentare, die sich als selbstständige Geisteswerke lesen und genießen lassen. Etwas ähnliches hat man hier angestrebt. Wie dem Dichter erlaubt ist, an seinen Hauptgegenstand anmutige Ausflüge anzuknüpfen, so wird es wohl auch dem Prosaiker und dem Lehrer christlicher Wahrheit gestattet sein. Eine Behandlung, wie diese, hat auch ihre Berechtigung, und man darf wohl hoffen, daß sie dem Studium des Schriftworts und insbesondere der Wertschätzung dieses ewig köstlichen Buches der Apostelgeschichte St. Lucä förderlich sein werde." Wir kennen keinen größeren Apologeten gegen die modernen Pseudokritiker und Widersacher des Evangeliums, als den Erstmärtyrer St. Stephanus. Und gerade hierin liegt die große Bedeutung dieser gewaltigen Rede und auch der hier vorliegenden Arbeit darüber für die Gegenwart. Jenen heillosen (weil heilandlosen) Kritikern unserer Tage ruft Dr. Thiersch mit Recht zu: „Was hilft Kritik ohne Diakrisis der Geister, ohne Unterscheidung des Bösen und Guten, ohne ein erleuchtetes Auge zur Prüfung der Charaktere, ohne Unterscheidung zwischen treuen Zeugen und apokryphischen Fablern? Licht für Finsternis, Finsternis für Licht auszugeben, ist die allerärgste Kritiklosigkeit. Fahret fort, ihr Herren Kritiker, diese heiligen Evangelien, diese Apostelgeschichte voll kindlicher Frömmig-

keit und herodoteischer Schlichtheit zu verdächtigen; rufet sie für tot aus; sargt sie ein und versiegelt den Stein mit dem Petschaft eurer stolzen, falschberühmten Kunst! Wie die zwei Zeugen in der Offenbarung werden sie auferstehen. Euer kurzer Jubel wird zu Schanden werden, aber die den HErrn und Sein Wort lieben, werden sich freuen ewiglich." Daß diese Liebe zum HErrn und zu Seinem Worte erweckt, angefacht, in allen Herzen entzündet werde, dazu wird, so hoffen wir, diese treffliche Arbeit von Oehninger ein gut Teil beitragen. Der gute Kämpfer für das Positive unseres Christenglaubens hält das Banner des lebendigen Christus und HErrn der Kirche hoch gegen alle offenen und versteckten Anläufe der Widersacher."

„Beilage zur Augsburger Postzeitung." 1881. Nr. 62.

„Eins der herrlichsten Zeugnisse aus der Urkirche ist die Rede des Stephanus: das große Glaubensbekenntnis und der Schwanengesang des ersten Märtyrers. Dieselbe wird uns hier nach allen Seiten hin beleuchtet, — nach ihrer kritischen Seite und in ihrer gegenüber den modernem Widersachern des Evangeliums großen apologetischen Bedeutung von Thiersch, der das Werk mit einem längeren Vorworte einleitet, — nach ihrer Bedeutung für die Gegenwart von Oehninger in 40 tiefernsten und geistvollen Betrachtungen. Wir haben es hier mit einer Erklärung, um nicht zu sagen einem Kommentare zu thun, die nach Art der Kommentare der Väter und Reformatoren den Ballast textkritischer, grammatischer u. a. Bemerkungen, mit welcher mancher moderne Kommentar geradezu kokettiert, nicht mit sich herumträgt und den Text nicht philologisch zergliedert, sondern in einer für alle verständlichen Weise den Inhalt der Rede in rechtem Sinn versteht und uns deutet. „Der ganze offenbarungsgeschichtliche Überblick dieser Rede enthält zugleich die Grundzüge des göttlichen Thuns und des menschlichen Verhaltens dazu für alle Zeiten. Er ist außerordentlich reich an Typen und Vorbildern und bietet so einen Rahmen dar, in welchem sowohl die Geheimnisse des Himmelreichs als auch des menschlichen Herzens und alle religiösen Fragen der Gegenwart behandelt werden können. Es fällt in die Augen, daß diese typische Anwendung früherer Thaten und Führungen Gottes auf die Tage des Menschensohnes schon im Sinn unseres Zeugen lag, und wir werden auch nicht zu weit gehen, wenn wir sagen, daß es jedenfalls im Sinn des Heiligen Geistes ist, in welchem Stephanus geredet hat, und in welchem seine Rede für die Kirche niedergeschrieben worden ist — wenn hier die ganze reichsgeschichtliche Entwickelung seit den Tagen des Anfangs, der gegenwärtige Zustand der Christenheit und das, was ihr bevorsteht, im Lichte dieser Worte betrachtet und gedeutet werden." So spricht der Verfasser seine Ansicht über den gewissermaßen

prophetischen Charakter der Rede und die Intention aus, von der er sich bei Abfassung seines Werkes leiten ließ. Und fürwahr, dies Werk ist ihm trefflich gelungen! Es enthält eine Fülle von Licht über den Heilsratsschluß Gottes mit dem Einzelnen wie mit Seinem Volke, einen Reichtum von Warnungen und Tröstungen für unsere Zeit, und ist so voll aus der ganzen hl. Schrift geschöpfter, tief zu Herzen gehender, tröstender und stärkender Betrachtungen und Bemerkungen, daß uns wirklich beim Lesen desselben das Wehen des Geistes voll Glaubens und Kraft, von dem Oehninger im Vorworte spricht, fühlbar wurde und wir dem ernsten Leser dieses Buches nur viel geistliche Freude und reichen Segen versprechen können."

„Hessische Blätter." Sonnabend, den 1. August 1885.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer. **Der moderne Spiritismus** in historischer, wissenschaftlicher und religiöser Beziehung dargestellt und beurteilt. M. 1. —.

„Der wohl instruierte Verfasser gibt Nachricht über das Auftreten des Spiritismus in Amerika, Frankreich, England und Deutschland, prüft objektiv eingehend die wissenschaftlichen Theorien, stellt die spiritistische Moral und Religion als Rehabilitierung des Heidentums ins Licht und zieht den Schluß, daß unbestreitbare Thatsachen die Naturwissenschaft zum Eingehen auf dies Phänomen nötigen, der Spiritismus aber als Offenbarungsquelle unrein, verdächtig und darum verwerflich sei.

Wer sich über Geschichte und Wesen dieser — unseres Erachtens — modernen Form des Aberglaubens informieren will, findet manchen Aufschluß und dazu ein gesundes Urteil vom biblischen Standpunkte aus."

„Litterarischer Wegweiser für's evangelische Pfarrhaus 1883. Nr. 3.

Thiersch, Heinrich W. J. **Die Bergpredigt Christi** und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Neue Bearbeitung. M. 1. 80.

„Der Herr Verfasser hat sich bei Herausgabe dieser Schrift die große Aufgabe gestellt, die Worte in der Bergpredigt auszulegen und einzuschärfen. Die in diesem Abschnitt des göttlichen Wortes enthaltenen schweren Stellen, sowie die auf's Tiefste eingreifenden Gewissensfragen, welche dabei zur Sprache kommen, hat der Autor im Sinne des christlichen Altertums zu behandeln versucht.

Die für christliche Erkenntnis und christliches Leben bedeut-

samen Ergebnisse sind in edler populärer Sprache dargelegt. Die Ergebnisse der theologischen Wissenschaft und die Kommentare der ältesten Kirchenväter sind auf eine schlichte, aber zugleich zutreffende Art und Weise so benutzt und verwertet, daß das Lesen dieser Schrift selbst den tüchtigst theologisch Gebildeten förderlich und dienlich sein wird.

Fragen, welche in unserer Zeit eine besondere Bedeutung haben, hat der Verfasser allseitig beleuchtet. Des Verfassers Schrift wird überall da Anklang finden, wo die Bibel als unverbrüchliche, von Gott gegebene Richtschnur gilt, der Alle sich zu unterwerfen haben.

Heinrich W. J. Thiersch hat sich mit vorliegender Schrift geradezu die Aufgabe gestellt, eine Theologie zu bekämpfen, welcher die Bibel nur noch als ein Magazin von „Ideen" zur beliebigen Auswahl und Verwendung gilt und deren theologische Thätigkeit darin besteht, daß Jeder sich von diesen Ideen aneignet, was ihm zusagt, mit Hintansetzung alles dessen, das ihm nicht beliebt." „Deutsche Volkszeitung."

„Neue Hannov. Landeszeitung." 1878. Nr. 1737.

Thiersch, Heinrich W. J. **Blicke in die Lebensgeschichte des Propheten Daniel.** M. —.20.

„Daniel blieb in seiner Jugend unbefleckt. Er durfte das kommende Reich JEsu sehen und es verkündigen. Er bewährte sich in der Zeit der Verfolgungen, und bis an sein Ende harrte er treulich aus im Gebet für sich und sein Volk," das sind die vier Punkte die zur Sprache kommen. Der entschieden schriftgläubige Standpunkt und die gediegene Art des ehrwürdigen Mannes ist aus seinen vielen andern Schriften bekannt, und sie verleugnen sich auch in diesem anspruchslosen, einfachen Aufsatz nicht."

„Evangelisches Wochenblatt." Zürich. 1885. Nr. 4.

Thiersch, Heinrich W. J. **Die Kirche im apostolischen Zeitalter** und die Entstehung der neutestamentlichen Schriften. Dritte verbesserte Auflage. M. 6. —.

„Die Kirche im apostolischen Zeitalter ist ein Werk von solcher Bedeutung und gegenüber der negativen Kritik und dem Unglauben unserer Zeit von solcher Wichtigkeit, daß es schwer ist, nur kurz über dasselbe zu handeln. „Die alte Kirche war kein litterarisches Treibhaus, kein Klub streitender Sophisten, kein Spielplatz individueller Willkür." „Das Prinzip der Ordnung ist nicht durch römischen Herrschersinn oder auf-

keimenden Pfaffenstolz in sie hinein gekommen." „Sie selbst ist ihrem Wesen nach eine göttliche Stiftung, ein von Gott gestalteter Bau, ein Organismus, in dem sich lauter göttliche Gedanken ausprägen." „Die Kirche ist himmlischen Ursprunges und wird von dem auferstandenen Erlöser wunderbar geleitet; dennoch ist sie zugleich ein wahrhaft geschichtliches Gebilde." Diese Gedanken des Vorwortes bezeichnen die Anschauung des Verfassers vom Wesen und der ersten Gestalt der Kirche, wie sie in seinem Werke zur Darstellung kommen soll. Doch nicht um Gedanken, Anschauungen und Hypothesen eines einzelnen Gelehrten handelt es sich hier; sondern es treten uns in diesem Werke Thatsachen, heilige Thatsachen entgegen, die auf Grund ausgedehntester Schrift-, philologischer, philosophischer und historischer Studien uns hier vorgeführt werden. Die Kirche als hl. Organismus, ihre Fülle von Ämtern und darum manigfaltigen Funktionen und Segnungen, von Gaben und Kräften in ihrem göttlichen Ursprunge, aber historischen Entwickelung, die äußeren wie inneren Erlebnisse der Gemeinden und der Apostel mit ihren bestimmten Aufgaben, die ältesten Kirchen-Ordnungen und Sitten, Kirchenzucht und Anbetung, die ersten Irrlehren innerhalb der Gemeinden, die nachapostolische Entwickelung der Kirche, vor allem in Jerusalem, Antiochien, Alexandrien und Rom, und die Entstehung der neutestamentlichen Schriften, sowie der der apostolischen Väter und der neutestamentlichen Apokryphen. Dies alles wird uns hier treu nach den uns vorliegenden Berichten in einem großen lebensvollen historischen Bilde entwickelt, so wahr, so klar, so gründlich, wie wir es sonst nirgends gefunden und in keiner Vorlesung gehört haben.

Die Einleitung umfaßt unter den drei Teilen: das Heidentum, der alte Bund und das Judentum, Christus und die Kirche, eine neutestamentliche Zeitgeschichte, die uns zeigt, was es heißt, „als die Zeit erfüllet war," uns die Zeit vor Christi Geburt verstehen lehrt und uns trefflich in das Werk selbst einführt. Dieses umfaßt dann gemäß der drei Stufen der ersten Entwickelung der Kirche drei Kapitel: Die Wirksamkeit des Petrus, die Wirksamkeit des Paulus, wo wir besonders auf die Lebensgeschichte des Apostels bis zu seiner ersten Missionsreise hinweisen, die Wirksamkeit des Apostels Johannes und die Kirche am Ende des apostolischen Zeitalters.

Das Werk ist jedem gebildeten Leser verständlich, wenn es wohl auch vor allem für Theologen bestimmt ist. An die jüngeren unter diesen wendet sich Thiersch am Schlusse des Vorwortes zur 1. Auflage mit den Worten, die uns zugleich ein Zeugnis für den das ganze Buch durchwehenden Geist sind: „Rafft euch auf aus der Gleichgültigkeit und fasset Mut. Macht

euch frei von dem blinden Glauben an die, welche aus ihrer öden Seele nur die Kunst des Zweifels und des Argwohnes euch mitteilen können. Lernet wieder forschen und nicht nur nachschreiben; nicht bloß grübeln, sondern betend nach Wahrheit ringen! Kehret zu dem Quell der hl. Schriften zurück, dessen Wasser euch die Widersacher verdächtig gemacht haben. Schöpft wieder mit Vertrauen, und wenn Lebenskräfte in euch strömen, so erkennt, was es ist, was man euch rauben will!" Von diesem Geiste wird dies Werk getragen und erfüllt."

„Hessische Blätter." Mittwoch, den 20. Mai 1885.

Thiersch, Heinrich W. J. **Lavater.** Ein Vortrag. M. —. 60.

„Die biographische Skizze über Lavater kann Jedem empfohlen werden, dem eine geistvolle Charakteristik hervorragender Christen und leuchtender Vorbilder christlicher Frömmigkeit willkommen sind. Wo Heinrich Thiersch die Feder ergreift, da regt sich eine bewährte Meisterhand, der man immer etwas Neues verdankt. Lavater gehört unstreitig unter den in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervorragenden Persönlichkeiten zu den merkwürdigsten und auf dem Gebiete des christlich-religiösen Lebens auch zu den bedeutendsten. Dreißig Jahre lang war er der populärste Mann in Deutschland und der Schweiz und eine der gesuchtesten und berühmtesten Persönlichkeiten der ganzen gebildeten Welt. Von vielen Tausenden wurde Lavater als Berater, als Beichtvater, als persönlicher Helfer angerufen und gesucht, so daß es schwerlich als eine allzugroße Uebertreibung bezeichnet werden kann, wenn man ihn den „Gewissensrat von halb Europa" genannt hat. Wegen seiner Innigkeit und Zartheit ward er mit Fenelon verglichen. Von seinem Landsmann Johannes von Müller wurde er der Kirchenvater seines Jahrhunderts genannt."

„Evangelisch-Kirchlicher Anzeiger von Berlin." 1881. Nr. 35.

Thiersch, Heinrich W. J. **Melanchthon.** Ein Vortrag. M. — 60.

„Zu den im Jahr 1869 herausgegebenen „Biographischen Skizzen," welche vielfachen Beifall gefunden haben, bildet dieser Vortrag eine Ergänzung und reiht sich zunächst in würdiger Weise an die Skizze über Luther an.

„Melanchthon war es, der unter allen Reformatoren das Wesen der christlichen Kirche am richtigsten erkannt, das christliche Altertum am tiefsten erforscht und die Gebrechen des Reformationswerks am klarsten eingesehen hat." Diese Worte des Vorworts zeigen uns den Sinn, in welchem der Verfasser

seine Aufgabe aufgefaßt hat. Darin liegt auch die Bedeutung dieser Schrift. Wie bei einem Essay werden die Ergebnisse eigener und fremder Forschungen in anschaulicher und anmutiger Weise zusammengefaßt. Den Rahmen des Bildes bilden die Hauptsachen seiner Lebensgeschichte: sein Bildungsgang bis zu seinem Auftreten als Reformator — seine größte Leistung: die Augsburgische Konfession — sein Charakter — und die Bekümmernisse seiner letzten Lebensjahre. In Betreff der Kirche sagt der Vortrag von Melanchthon: „Was er anstrebte, war eine wohlgeordnete Landeskirche unter wahrhaft geistlicher Leitung, nicht abhängig von einem fürstlichen Hof; ebensowenig von einer demokratischen Menge; eine Kirche mit einfacher biblischer Lehrweise, mit strenger kirchlicher Zucht, mit einem feierlichen Gottesdienst, im Anschluß an das christliche Altertum." Auch in diesem Vortrage tritt wie in den vielen verdienstvollen Schriften des Verfassers nicht nur sein eminentes Wissen, sondern auch seine längst erprobte Gewissenhaftigkeit zu Tage, denn neben den Lichtseiten, die das Bild Melanchthon's zieren, werden auch die Schattenseiten aufrichtig ans Licht gestellt."

„Halte was du hast." I. Jahrgang. Heft 4.

Thiersch, Heinrich W. J. **Ueber Johannes von Müller den Geschichtschreiber** und seinen handschriftlichen Nachlaß. M. —. 80.

„Müller (gestorben zu Kassel als Staatssekretär des Königreichs Westfalen 1809) ist kein heroischer Charakter; sein zartes Gemüt erinnert an Melanchthon. In mancher Beziehung zeigt er sich seiner Zeit nicht gewachsen. Seine Schwächen und die seiner Geschichtschreibung werden von dem Verfasser keineswegs verheimlicht. Nichtsdestoweniger gewinnen wir den berühmten Sohn von Schaffhausen immer lieber, je weiter wir lesen. Aus dem Inhalt des Büchleins sei als besonders interessant hervorgehoben: die Schilderung der Studienzeit in Göttingen (S. 6 f.), die Audienz bei Friedrich dem Großen (S. 11), die religiöse Wendung in Müller's Leben (S. 12 ff.), das Gespräch mit Napoleon (S. 29). Eine Charakteristik der Werke Müller's findet sich S. 16—21. — Die Vorschläge, welche Thiersch hinsichtlich des reichen handschriftlichen Nachlasses äußert, verdienen es, von Gesellschaften für Geschichtsforschung und einzelnen wohlhabenden Geschichtsfreunden erwogen zu werden."

„Evangelisches Kirchen- und Schulblatt für Württemberg." 46. Jahrgang. Nr. 25.

„Während Goethe, Schiller und ihre großen Geistes- und Zeitgenossen mit freier Schöpferkraft und künstlerischer Gestaltung die deutsche Poesie aus ihrem gestaltlosen Chaos in die Sphäre

klassischer Schönheit und Kunst emporhoben, stand die Geschichtschreibung trotz einzelner ausgezeichneter Leistungen noch zu wenig selbstständig und sicher, im Hintergrund des geistigen Schaffens unserer Nation. Aber bei der allseitigen Bewegung und Anregung, welche diese Epoche in die Geister gebracht, konnte es nicht ausbleiben, daß die Deutschen, welche bisher an Geist und Geschmack den englischen und französischen Historikern zurückgeblieben waren, nun auch die Historiographie in den Vordergrund ihres geistigen Wirkens stellten. Eigentümlicher Weise wirkten gerade zwei Männer, die eingestandenermaßen nicht Fachhistoriker waren, ganz besonders auf die Geschichtschreibung ein, nämlich Herder durch seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ und Schiller durch seine bekannten Werke über den „Abfall der Niederlande“ und den „Dreißigjährigen Krieg.“ Diesen beiden Männern steht als ausgezeichneter Fachhistoriker Johannes von Müller gegenüber, berühmt geworden durch zwei hervorragende Werke, die „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte,“ für Deutschland die erste, den ganzen umfassenden Stoff bewältigende und durchdringende Darstellung der Universalgeschichte, und die „Schweizergeschichte,“ das erste große Beispiel einer ziemlich gelungenen Volksgeschichte mit patriotischem Haupt- und Grundton. Die Weite seines Horizontes, die Reife und Unbefangenheit seiner politischen Überzeugungen, Ehrfurcht für das geschichtlich Gewordene, Begeisterung für das Altertum und insbesondere auch für die deutsche Vorzeit befähigten ihn vor allen Anderen, „Schöpfer einer höheren Geschichte zu werden.“

Das Leben dieses großen Geschichtschreibers, den der Ehrenname des deutschen Thukydides schmückt, verdient ohne Frage eine monographische Bearbeitung und es kann uns nur freuen, daß es einer unserer bedeutendsten Historiker der Gegenwart ist, der sich dieser Aufgabe unterzogen hat. Mit wahrem Vergnügen bringen wir diese neueste Schrift H. W. Thiersch's zur Anzeige, dessen bewährte Feder unsere Leser kennen und schätzen gelernt haben. Wir finden hier den gründlichen und kritisch wohl erwogenen Niederschlag der zuverlässigsten Quellen und Hilfsmittel. In engem Rahmen wird uns eine lange Lebenszeit vor Augen gelegt, kurz gefaßt und doch ein ganz klares Bild gewährend, mit großen deutlichen Strichen gezeichnet. Ohne sich je in Kleinigkeiten zu verlieren, weiß der Verfasser doch scheinbar Unbedeutendes hervorzuheben und so das ganze Gemälde lebendig und anschaulich zu machen. Er weiß den wissenschaftlichen Wegen des Meisters überall nachzugehen — eine Fähigkeit, die nur die Verwandtschaft der Studien geben kann. Nachstehende Zeilen mögen uns einen kleinen Einblick in den reichen Inhalt der allegierten Schrift gewähren.

Johannes von Müllers Jugendzeit schildert der Verfasser

als eine sehr glückliche, seine Anlage für das historische Studium zeitigende. Seit 1769 studierte er Theologie in Göttingen, entfremdete sich aber derselben gar bald wieder. Das theologische Studium lag damals auf den meisten protestantischen Universitäten bereits sehr im Argen. „Joh. Dav. Michaelis glänzte zwar als Orientalist und förderte Müller's hebräische Studien, aber er entwürdigte das alte Testament durch possenhaften Vortrag und untergrub die Ehrfurcht vor der Bibel. Semler's oberflächliche rationalistische Kritik übte schädlichen Einfluß." ... Mehr fesseln den talentvollen jungen Mann die Historiker Walch und Schlözer; unter des Letzteren Leitung verfaßte er seine erste historische Arbeit: de Cimbris et bello Cimbrico (1772, deutsch von Dippold, 1810), die heute noch wertvoll ist. Bei seiner Rückkehr nach Schaffhausen entsagte er zum Bedauern seines Vaters gänzlich dem geistlichen Beruf und wurde Professor der griechischen Sprache am Gymnasium seiner Vaterstadt. Bereits aber „erfüllte die Schweizergeschichte ... sein ganzes Gemüt. Damit er sich ihr widmen könne, gaben die Behörden ihm Urlaub auf unbestimmte Zeit. Er durchreiste die Schweiz, die damals noch, so zu sagen, ein wenig bekannter historischer Urwald war, „erforschte mit Entzücken ihre mannigfaltigen Einrichtungen und Überlieferungen und vertiefte sich in die Urkunden der Vergangenheit." Am 7. Mai 1773 traf er mit Viktor von Bonstetten zusammen, mit dem ihn fortan die innigste Freundschaft verknüpfte. Friederike Brun hat die „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund" (Müller's und Bonstetten's) herausgegeben (Tübingen 1802), „dieses schöne Denkmal einer enthusiastischen Freundschaft, die das gegenwärtige Geschlecht kaum versteht." Einige Zeit Privatlehrer im Hause des Staatsrates Tronchin in Genf, hielt Müller dann in Tronchins Salon Vorlesungen über die Weltgeschichte. Im Jahre 1780 hatte er den ersten Band der Schweizergeschichte vollendet (er erschien in Boston, d. h. Bern). Gleichzeitig veröffentlichte er die Essais historiques (Berlin 1780) und hatte dann im Februar 1781 Audienz bei Friedrich dem Großen, fand aber in Berlin keine Anstellung. Er wandte sich nach Kassel, wo er die Stelle eines Professors der Statistik an der Militärschule annahm. Um diese Zeit litt er an tiefer Schwermut, fand aber auch durch das Studium der heiligen Schrift Erleuchtung und Frieden. Gedruckt ist aus jener Zeit (1782) das „Gespräch über das Christentum" vorhanden, das er im Bade Hofgeismar mit einer vornehmen, französisch gebildeten Dame geführt hat. „In Kassel, wo er bei seinen einsamen Studien diesen höchsten Aufschwung seines Lebens genommen, war seines Bleibens nicht. Er fühlte sich verlassen; es stand ihm kein wahrer Freund zur Seite. Er mußte wahrnehmen, wie man die Gelehrten verachtete. Die langweilige

Etikette und aristokratische Steifheit der kleinen Residenz belästigte ihn. Er lernte den Despotismus in der düstersten Gestalt kennen. Er sah den Abmarsch der hessischen Regimenter, welche der Landgraf den Engländern zur Bekämpfung der Amerikaner verkaufte. Auch drückte ihn die Armut. Er sehnte sich fort; fort nach der Schweiz, zu Bonstetten. Er verlangte seine Entlassung und bekam sie." Nachdem er sich einige Zeit bei Tronchin und den Freunden aufgehalten, hielt er wieder Vorlesungen über Geschichte in Bern unter dem Beifall der edelsten Aristokraten. Die Schlußvorlesung in Bern am 20. Januar 1786 bezeichnet er selbst als den glücklichsten Moment seines Lebens.

In diese Zeit fällt auch die merkwürdige Schrift „Die Reisen der Päpste" (1782, neue Auflage von Kloth, Aachen 1831), in welcher er eine „unbefangene Würdigung des Papsttums darlegte." Überhaupt hat Johannes von Müller am meisten gethan, um das Verständnis des Mittelalters wieder aufzuschließen. Ohne ihn, bemerkt H. W. J. Thiersch sehr wahr, würde schwerlich eine romantische Schule entstanden sein; sie erscheint wie eine Abzweigung der Müller'schen Historiographie. Er sah in der Hierarchie der Vorzeit das große Werkzeug der Vorsehung zur Erziehung der germanischen Völker, in dem Papst den Vormund unserer barbarischen Väter. Er erkannte in der geistlichen Gewalt das wohlthätige Gegengewicht gegen den Absolutismus der weltlichen Macht. Es war die Zeit des siegenden Militärdespotismus auf dem ganzen Kontinent, und man befürchtete Schlimmes von Joseph II. Das aufgeklärte Publikum begrüßte es mit unverständigem Jubel, als der neuerungslustige Kaiser die Kirchengüter säkularisierte und den Papst Pius VI. bei dessen Besuch in Wien demütigte. Müller wollte es aus der Geschichte darthun, wie gut es ist, wenn neben der weltlichen Macht, die sich so leicht zur erdrückenden Allgewalt steigert, eine zweite, geistliche Macht existiert, welche Halt genug besitzt, um sich nicht vor jener zu beugen, vielmehr als Beschützerin der Unterdrückten einzutreten. So ausgerüstet war Müller im Stande, die französische Revolution gleich bei ihren ersten Schritten richtig zu beurteilen. Er erkannte sofort die Verirrungen, durch die sie scheitern mußte: die Losreißung von dem geschichtlichen Boden, die Verkennung und Anfeindung der christlichen Kirche. Er bezeichnete richtig den Kontrast zwischen der französischen Umwälzung des achtzehnten und der englischen Freiheitsbewegung im siebenzehnten Jahrhundert, die nur darum heilsame Frucht bringen konnte, weil sie in ganz anderen Prinzipien wurzelte. Er verehrte in der Geschichte das göttliche Walten. Er erkannte in den Erlebnissen der Völker und der Einzelnen die Nemesis; in dem großen Gang der Ereignisse eine göttliche Erziehung des Menschengeschlechts; es leuchtete ihm das wahre Licht, das den

größten Geschichtschreibern des Altertums, wie Tacitus, noch verborgen war." —

In Mainz begleitete Müller die Stelle eines Bibliothekars des Kurfürsten und Erzkanzlers Friedrich Karl Joseph, Reichsfreiherrn von Erbthal, wurde aber bald in dessen Dienst ganz und gar Verwaltungsmann und Diplomat. Eine einzige Frucht seiner historischen Studien kam dort an's Licht in den Schriften über den deutschen Fürstenbund. Als Mainz 1792 in französische Hände gefallen war, ging er nach Wien, wo er als wirklicher Hofrat der Geheimen Hof- und Staatskanzlei eintrat, nachdem ihn der Kaiser zum Ritter von Sylfelden erhoben hatte. Im Herbst 1800 wurde er erster Kustos bei der kaiserlichen Bibliothek; „hier war er ganz in seinem Element." In die Wiener Zeit fallen eine Reihe von Gelegenheitsschriften, in denen er die preußische Politik bekämpfte: „Über den preußischen Separatfrieden, die Gefahren der Zeit, die Übereilungen, Mantua, Ausbeute von Borgoforte," dann die Übersetzung seines französischen Heftes über die allgemeine Geschichte in's Deutsche, der bekannten „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit."

„Im Jahre 1804 verließ er Wien und trat als königlicher Historiograph in preußische Dienste. Daneben war er Mitglied der Akademie. „Wenn er in der Akademie ein Memoire vorzutragen hatte, so war er ganz am rechten Ort. Dort hielt er jene Rede über den Untergang der Freiheit der alten Völker (30. Jan. 1806), wohl das vollendetste aller seiner historischen Erzeugnisse." Nach dem Fall des preußischen Staates hatte er mit Napoleon eine lange Unterredung in Berlin und kam dabei unverdient in den Verdacht der Achselträgerei und Vorliebe für die Sieger, ja der Verräterei. Auch Friedrich Gentz, mit dem er sich bis dahin leidlich verstanden hatte, sandte ihm aus Prag das berühmte fulminante Abschiedsschreiben, worin er ihn als Verräter brandmarkte. Jene harten Urteile über Müller waren nicht begründet. Der Weg, den er in jener unglücklichen Zeit betrat, war eben der der Resignation, nicht der des Heroismus, und beide Wege „haben in solchen Zeiten eine Berechtigung."

Aus dem preußischen Staatsdienste verabschiedet, nahm Müller 1807 einen Ruf nach Tübingen an; unterwegs aber, in Frankfurt a. M., erreichte ihn ein französischer Kurier mit dem Befehle Napoleons, sofort nach Fontainebleau zu kommen. Hier ward er zum Staatssekretär des neugeschaffenen Königreichs Westfalen ernannt. 1808 wurde er Generaldirektor der Studien. Am 22. August desselben Jahres hatte er die schwere Aufgabe, im Namen des Königs die Schlußrede an die westfälischen Stände zu halten. Diese vor allem hat man ihm verargt; er sprach sich zu schmeichelhaft über Napoleon aus und lobte sogar die Er-

richtung des westfälischen Königreichs. Drückend wurde seine Lage, als sich die ersten Spuren einer deutschen Bewegung zeigten: die Unruhen in Göttingen, Dörnberg's Verschwörung u. s. w. Durch letztere erbittert, fuhr Jerôme bei einer Hoffestlichkeit am 11. Mai 1809 Johannes v. Müller an: „Alle eure Universitäten taugen nichts, ich werde sie alle verbrennen; ich will nur Soldaten und Ignoranten!" Nun verlangte Müller seinen Abschied. Der Abschied, ein anderer Abschied wurde ihm zu Teil; er legte sein müdes Haupt nieder und starb am 29. Mai 1809 in Kassel. Die Regierung war zu karg, ihm einen Denkstein zu setzen. Kronprinz Ludwig von Bayern ließ das Grabmal errichten mit der Inschrift: „Was Thukydides den Griechen, war Johannes von Müller den Deutschen."

Anhangsweise handelt Thiersch über J. v. Müller's handschriftlichen Nachlaß, die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke durch J. G. Müller (Stuttgart, Cotta, 1810—1819, 27 Bände, neue Aufl. ebd. 1831—1835, 40 Bändchen), die reichen handschriftlichen Schätze, welche in der Ministerial- und der Stadt-Bibliothek zu Schaffhausen bis zur Stunde noch unbenutzt liegen. Wir können unserm Autor nur beistimmen, wenn er die Herstellung eines Katalogs der in den genannten beiden Bibliotheken liegenden Handschriften, eines Ergänzungsbandes zu den vorhandenen beiden Gesammtausgaben und einer Anthologie als wünschenswert bezeichnet. In letzterer Beziehung hat bereits Julius Hamberger vorgearbeitet, der unter dem Titel „Das Licht der Geschichte" (Gotha, 1870) eine Sammlung einzelner schöner Stellen herausgegeben hat. Die Herstellung des Katalogs und des Ergänzungsbandes wäre eine schöne Aufgabe für die historischen Vereine der Schweiz, insbesondere die allgemeine schweizerische geschichtforschende Gesellschaft, welcher auch die vorliegende Schrift gewidmet ist.

Das von dem Historiker Thiersch gezeichnete Lebensbild des großen Geschichtschreibers Johannes von Müller wird gewiß in allen gebildeten Kreisen ein entgegenkommendes Interesse finden und bedarf keiner Worte der Empfehlung. Gern würden wir bald dem Verfasser wieder auf diesem Felde begegnen und diesem Lebensbilde weitere Biographieen bedeutender Geistesmänner folgen sehen."

„Beilage zur Augsburger Postzeitung." 1881. Nr. 44.

Thiersch, Heinrich W. J. **Ursprung und Entwicklung der Kolonieen in Nordamerika** 1496—1776. M. 1. 50.

„Was hier geboten wird, ist eine freie geistvolle Bearbeitung von Auszügen aus Georg Bancroft's Geschichte der Ver-

einigten Staaten. Der Verfasser vergleicht sein Verhältnis zu diesem amerikanischen Schriftsteller mit der Stellung des Eutropius zu Livius. Er wünscht durch die Erzählung von vergangenen Tagen das Verständnis der Gegenwart zu fördern. Und kommt denn nicht diesem Wunsche des Gelehrten ein allseitiges Verlangen unter uns Deutschen entgegen? Längst steht Nordamerika im Vordergrund unseres Interesses; in seine neueste Geschichte ist bei vielen die eigene Familiengeschichte hineinverwoben. Wer würde nicht gerne an der Hand eines sachkundigen Führers den Ursprung und die Entwicklung der nordamerikanischen Kolonieen näher kennen lernen? Aber noch um eines anderen Grundes willen ist das Thiersch'sche Buch hochwillkommen zu heißen. Gerade jetzt befindet sich ja die deutsche Kolonialbewegung in einem frühlingsmäßigen Aufblühen. Wie viele wichtige Lehren sind in der vorliegenden Schrift für alle enthalten, die an dieser Bewegung irgendwie teilnehmen! Die Arbeit ist in hohem Grade zeitgemäß und die Beschäftigung mit ihr genuß- und gewinnreich."

„Evangelisches Kirchen- und Schulblatt für Württemberg."
46. Jahrgang. Nr. 25.

„Die „Allgemeine Schweizer Zeitung" sagt über dies Werk des berühmten Verfassers u. a.: Selten noch haben wir einen historischen Essay mit demselben Genusse gelesen, wie die uns hier zur Besprechung vorliegende Schrift von Thiersch über die Entwickelungsgeschichte der Vereinigten Staaten . . . . . Das Büchlein zerfällt in 13 Abschnitte, deren jeder ein künstlerisch abgerundetes Ganzes bildet . . . . . Wir dürfen dem Verfasser das Zeugnis ausstellen, daß er die Aufgabe, welche er sich gestellt hat, „den Zusammenhang der Thatsachen zu zeigen, das Verständnis der Gegenwart zu fördern, eine ethische Würdigung der Charaktere anzubahnen, und auf die großen Lehren, welche in dieser reichen und wechselvollen Geschichte enthalten sind, hinzuweisen," — in schöner Weise gelöst hat. — Die Augsburger „Allgem. Ztg.," welche dieser Schrift einen längeren Artikel widmet, führt mit Recht aus, wie eine rechte Geschichte der Vereinigten Staaten ohne Verständnis für die fundamentale Wichtigkeit des religiösen Moments gar nicht geschrieben werden könne, und bedauert nur, daß Thiersch, der diese treibenden religiösen Kräfte in den verschiedenen Formen ihres Auftretens in so hohem Grade zu würdigen wisse, sich nicht dazu entschließen konnte, an Stelle der summarischen Form die ausführliche Erzählung zu wählen. — Wir wünschen dem Büchlein einen recht großen Leserkreis."

„Zeitung für Hinterpommern." 1883. Nr. 179.

„Der geschätzte Verfasser, der seit vielen Jahren die englische

Geschichte zu seinem Lieblingsstudium gemacht hat, gibt in dem oben angeführten Büchlein ein lebensgetreues Bild des Zeitalters der Reformation und der Revolution in England, welches ihm nächst der französischen Revolution als das merkwürdigste und lehrreichste Stück der neueren Geschichte erscheint. — Durch das Studium eines Guizot, Ranke, Macaulay, Froude und Gardiner auf die Geschichte von Nordamerika geführt, versenkt er sich endlich in die geistvollen Forschungen des großen George Bancroft, der ja auch dem deutschen Volke als amerikanischer Gesandter am Hofe zu Berlin Jahrzehnte lang so nahe stand. — Eine seltene Fülle der Kenntnisse, eine meisterhafte Darstellungskunst, eine bewunderungswürdige Tiefe staatsmännischer Einsicht fand Thiersch in Bancroft's großem Werke glücklich vereinigt, und bedauerte nur, daß der bedeutende Umfang desselben seine allgemeinere Verbreitung erschwere. Da kam Thiersch der eminent praktische Gedanke, in seinem kleinen obenerwähnten Buche eine Art Breviarium des großen Bancroft'schen Geschichtswerkes zu schaffen, habe doch, wie er sich ausdrückt, neben Livius auch Eutropius zu existieren ein Recht.

Und sein Vornehmen ist ihm in der That in einer überraschend glücklichen Weise gelungen. Die Klippe, an welcher derartige Breviarien gewöhnlich scheitern, das trocken Tabellenartige, hat er mit kundiger Hand umschifft. Er hat sich bemüht, das Wichtigste und Ansprechendste aus dem unermeßlichen Materiale, das sich ihm bot, zu wählen und dessen ungeachtet den Zusammenhang der Thatsachen in verständnisfördernder Weise festzuhalten. Nach einem einleitenden Worte über die Kolonieen des Altertums berührt er die Entdeckung Amerikas und die dieser folgende Herrschaft der Spanier in Florida, sowie der Franzosen in Kanada und Carolina. Hieran schließen sich in Thiersch's Schilderung die englischen Abenteurer, die „Pilgerväter," die Missionen der französischen Jesuiten, „Quäcker," „Herrnhuter" und „Methodisten", die Indianer und Neger, sowie endlich die Kolonieen am Vorabend der Unabhängigkeitserklärung. Wohlthuend berühren besonders auch Thiersch's Schilderungen des abenteuernden de Soto und der lieblichen Prinzessin Pokahontas. Sie erscheinen in unserer materialistischen Zeit wie eine Gewähr, daß hie und da doch noch ein sinnig-schauendes Auge. Unwillkürlich fühlt sich der Schreiber dieser Zeilen an den Strom des Mississippi versetzt, und auf jenem Hügel, von dem er vor Jahren auf den Wellenspiegel zu seinen Füßen niederschaute und der Zeit gedachte, in welcher der ritterliche Spanier hier in den Fluten zur Ruhe bestattet wurde, wie einst König Alarich im Bette des Busento. Thiersch's Schlußworte endlich über die Indianer und Neger zeugen von edelster, wahrhaft menschlicher Gesinnung, und verdienen um so mehr den Dank der Geschichtsforschung als sie

erwärmend eine Materie beleuchten, die für so Viele noch im Dämmerlichte liegt."

„Weltpost." Blätter für deutsche Auswanderung, Kolonisation und Weltverkehr. 1881. 2. Heft.

Thiersch, Heinrich W. J. **John Wesley.** Ein Vortrag. M. —. 60.

„In den Zeiten des alten Bundes, wenn Israel durch seine Schuld in die Knechtschaft heidnischer Nachbarn geraten war, erweckte der HErr auf den Hilferuf Seines Volkes ihnen einen Richter, der sie befreite, ihnen Recht schaffte und sie auf die Wege Gottes zurückführte . . . Ähnlich waltet Gottes Treue auch über Seiner Christenheit. Auch ihre Geschichte ist eine Reihe von Versündigungen und Züchtigungen. Jedes Jahrhundert hat seine besonderen geistlichen Gefahren und Verirrungen. Der HErr aber bereitet sich von Geschlecht zu Geschlecht Werkzeuge für die Arbeit, welcher die Zeit bedarf . . . . . Ein solcher Knecht Gottes . . . ist John Wesley gewesen." Das ist der Gesichtspunkt, von welchem aus der Herr Verfasser den Mann ansieht. So sehr er nun aber auch zu einer sympathischen und freundlichen Beurteilung desselben angethan ist, so wenig verschweigt er doch die Fehler, welche von Wesley begangen wurden. Wir können der Beurteilung nur zustimmen und die Darstellung nur loben. Das Schriftchen ist aus einem in Basel gehaltenen Vortrag hervorgegangen. — Die Frage, wie sich unsere Landeskirchen bei dem Eindringen des Methodismus verhalten sollten, wird durch das Schriftchen weder angeregt, noch beantwortet. Aber es gibt doch eine Grundlage für die Behandlung der Frage, und außerdem muß es für jeden evangelischen Christen von Interesse sein, die Anfänge dieser Gemeinschaft und die Person ihres Gründers näher kennen zu lernen. Die Bekanntschaft an der Hand eines so bedeutenden Theologen wie Heinrich Thiersch zu machen, kann nur erwünscht sein. Wir empfehlen das Schriftchen bestens."

„Deutsche Reichspost." 1879. Nr. 174.

Thiersch, Heinrich W. J. und **August Thiersch. Die Physiognomie des Mondes.** Versuch einer Deutung derselben im Anschluß an die Arbeiten von Mädler, Nasmyth und Carpenter. M. 2. —.

„Die Verfasser haben ihr Werk schon 1879 unter dem Namen Asterios erscheinen lassen. Jetzt veranlaßt sie der Beifall, den es gefunden, den Schleier der Pseudonymität abzustreifen. Als Motto wird folgender Ausspruch von Beer-Mädler vorangestellt: „Hier ist ein weites Feld zu Forschungen, und wenn es einst

gelingen sollte, die selenogenetische Hieroglyphe zu deuten, so wäre ein wichtiger Fortschritt in der Physik der Weltkörper gewonnen.“ H. und A. Thiersch hoffen durch die von ihnen aufgestellte Hypothese einen solchen Fortschritt vorbereitet zu haben. Sie erklären die eigentümlichen kreisförmigen Gebilde auf der Oberfläche des Mondes, die Wallebenen, Ringgebirge, Bergkränze, Krater und Gruben für Wirkungen von Kollisionen dieses Planeten mit kleineren Weltkörpern. Durch Streifzüge auf andere Gebiete der Astronomie, besonders auch der Geologie, wird die Einfachheit und Konsequenz der von Proctor (S. 17 und 34), Dana (S. 27), Mayer und Secchi (S. 31) angebahnten, aber hier zum erstenmal klar dargelegten selenogenetischen Theorie beleuchtet. Die dem Werke beigegebenen vier Tafeln veranschaulichen einige Wallebenen und Ringgebirge und dienen wesentlich zur Erläuterung des Inhalts. Ausdrücklich sei noch erwähnt, daß diese Schrift Bescheidenheit in der Auseinandersetzung der wissenschaftlichen Forschungen und Entschiedenheit in der Behauptung der biblischen Schöpfungslehre (vgl. S. 37) in wohlthuender Weise miteinander verbindet.“

„Evangelisches Kirchen- und Schulblatt für Württemberg.“ 46. Jahrgang. Nr. 25.

Ueber die Menschwerdung des Sohnes Gottes. M. —. 10.

„Eine kurze Betrachtung eines ungenannten Verfassers über die zwei Naturen in Christo in klarer, einfacher Sprache. Ihr Zweck ist, mit beizutragen zum Glauben, daß JEsus sei der Christ, des lebendigen Gottes Sohn.“

„Christlicher Bücherschatz.“ III. Jahrgang.

„Eine kurze Untersuchung dieser schwierigen Frage an der Hand der heiligen Schrift und der ältesten Bekenntnisse.“

„Pfälzische Post.“ 1883. Nr. 120.

Was ist Magnetismus? Und was sind seine Begleiter: Hellsehen und Befragen der Toten? Aus dem Englischen. M. —. 80.

„Ein treffliches Schriftchen, welches auf Grund der heiligen Schrift das Verkehrte, Sündliche und Gefährliche dieser Geheimkünste beleuchtet, die Entschuldigungen und irrtümlichen Erklärungen, womit man Magnetismus, Spiritismus u. s. w. entweder zu schützen, oder als etwas Natürliches darzustellen sucht, der Reihe nach schlagend widerlegt und den gerechtfertigten Wunsch ausspricht, daß nicht bloß die Diener des HErrn wie ein Mann wider dies Treiben zeugen, sondern auch die Regierungen solche

Dinge mit starker Hand unterdrücken mögen, auch wenn die so genannten Spiritisten, Wahrsager u. s. w. lauter Betrüger wären, viel mehr aber, wenn sie nicht betrügen, und es nicht Alles geschickter Schwindel ist, sondern schreckliche Wirklichkeit. Wir empfehlen dieses Schriftchen zur weitesten Verbreitung, namentlich unter denen, die der Versuchung, den Magnetismus und seine Begleiter zu begünstigen oder anzuwenden, ausgesetzt sind."

„Mecklenburgisches Kirchen= und Zeitblatt." 1881. Nr. 12.

Winke für Frauen und Mütter. Von einer Hausfrau. Zweite Auflage. M. —. 20.

Winke an Mädchen, die im Begriffe stehen, in den Dienst zu treten. Von einer Hausfrau. Zweite Auflage. M. —. 20.

Winke für Hausfrauen als Herrschaften. Von einer Hausfrau. Zweite Auflage. M. —. 20.

„Diese drei Schriftchen reihen sich würdig der vor Kurzem in diesem Blatte empfohlenen Schrift „Das christliche Hauswesen von einem Familienvater" an. — Von besonderem Werte möchte auch die Verbreitung der zweiten Schrift sein, in der die wahre Würde und Wichtigkeit des Dienstbotenverhältnisses in klares Licht gestellt wird, nämlich: daß die Dienstboten Christum zu ihrem Vorbild in Gehorsam, den er in Knechtsgestalt geübt, in der Treue in allen Stücken hauptsächlich im Gegensatz zur Veruntreuung, in der Mildthätigkeit im Gegensatz zum Aufwandmachen, in der rechten Zufriedenheit mit ihrer Stellung haben und ihrer Herrschaft als dem HErrn dienen sollen. Die dritte Schrift weist auf das Verhalten der Herrschaften zu ihren Dienstboten hin, indem sie den Herrschaften mit großem Ernste zu Gewissen redet, daß sie von ihren Dienstboten nicht mehr verlangen können, als sie ihnen mit eigenem Vorbild vorangehen, daß sie ihnen im eifrigen treuen Dienst, in der Genügsamkeit mit der Stellung und Lebensweise, die Gott ihnen angewiesen, vorangehen, daß sie dieselben teilnehmen lassen an den Segnungen der Familie und sie nicht bloß mit Geld, sondern auch mit Liebe und Fürsorge bezahlen; kurz, daß sie stets eingedenk bleiben, daß sie heilige Pflichten gegen ihre Dienstboten zu erfüllen haben. Wir schließen mit dem aufrichtigen und dringenden Wunsch, daß diese zeitgemäßen Schriften recht viel gelesen und befolgt werden möchten."

„Deutsche Volkszeitung."
„Neue Hannov. Landeszeitung." 1878. Nr. 1723.

Die Liturgie der christlichen Kirche oder Darstellung der richtigen Feier des heiligen Abendmahls mit Vergleich der Abendmahlsfeier der Griechischen, der Römischen, der Anglikanischen und der Lutherischen Abteilungen der Kirche. Mit einer Parallel-Tabelle. Zweite neubearbeitete Auflage. M. —. 75.

Lutz, Joh. Evang. G., vormaligen Dekan und Pfarrer. Prüfung des Geistes unserer Zeit. Ein Wort der Wahrheit in Liebe an die Gläubigen und Ungläubigen aller christlichen Konfessionen. Zweite vermehrte Auflage. M. 1. 20.

Oehninger, Friedrich, Pfarrer in Laufen am Rheinfall, Gottes Walten in der Kirche der Gegenwart. Referat vor dem Züricher Synodalverein. M. —. 50.

Richthofen, Gotthard Freiherr von, Die Wiederkunft JEsu Christi und die Zeichen der letzten Zeit. M. —. 80.

Ueber die Bewahrung vor der großen widerchristlichen Trübsal und die Gaben Gottes zur Erfüllung des Berufs der Kirche. M. —. 25.

Vorlesungen über die Liturgie und die anderen Gottesdienste der Kirche. Erster Band: Die Eucharistie oder das Abendmahl des HErrn. Aus dem Englischen übersetzt von Volko Freiherrn von Richthofen. Zweite Auflage. M. 4. —

Woringer, L. A., Unsere Zeit und die sie unterscheidenden Merkmale nach der heiligen Schrift beleuchtet in vier Vorträgen. M. 1. 50.

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.